Die

allerneueſte deutſche

Orthographie

des achtzehnten Jahrhunderts,

erfunden von Klopſtock,

nachgeahmt von dem Deſſauiſchen Erziehungsinſtitute,

ausgeziſcht von der gelehrten Welt, und übergegangen in die Vergeſſenheit.

Herausgegeben von einem Mennoniten.

Frankfurt und Leipzig,

1779.

Dem

Hochedlen und Hochgeehrte-

ſten Herrn,

Herrn

Behrend Roſe,

vornehmen Kauf- und Handelsmann

in Hamburg

widmet

dieſe Blätter

zur Bezeugung ſeiner Hochachtung

und Ergebenheit

der Verfaſſer.

Hochedler,

Hochgeehrteſter Herr,

Ich hab' in meinem Leben von Hamburg und ſeinen Einwohnern ſo viel Gutes gehört, habe mir immer dieſe Stadt als den Sitz deutſcher Redlichkeit vorgeſtellt, und bin in die Bekanntſchaft ſo vieler würdiger Menſchen, die aus derſelben herſtammten, durch Gottes Fügung gerathen, daß ich, weil ein Gelehrter, der kein öffentliches Amt hat, überall zu hauſe iſt, oft ſchon willens geweſen bin, mich dorthin zu begeben, und daſelbſt wenigſtens den Sommer meiner irdiſchen Exiſtenz, der ſeit kurzem eingetreten iſt, in der Geſellſchaft gutgeſinnter Freunde, die ich ohnſtreitig auch in Hamburg würde gefunden haben, zu verleben. Das Beyſpiel einiger großer und verdienſtvoller Männer, die in Hammoniens Gefilden privatiſiren, und in ihrem Privatſtande glücklich ſind, hätte meinen Entſchluß beynahe zur Reiſe gebracht,

wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse dazwischen gekommen wären; groſser und verdienstvoller Männer, sage ich, unter welchen ich insonderheit einen Klopstock, Campe, Claudius und Wittenberg mit wahrer Hochachtung und Werthschätzung nenne.

Denn ob ich gleich, was die beyden ersten, Klopstock und Campe, betrift, meine Unzufriedenheit mit ihren Proceduren, die deutsche Sprachverbesserung betreffend, in diesen Blättern geäussert, und was an ihnen wirklich zu tadeln war, ungescheut getadelt habe; so glaube ich doch, daß es sehr wohl mit einander bestehen kann, den Werth eines Mannes zu empfinden, sein Talent, seine Gelehrsamkeit, seinen Charakter zu verehren, und doch, wenn menschliche Schwachheit ihn anwandelt, und wenn er solche Dinge vornimmt, woraus mancher schlieſsen möchte, daß es im Oberstübchen bey ihm nicht richtig wäre, ihn freundschaftlich zurecht zu weisen.

Freylich pflegen dergleichen Zurechtwei-

weiſungen oft ihres Zwecks zu verfehlen, oft mit Verachtung und Kränkungen von mancherley Art vergolten zu werden, freylich iſt der Geruch des Weihrauchs groſſen Männern familiärer, und ihrer Sinnlichkeit behaglicher, als der von Aſa foetida, aber jener betäubt und macht ſchwindeln, dieſer ſtärkt die ſchwachen Nerven, und ſtellt die zerrüttete Verdauungskraft wiederum her; und wem's einmahl um Wahrheit und Recht in der Theorie und in der Praxi zu thun iſt, wer einmahl aus zulänglichen Gründen das qu'en dira-t-on nicht achtet, der muß allenfalls mit einigen Streifſchüſſen vorlieb nehmen, und eine derbe Maulſchelle, die von hoher, angebeteter Hand kommt, mit einem demüthigen Handkuſſe erwiedern.

So machen wirs gegen das ſchöne Geſchlecht; und ſo ſollten wir uns auch gegen die groſſen Männer aufführen, die das Ruder der Litteratur und des Geſchmacks in Händen haben, und von der halben Chriſtenheit, die nichts weniger als päbſtiſch geſinnet iſt, für infallibel gehalten

werden. So sollten wirs machen, wie ein gewisser Handwerksbursche in meinem Vaterlande, der sich ausserordentlich geehrt glaubte, weil ein groſser Monarch mit ihm gesprochen, und ihm ein: Hundsvott geh aus dem Wege! entgegengerufen hatte.

Doch wo gerathe ich hin? Das machen die schwülen Sommertage, daſs man so ein wenig ausschweift, und, weil man zum Arbeiten zu faul ist, ein Stündchen nach dem andern verschwatzet. — Was Ew. Hochedeln betrift, so hab ich zwar nicht die Ehre, Dieselben von Person zu kennen, ich bin aber durch den Ruf von den vorzüglichen Eigenschaften, welche Dero Gemüth und Verhalten allen, die das Verdienst in jedem Stande zu schätzen wissen, verehrungswürdig machen, von Dero Geneigtheit gegen die Gelehrten, von Dero unbescholtenen Rechtschaffenheit, und von Ihrer Wohlthätigkeit gegen alle, die des Wohlthuns und der Unterstützung bedürfen, hinlänglich unterrichtet worden, und hab' es daher für Pflicht gehalten, Ihnen durch die Zueignung

nung dieſer Schrift einen öffentlichen Beweis meiner Hochachtung und Ergebenheit zu geben. Ein würdiger Mann, den Sie kennen, und mit dem ich jetzt in einiger Verbindung ſtehe, bieder und offenherzig, und gutdenkend, wie Sie, hat mich dazu veranlaßt, und ich will mich freuen, wenn ich hören werde, daß Ihnen dieſes mein Unternehmen zum Wohlgefallen gereicht.

Vielleicht findet ſich noch in der Folge eine Gelegenheit, daß wir uns dem Fleiſche nach kennen lernen, und dann, würdiger Mann! mündlich ein mehreres. Zeitliches Glück, Freuden und Ergötzlichkeiten der Erde, die oft ſo ſchwer zu erlangen, ſo bald zu verbittern, und ſo leicht zu verlieren ſind, brauch ich Ihnen nicht zu wünſchen, denn das alles beſitzen und genießen Sie ohnſtreitig, und genießen es, welches ſehr viel werth iſt, mit einem guten Gewiſſen. Ich wünſch' Ihnen vielmehr für alles, was Sie Gutes thun und wirken, für Ihre Betriebſamkeit in gemeinnützigen Geſchäften, für jede Er-

leichterung, die Sie dem Nothleidenden und dem Bedrängten verschaffen, Belohnungen höherer Art, Schätze, die unzerstörbar, und Vergnügungen, die, wie unsere Seele, unsterblich sind.

Ich habe mich nicht darum bekümmert, ob Sie Klopstocks Freund sind, oder nicht; ich glaube aber, daß, wenn Sie auch sein wärmster Freund und sein Vertrauter seyn sollten, die ungezwungene Art, womit ich in den folgenden Blättern über sein Unternehmen die deutsche Rechtschreibung betreffend, meine Meynung gesagt habe, Ihnen nicht mißfallen wird. Ich fürchte mich nicht, entdeckt zu werden, und will mich vornehmlich Ihnen entdecken, sobald ich merken werde, daß Sie es wünschen. Wie ichs aber anfange, um dies zu merken — je nun, das weiß ich selbst nicht, kommt Zeit, kommt Rath.

Ich empfehle meine Schrift Ihrer geneigten Aufnahme, erbitte mir für die Zukunft Ihre Gewogenheit, und habe die Ehre, mit besonderer Hochachtung zu verharren

Ew. Hochedelu

ergebenster Diener,
der Verfasser.

Vor-

Vorerinnerung.

Ich bin lange unentschlossen gewesen, ob ich etwas über die neue deutsche Rechtschreibung, die Klopstock neuerlich empfohlen, und das Dessauische Erziehungsinstitut in seinen pädagogischen Unterhandlungen getreulich nachgeahmt hat, schreiben, oder ihren Ungrund und das Schädliche und Ungereimte davon zu zeigen, andern überlassen sollte. Erinnerungen dagegen zu machen, und mit unter über den Einfall des Erfinders mit Beybehaltung aller ihm gebührenden Achtung ein wenig zu spötteln, schien mir in vieler Absicht ein nöthiges, und nützliches Unternehmen zu seyn, um so viel nöthiger, je bekannter und ausgemachter es ist, daß die vermeynten Verbesserungen, die seit geraumer Zeit mit unsrer Muttersprache vorgenommen, und von so vielen aus blinder Neuerungssucht mit beyden Händen ergriffen werden, nicht von geringen, unbedeutenden Leu-

ten

ten, nicht von Pygmäen oder Nachtwächtern in der gelehrten Republik, sondern von solchen hellsehenden, originellen Köpfen herrühren, welche der Genius in ihrer Geburtsstunde lieblich angelächelt, und Schöpferskraft in ihre Seele, Grazie in ihren Ausdruck, und hinreissende Bezauberung oder Erfurchtgebietende Würde in ihren Umgang gelegt hat. Mag es doch immerhin dreist und verwegen heissen, gegen solche Genies, als Klopstock und Göthe sind, sich aufzulehnen, und ihre Vorschläge, ihre Regeln, ihre Schreibart nicht als Orakelsprüche quasi ex tripode dicta gelten lassen zu wollen; genung, daß menschliche Schwachheit den größten Männern auch anklebt, daß gelehrter oder ungelehrter Enthusiasmus, wenn er eine schiefe Richtung bekömmt, nicht selten in Aberwitz und Schwärmerey ausartet, und daß das bekannte latejnische Sprüchwort noch immer wahr bleibt, und von Zeit zu Zeit durch auffallende Beyspiele bestätigt wird: quandoque bonus dormitat Homerus.

Erinnerungen und Gegenvorstellungen gegen dergleichen Unternehmungen unserer Sprachreformatoren, woran oft die Begierde, berühmt und unvergeßlich zu werden, keinen geringen Antheil hat, schienen mir also

so,

so, wie gesagt, auf alle Fälle nöthig und nützlich zu seyn; nicht, als ob ich befürchtete, es möchte die funkelnagelneue Rechtschreibung ihrer Neuheit, Kürze, Verständlichkeit und anderer Tugenden wegen allgemein angenommen, oder gar, wenn Könige und Fürsten, wie das zuweilen geschieht, in die Zänkereyen und Erfindeleyen der Gelehrten sich mischen sollten, durch obrigkeitliche Befehle eingeführt werden, denn damit hats vor der Hand wohl nicht Noth; sondern damit diejenigen, entweder ganz einfältigen und von allem Mutterwitz verlassenen, oder doch kurzsichtigen, nachahmungsbegierigen, und nachtwächterähnlichen Seelen, die ohne Brille nicht sehen, ohne Kanonenschuß nicht hören, und ohne Krücke nicht gehen können, kräftig überzeugt werden mögen: es sey nicht alles Gold, was glänzet, nicht alles praktikabel und nutzbar, was dafür ausgegeben wird, es herrsche nirgends mehr Dunst und Windbeuteley, als unter den Gelehrten, und es sey eine goldne Regel: Prüfet alles, und das Beste behaltet. Daß diese Regel aber nur denn anwendbar sey, wenn in den neuen Vorschlägen, die uns zur Prüfung vorgelegt, oder gebieterisch bey Vermeidung der Strafe, des Hohns und Spotts, der

ben Dunsen bereitet ist, aufgedrungen wer-
den, wirklich etwas Gutes ist, sollt es auch
nur ein Linschen seyn, welches verhältniß-
mäßig das Beste heissen kann, das versteht
sich von selbst.

Ich hätte zwar ohne Bedenken meinen
ehrlichen Nahmen diesen Blättern vorse-
tzen, und dadurch das Urtheil manches Re-
censenten, dem an Nahme und Person und
Individualität mehr, als an der Sache ge-
legen ist, bestimmen können, denn ich habe
mich niemahls gefürchtet, die Wahrheit zu
sagen, und darüber ertappt zu werden,
sollten auch Mückenstiche, oder Entziehung
einer Hand voll' Gerste daraus für mich
erfolgt seyn; ich wollte indeß auch einmahl,
wie so viele andere große und kleine Män-
ner im Trüben fischen, und hinter dem
Vorhange lauschen, ob ich etwa ein wahr
Wörtchen, ein Wörtchen zu seiner Zeit ge-
redt, diesem oder jenem, der ein dickes,
ungesundes Blut hat, den Schwären aufs
gestochen, und den Beyfall dieses oder je-
nes braven Mannes, der weder iner noch
aner ist, erlangt hätte. Doch verbindet
mich meine gewöhnliche Offenherzigkeit,
wenigstens eine, und zwar sehr triftige Ur-
sache anzugeben, warum ich meinen Nah-
men

nen verſchwiegen, und alles ſo eingeleitet habe, daß ich wenigſtens ſo lange, als es mir ſelbſt gefallen wird, verborgen bleiben, und mit aller Behaglichkeit mich im Dunkeln auf dem Kampfplatze der gelehrten Fechter herumtummeln kann. Dieſe Urſache iſt — vernimms lieber Leſer, und halte mir meine Schüchternheit zu gute: ich fürchte mich vor den Nikolaiten, die in der Apokalypſe bezeichnet ſind, und vom Simon Magus, dem verwünſchten Zauberer, herſtammen ſollen. Wen dieſe Leute, die noch jetzt die ganze Welt verwirren, beym Kopf nehmen, der iſt geliefert. Härchen auszuraufen, Ribbenſtöße zu verſetzen, das iſt ihnen Kleinigkeit; Haut und Haar muß der laſſen, der das Unglück hat, ein Schlachtopfer ihrer kunſtrichterlichen Wuth zu werden. Wie dieſe Herren mit Klopſtock dran ſeyn mögen, weiß ich zwar nicht. Doch iſts mir, als wenn ſie ihn einmahl jämmerlich gemißhandelt hätten. Wenigſtens haben ſie dem armen Göthe übel genung mitgeſpielt, und man kann leicht denken, wie es mir gehen würde, der ich nicht werth bin, daß dieſe Männer die Schuhriemen mir auflöſen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würde über dieſe Schrift, ſobald etwas von meiner Individualität

oder gar von meinem ernstlichen Mißfallen an ihren Proceduren ihnen bekannt würde, ein: Tief unter der Kritik! oder: Tief unter dem Mittelmäßigen! oder: Beytrag zur Makulatur! von ihrem Richterstuhle erschallen. —

Ich habe übrigens zum Vortrage meiner Einwendungen gegen die Klopstockische neue Schreibart die Form der Briefe gewählt, um nicht ein so steifes Ansehen unter meinen Amtsgenossen zu gewinnen, und für ein vermischtes Publikum, welches seit einiger Zeit an diese Methode gewöhnt ist, und welches mit mir an den Veränderungen, die unsrer Sprache und mit ihrer unsrer ganzen Litteratur bevorstehen, Theil nimmt, unterhaltender zu seyn. Möge doch Barbarey, und was damit zusammenhängt, auf immer aus unsern Gränzen entfernt bleiben, und der neuen Deutschheit, und der nunigen Zeitverstreichungen, und des muthwilligen Abweichens von germanischer Gesetztheit und Männerstärke bald ein Ende werden!

Geschrieben zu L. den 8. May, 1779.

Erster

Erſter Brief.

Wilhelm Biedermann an Emanuel Strexius in B.

In was für glückliche Zeiten hat uns die Vorſehung nicht aufbehalten, mein Trauter! und was haben wir nicht vor unſern gottſeligen Vorfahren voraus! Bey ihnen dämmerte es nur, bey uns iſt's heller, lichter Tag. Sie waren von Vorurtheilen eingenommen, der Aberglaube und eine unkultivirte, ungeſittete Ehrlichkeit leitete ihre Schritte; wir haben das Joch der Vorurtheile und des Aberglaubens abgeſchüttelt, ſind über alles hinaus, was die Seele feſſeln, und den Geiſt niederdrücken kann, kommen immer weiter in Unterſuchungen und Kenntniſſen, werfen von dem Religionsbuche, welches der dumme Pöbel vorzugsweiſe die Bibel nennt,

und für göttliche Eingebung hält, ein Stück nach dem andern weg, ziehen die Glückseligkeitslehre hübsch ins kurze, raffiniren an der Tugend, am Gottesdienste, an der Sprache, an der Kleidertracht, an allem, rücken dem Stande der Unschuld und der Simplicität des Urchristenthums immer näher, und sind im Begriff, daß ich Langens kräftigen Ausdruck gebrauche, mit erhabenem Nacken die Sterne zu berühren, welch eine erstaunliche Revolution! Sie, unsre alten Vorfahren, Gott habe sie selig! aßen des Morgens eine Biersuppe, und befanden sich, ihrem Vorgeben nach, wohl dabey; wir trinken Thee oder Kaffee und kränkeln immer, um die Mode, die ein Arzt zu halten befiehlt, mitmachen zu können. Sie fütterten mit Kartoffeln die Schweine; wir machen Kuchen, Gemüse, und wer weiß, was? daraus, und klagen über Blähungen. Sie versicherten durch Handschlag und wenig Worte ihre Zusagen, die sie unverbrüchlicher, als Eydschwüre, hielten; wir reden viel, und thun wenig, machen Komplimente, und zucken die Achseln, wenn man uns beym Worte hält.

Sie

Sie lebten lange und wurden alt, denn sie kannten den Luxus und die verbotene Liebe nicht; wir machen uns bald aus dieser Zeitlichkeit hinweg, sind wollüstig, ohne vergnügt zu seyn, und zeugen Kinder, die unserm Bilde ähnlich sind, mox daturos progeniem vitiosiorem — ich sag' es noch einmahl, welch' eine erstaunliche Revolution.

Du wirst mich fragen, Lieber! was ich mit dieser Parallele eigentlich sagen will, und zu waserley Vortrag oder Nachricht dies Einleitung seyn soll, hast Recht, so zu fragen, hab' nur Geduld! sollst auch gleich hören, worauf es ankommt. Ich erinnere mich, daß du dich, da wir noch in Halle beysammen waren, und bisweilen unter vertraulichen Gesprächen mit einem Vorrathe von achtzehn Pfennigen nach Passendorf stiegen, in eine gewisse Schreibart oder Rechtschreibungsmethode verliebt hattest, welche das ck in ein doppeltes k, das tz in ein doppeltes z zu verwandeln, das h in den meisten Wörtern wegzulassen, und die überflüßigen Vokale abzuschneiden befiehlt. Du hattest deswegen, wenn du etwas drucken

ließest, oft Händel mit deinem Setzer, der dir's nicht nach deinem Sinn machen wollte, und deine Orthographie für fehlerhaft hielt. Ich nahm mir oft die Freyheit, weil ich anderer Meynung war, über diesen Gegenstand mit dir zu disputiren, und dachte, du würdest endlich von selbst die Grille fahren lassen, und ein Neuling zu seyn aufhören. Ich habe auch wirklich aus verschiedenen Aufsätzen, die du während deines Kandidatenstandes gemacht hast, und aus deinen Briefen mit Vergnügen gesehen, daß du zur orthodoxen Orthographie zurückgekehrt bist, denn das Bemühen, ein Sonderling zu seyn, währt nur immer eine Weile.

Aber wie erstaunte ich, wie verschwand meine Freude über deine, mir sichtbar gewordene Rückkehr zur Orthodoxie im Schreiben, Lehren und Leben, als ich vor kurzem deinen Brief erhielt, und darinn beym ersten Anblick folgendes in folgender affektirten und unerhörten Schreibart las:

„Liber Bruder! Du verdinst warrlich

„Vor-

„Vorwirfe iber dein langes Stillschweigen,
„und ich sähe nicht, womit Du às ânt-
„schuldigen willst. For acht Tagen war
„dein Bruder hir, der sogte: Du hättest
„gätzt Muße, und wäreſt vergnigt wie ein
„Orwirmchen u. s. w. Du kannst leicht
denken, alter Freund! was ich vor Augen
machte. Anfangs war mirs ein Räthsel,
aber bald fiel ich drauf, als ich meine un-
gebundenen Schriften von dieser Meſſe
durchblätterte, woher dir der Raptos ge-
kommen sey. Der hat gewiß, dacht ich,
Klopstocks allerneueste Rechtschreibung, und
noch oben drein, das letzte Stück der pä-
dagogischen Unterhandlungen aus Dessau
gelesen, und hat sich verführen lassen, der
arme Junge! mußt doch sehen, ob du ihn
wieder zurecht bringen kannst.

Hör nur an, Bruder! so gefällst du mir
gar nicht. Mußt hübsch gesetzt seyn, und
dich nicht hin und her wiegen lassen, von
jedem Winde der Lehre, die unsre arme
deutsche Sprache betrift. Du denkst ja
sonst noch so ziemlich patriotisch und bie-
dermännisch, und kannst es nicht leiden,

wenn man französische Brocken in deutsche Gespräche emmischt. Warum willst du denn jetzt (denn dein Beyspiel wird andere verführen) mit dazu helfen, daß unsre Muttersprache verstümmelt, geplündert, entstellt werde, und Aug' und Ohr davon zurückfliehe. Freylich kann ich auch, ich will dir ein Gleichniß sagen, mit der Hand Wasser schöpfen, oder im Fasse wohnen, und auf dem Markt vor allen Leuten meine Nothdurft und den Beyschlaf verrichten, wie Diogenes, aber es ist nur nicht anständig. Freylich kann ich auch barfuß gehen, oder auf gut philanthropisch, mir die Haare ins Gesicht hängen lassen, aber wir leben nur nicht in statu purorum naturalium, und es ist nicht wahr, daß alles, was überflüßig und entbehrlich scheinet, überflüßig und entbehrlich ist.

Weißt du was, Freund! ich will dich in die Kur nehmen, du mußt mir wieder anders werden, wieder vom neuen orthographischen Unwesen ablassen, oder ich heiße nicht Biedermann. Schreib mir, ob du die Klopstockische Anweisung zur neuen Orthogra-

thographie geleſen und durchdacht haſt, ob du dich dabey beruhigen kannſt, und ob dir dies Beginnen Scherz oder Ernſt zu ſeyn ſcheint, denn ich hab's noch immer für Spaß gehalten. Das ſchreib mir, und ſchreib mir bald, ſonſt halt ich dich, wenn keine baldige Antwort erfolgt, für eigenſinnig. Ich habe da ein paar Anmerkungen über Klopſtocks und ſeiner Nachahmer Unternehmen, die deutſche Rechtſchreibung betreffend, niedergeſchrieben, die will ich dir in meinem künftigen Briefe mittheilen, magſt ſehen, ob du ſie brauchen und billigen kannſt. Aber bleib mir ja bis zur ausgemachten Sache, mit der neuen Orthographie vom Halſe, das rath ich dir! Lebe wohl!

Zweyter Brief.

Emanuel Strexius an seinen Freund Wilhelm Biedermann.

Wie du doch über das allerneueste Reformiren in unserer deutschen Sprachkunde in Amtseifer geräthst, mein Werthester! Hast mir da so einen hubschen, drollichten und gelehrten Brief geschrieben, daß man meynen sollte, du hättest drauf studirt, wie auf eine Predigt. Ich muß dirs nur gleich im Vertrauen gestehen. Mit der neuen Orthographie wars bey mir nur Verstellung. Ich wollte einmahl sehen, wie das lassen würde, wenn man so schriebe, und was du dazu sagen würdest, wenn ichs thäte, da mir deine strenge Orthodoxie im Lehren und Schreiben, und dein Mißfallen an allen Neuerungen, wovon sich kein wesentlicher Nutzen für das Ganze vorhersehen läßt, zur Gnüge bekannt ist.

Ob ich KlopſtocksBuch von der Rechtſchreibung geleſen und geprüft habe? Geleſen und auch nicht geleſen, geprüft und auch nicht geprüft. Ich durchlieſs ſo was flüchtig, rauchte dabey eine Pfeife Taback, und ob ich gleich geſtehen muß: der Mann ſcheint nicht ganz Unrecht zu haben, aber diejenigen, die gleich drauf losfallen, und es ihm nachthun, haben Unrecht; ſo kann ich doch auch nicht bergen, daß mir die neue Schreibart, wie ſie da ſteht, ſo widerlich ins Auge, und ſonderlich das dän, wie die Bauern in Oberſachſen ſprechen, ſo widerlich ins Ohr fiel, daß ich bald davon abſtrahirte, das Buch weglegte, und mirs vornahm, bey meiner bisherigen Gewohnheit zu bleiben, und ruhig abzuwarten, was am Ende draus werden möchte. Eine gelehrte Fehde über die andere, ſo iſt's in der beſten Welt!

Deine Anmerkungen über dieſen Gegenſtand (er ſcheint mir nicht unwichtig) „ſollen mir willkommen ſeyn, denn ich habe weder Luſt, noch Zeit, etwas darüber zu ſchreiben. Du haſt gewiß Luſt, ſie heraus-

zugeben? Denn ich höre und seh' es aus deinen Produkten, daß du jetzt ganz Schriftsteller bist, und freue mich über die gütliche Behandlung deiner Recensenten. Meine Frau sagt: bey der neuen Orthographie könne man Dinte und Pappier ersparen, weil so viele Buchstaben wegblieben; das heiß ich kaufmännisch gedacht! Mir däucht aber, es wäre nicht gut für gewisse Gelehrte, die arm am Geiste sind, wenn diese Orthographie Mode würde. Denn so müßten der Gedanken mehr werden, da der Zeichen, womit sie ausgedruckt werden, weniger sind. Neulich las ich eine deutsche Schrift: Neue Gedanken vom heiligen Abendmahl betitelt, mit lateinischen Lettern gedruckt. Gefällt dir das? Nicht wahr, das gehört zu dem Raffinement, wovon du mir letzt schriebest. Mir scheint es aber Thorheit und Affektation zu seyn.

Also nächstens einen Brief von dir, so lang, als er werden kann, denn du weißt, ich höre dich gern schwatzen, und dein emphatisches: quid tum, wodurch du mich einst bey einer Disputirübung in Halle beynahe

zum

zum Stillschweigen gebracht hättest, schwebt mir noch immer in den Ohren. Ich bin, wie gewöhnlich ꝛc.

N. S. Ein groß Kompliment von unserm Professor V. Er ist auch, wie du weißt, ein kleiner Sonderling in der deutschen Orthographie. Wo andere etwas auslassen, da flickt er etwas hinein. Z. E. Allerdurchlauchtigester statt Allerdurchlauchtigster. Seine Frau liegt in Wochen, sie hat einen jungen Sohn, er will dich zum Gevatter bitten, du kannst ihm aus Erkenntlichkeit deine Schrift dediciren, das würde ihm lieber seyn, als ein Pathengeschenk an Gelde. Gehab dich wohl!

Dritter Brief.

Wilhelm Biedermann an Emanuel Strexius.

Ich hätt's wahrlich nicht gedacht, mein lieber Strexius, daß du so ein loser Vogel seyn, und mit deiner neuerfundenen Orthographie mich aufziehen könntest, um mir das Geständniß darüber abzulocken, daß an all' der Verfeinerung und vermeintlichen Vervollkommnung unsrer Sprache, oder wie man's sonst nennen und beschreiben mag, nichts gesundes, nichts gescheutes ist. Zugetraut hab ich's dir immer, daß sag' ich dir unverhohlen, daß du wieder in deine vorige Grille verfallen, und auf das Ansehen eines großen Mannes, in einer Sache, die so unbedeutend scheint, worinn fast ein jeder seinem Kopfe folgt, zum andern Mahle paradox werden könntest. Veränderlich und leicht zu überreden bist du immer gewesen, ob du gleich einen gu-

ten,

ten, offenen Verſtand haſt, das magſt du mir, als unter uns geſagt, nicht übel nehmen.

Du willſt nichts drüber ſchreiben? haſt weder Luſt noch Zeit dazu. Ha! ich merke was du damit ſagen willſt. Nicht wahr? ich ſoll auch nichts drüber ſchreiben, ſoll dem Dinge ſo ſeinen Lauf, ſoll die Fiberhitze austoben laſſen? Meynſt etwa, ich möchte mir aufs neue Feinde machen, die Sache würde ſich wohl von ſelbſt legen? Ja ſo räſonnirſt du, aber ich, Freund, halt mir's zu gute, räſonnire anders. Vielleicht nehmen's wenige Gelehrte ſo krumm, als ich's nehme. Vielleicht iſt ein großer Theil von ihnen, was dieſen Punkt betrift, Indifferentiſten, die nur auf Realitäten ſehen, und mit philoſophiſchem ſelbſtgenügſamen Geiſte das alles für Pedanterey, für Wortklaubereyen halten. Einer muß ſich doch am Ende vor den Riß ſtellen, und es dreiſt anſagen, daß dabey nichts herauskommt, nichts gewonnen wird, und daß es ſo nicht ſeyn ſollte. —

Verba valent ſicut nummi, ſpricht mancher, was von Worten gilt, gilt auch von Buchſtaben, auf etwas mehr oder weniger kommts nicht an. Vom Reden im gemeinen Umgange mag das allenfalls gelten, obgleich Genauigkeit und Präciſion überall gut iſt. Aber mit dem Schreiben iſt es eine andere Sache, denn das Geſchriebene bleibt ſtehn, und die Worte verfliegen. Hör' nur an Bruder! ich muß dir auch etwas entdecken, worüber du dich wundern wirſt. Ich habe die widerſinnige Anweiſung zur deutſchen Orthographie, die in Klopſtocks Probe einer deutſchen Rechtſchreibung und in ſeinem Buche über Sprache und Dichtkunſt enthalten iſt, die allerneueſte Rechtſchreibung genannt, aber ſie iſts nur verhältnißmäßig. Man nennt oft etwas neu, was doch ſehr alt iſt, um die Ehre der Erfindung ſich zuzueignen. Es wird wohl nicht leicht in unſern Zeiten eine Thorheit erdacht, eine Ungereimtheit herausgekünſtelt, eine Paradoxie im Religionsſyſteme auf die Bahn gebracht, die nicht ehedem ſchon da geweſen wäre. Was die Socinianer, deren Irrthümer, einige wenige Beſtim-

ſtimmungen ausgenommen, ſchon in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums exiſtirten, in der Glaubenslehre ſind, das ſind die Erfinder und Nachahmer der neuen Schreibart in der Sprachkunde. Können beyde fromme, ehrliche Leute ſeyn, können beyde in ihrem Maße dem Staat und der Welt nützen; ob's aber bey allen beyden nicht zuweilen ein wenig rappelt, ob nicht bey allen beyden, bey dem Socinianer, wie bey dem angemaßten Sprachverbeſſerer Mißbrauch des Verſtandes und Witzes, ſchnöde Verachtung deſſen, was unſre Vorfahren geglaubt und in Gewohnheit gehabt haben, und ſo ein gewiſſer Kützel, (pruritus) gleich heraus zu ſagen und einführen zu wollen, was einem ſo in einer vergnügten oder gar berauſchten Viertelſtunde gut däucht, ſtatt findet, das iſt eine andere Frage.

Doch bald wär' ich von der Entdeckung, die ich dir mitzutheilen verſprach, abgekommen. Klopſtock iſt nicht der erſte, der die kauderwelſche Orthographie anräth, alle Buchſtaben, die in der Ausſprache nicht gehört

hört werden, verbannt, und ſtatt des V das F eingeführt wiſſen will.

Schon vor dreyßig Jahren (mich dünkt, ſo lange wirds her ſeyn) iſt in unſerm lieben Deutſchland, in welcher Gegend erinnere ich mich nicht, ein neuer Prophet aufgeſtanden, vielleicht war's ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, die ſo viel ſchöne neue Wörter erfand, wovon auch nicht eins das Bürgerrecht bey uns erhalten hat. Wär' mir nur mein Gedächtniß nicht ſo ungetreu, ich wollte dir gleich ein Paar ſolcher Wörter nennen, worüber du lachen würdeſt, denn ich weiß, daß du dich um dergleichen Sächelchen niemahls bekümmert haſt. Dieſer neue Prophet war auf den nämlichen Schlag, wie Vater Klopſtock, war auch Dichter, freylich nicht in dem Grade und mit dem Glücke wie er, denn er fand keinen Euſtathius, der ſeine Größe, wie der jüngere Cramer gethan hat, ins Licht ſetzte, und den außerordentlichen Mann in allen Kleinigkeiten, ſelbſt in ſeinem Schlafrocke, in ſeiner Nachtmütze, in ſeinem Tabackrauchen, in der Art, wie er auf dem Nachtſtuhl ſaß, zu finden, und

Staunen

Staunen zu erregen wußte. Dieſer angebliche Sprachverbeſſerer konnte auch die überflüßigen Buchſtaben nicht leiden, wollte auch den Abcſchützen das Buchſtabiren und Leſen erleichtern, räumte auf, was das Zeug halten wollte, und wurde ausgeziſcht. Er ſchrie über Undankbarkeit, über Einfalt der deutſchen Nation, die nicht wüßte, was zu ihrem Frieden dient, wandte ſich an die Groſſen der Erde, um ſeinen Projekten Eingang, ſeinen Sprachgeſetzen Nachdruck zu verſchaffen, und machte ſich noch lächerlicher. Wenn du etwas darüber nachleſen, und umſtändlicher, als ich dir's jetzt ſchreiben kann, von jener alten und nun wieder aufgewärmten Sprachrevolution unterrichtet ſeyn willſt, ſo empfehl ich dir des Reichards Geſchichte der deutſchen Sprachkunſt, worinn du viel nützliche Anmerkungen über dieſen Punkt antreffen, und die Wahrheit deſſen, was ich bisher behauptet habe, beſtätigt finden wirſt. Ich erinnere mich ſelbſt in meinen Kinderjahren ein Trauergedicht, welches von jenem Verfaſſer herrührte, in dieſer abgekürzten und blos nach dem Gehör akkommodirten Schreibart geleſen zu haben, es war mir das

mahls schon unausstehlich; ich dachte: der Schreiber muß entweder ein Narr oder ein großer Mann seyn, denn an beyden ist man das Sonderbare und Hervorstehende gewohnt, und das poßierliche Ansehen dieses poetischen Aufsatzes machte damahls solchen Eindruck bey mir, daß es mir nicht aus den Gedanken gekommen, und nun wegen der natürlichen Verbindung der Ideen wieder neu worden ist, da Klopstock anfängt (er mags mir nicht übel nehmen) auf eine ähnliche Art zu radotiren. — Jetzt vernimm noch eine Anekdote, die sich auf den Gegenstand unsers Briefwechsels bezieht, und dann für diesmahl Gott befohlen.

Gestern war ich in einer Gesellschaft, wo von Klopstocks neuer Orthographie gesprochen, und ein anwesender Berliner gefragt wurde, ob man sie in Berlin auch einzuführen gedächte? Ein Handwerksmann in der Gesellschaft, dessen Mutter aus adelichem Geblüte herstammte, hatte dabey diesen Einfall, und sagte: Wenn auch alle Welt die neue Orthographie annähme, so würden doch gewiß die Edelleute nicht thun, und

sich

ſich einem ſolchen Grillenfänger zu Gefallen ſtatt von fon ſchreiben. Ich glaub's ſelbſt nicht, daß ſie es thun würden, und vielleicht dürfte die Einführung dieſer Art zu ſchreiben, wenn etwas daraus werden ſollte, von dieſer Seite und aus dieſem Grunde, der mir überwiegend und einleuchtend ſcheint, am meiſten Widerſtand finden. Dem Profeſſor W. kannſt du mein höfliches Gegenkompliment machen, und ihm meinen Glückwunſch zur Vermehrung ſeiner Familie abſtatten. Er mag ſich auch beſſern, was Orthographie betrift, und es hübſch beym Alten laſſen. Für diesmahl muß er auf die Ehre der Dedikation Verzicht thun, denn ich bin willens, mein Buch dem jetzigen Pabſte, eh' er noch aus der Welt geht, zu dediciren. Das wird dich wundern; mags doch. Lebe wohl!

Vierter Brief.

Emanuel Strexius an Wilhelm Biedermann.

Du biſt mir wahrlich ein ſeltſames Geſchöpf, Biedermann! haſt Einfälle wie ein alt Haus, biſt ganz Original. Du willſt dein Buch dem Pabſte dediciren? Soll er dich etwa zum Biſchof oder Kardinal machen, oder in den Adelſtand erheben? Sag mir, was ſoll der heilige Vater mit deinen Anmerkungen über die Klopſtockiſche Orthographie? Iſt der etwa auch nicht richtig in theſi orthographica? Warum nicht lieber dem ganzen heiligen römiſchen Reiche es zugeeignet? allen Fürſten, Potentaten und Herrn? Das würde Aufſehen machen, und wo ich nicht irre, ſo iſt der Einfall nicht ohne Beyſpiel. Wär's aufs Geld angeſehen, ſo ließe ſich da was zuſammen treiben. Doch du magſt ſehen, wie du zurecht kommſt. Neugierig bin ich, zu wiſſen, was dich zu dem ſon-

ſonderbaren Vorſatz, das Oberhaupt der römiſchen Kirche mit deinen orthographiſchen Streitigkeiten zu behelligen, bewegt. Doch wenns dir Geheimniß iſt, ſo magſt du es behalten.

Ich habe das Buch, was du mir empfiehlſt, die Geſchichte der deutſchen Sprachkunſt, noch nicht auftreiben können, ich möcht's wohl leſen, beſitzeſt du es in deiner Bibliothek, ſo ſchicke mirs zur Durchſicht. Es iſt mir lieb, zu vernehmen, daß der Einfall, dieſe Art der Orthographie einzuführen, ſchon vor Klopſtock andere Erdenſöhne, die vielleicht mit ihm gleichen Drang fühlten, angewandelt hat, und, wie es jetzt auch gehen wird, mißlungen iſt. Ich erzählt'es unſerm Freunde S. du weißt, wie ſehr er Antiquarius iſt, o! das war Waſſer auf ſeine Mühle; er freute ſich drüber, wie ein Kind, und war begierig, den Nahmen und das Vaterland des erſten Reformators, dem Klopſtock es nachthut, zu wiſſen. Ich läugne nicht, daß er ein wenig Pedant iſt; aber ſein Eifer gefällt mir, er hütet und wacht, ne quid detrimenti capiat respublica germanica litteraria; keine

Paradoxie darf vor ihm aufducken; er ärgert ſich ſchon über den geringſten Schein derſelben, und weißt du, wie ers macht, daß ihm die Aergerniß nicht ſchadet? Er kaut fleißig Rhabarber, wodurch die überflüßige Galle abgeführet wird. —

Von ſo vielen Menſchen, die ich ſeit dem Anfange unſers Briefwechſels über die Klopſtockiſche Orthographie geſprochen, und um ihre Meynung befragt habe, billigt nicht einer die neue, oder wie du ſagſt, altneue und aufgewärmte Orthographie. Einzelne Perſonen meynen, es ſey nicht alles darinn zu verwerfen, und das meyn ich auch. Die vielen h, dächt ich, könnten wir doch wohl weglaſſen. Die meiſten Stimmen aber erklären ſich für die Beybehaltung der alten Schreibart, ſo wie ſie bisher unter uns üblich geweſen, und wie ſie die beſten deutſchen Schriftſteller unſerer Zeit, Ramler, Spalding, Cramer, Jeruſalem, Gleim u. ſ. w. angenommen haben. Geſtern ſprach ich mit einem hieſigen Gelehrten drüber, und ich will dir das Reſultat unſers Geſprächs mittheilen. Er ſagte unter andern: „Daß Klopſtock auf den närriſchen

ſchen Einfall, eine ganz ungewöhnliche Orthographie einzuführen, und auf andre Sonderbarkeiten verfällt, das geſchicht, wie ich glaube, aus zwey Urſachen. Einmahl: der Mann hat nichts, wenigſtens nichts beſtimmtes und gemeinnützіges zu thun, und ſein großer, durchſchauender Verſtand geräth daher oft auf Nebenwege, auf allerley Vorſchläge zur Verbeſſerung der Litteratur, die ſich zwar ganz lieblich anhören laſſen; aber in Praxi nicht thunlich ſind. Hernach iſt er zu ſehr vergöttert worden. Noch neuerlich hat Cramer ſeine Eitelkeit genährt, uns ſeine Größe im Privatleben geſchildert, und wo iſt der Sterbliche, dem allzuvieler Weihrauch nicht in den Kopf ſteigen, und allerley Verwirrung darinn anrichten ſollte? Ich ſchätze, fuhr er fort, dieſen Mann ſehr hoch; aber ich denke auch, daß es ſehr heilſam für ihn geweſen ſeyn würde, wenn ſein Meßias bald Anfangs nicht ſo viel Aufſehens in der Welt gemacht, und ganz Deutſchland ihn als den erſten Dichter bewundert hätte. " Ich trat der Meynung dieſes Gelehrten bey, und legte noch, als er ausgeredet hatte, das offenherzige Bekenntniß ab: ſeine Oden, ſagt'

ich, gegen Ramlers Oden gehalten, gefallen mir nicht, und die an Sponda, die der junge Cramer ſo ſehr erhebt und analyſirt, in ſeinem Buche Klopſtock betitelt, unter allen am wenigſten.

Profeſſor W. verſpricht, ſich zu beſſern. Er ſieht es ein, daß er unrecht hat, ſagt aber: Grille für Grille, du hätteſt auch deine Eigenheiten in der Schreibart ſowohl, als im übrigen Verhalten. Das wirſt du doch nicht übel nehmen, daß ich dir's refe-rire, wie ers mir geſagt hat. Auf die Her-ausgabe deines Buchs und inſonderheit auf deine Zueignungsſchrift an den Pabſt iſt er ſehr begierig. Mache, daß du auch bald Bräutigam und Vater wirſt, es iſt doch ſo eine hübſche Sache, ſich vervielfältigt und auf eine ganz beſondere Weiſe, die dem Ha-geſtolz Räthſel bleibt, und dem Wollüſtling Thorheit iſt, geliebt zu ſehen. Für dies-mahl, dächt ich, wärs genung geſchrieben, denn ich habe nicht ſo viel Vorrath, als du. Stehend auf einem Fuße, ſchreibſt du zehn Briefe in einem Othem, und erſchöpfſt dich doch nicht. Das macht, du haſt eine ſehr lebhafte

lebhafte Einbildungskraft, und eine artige Beleſenheit.

Ich erwarte alſo, was du noch über Klopſtocks Schreibmethode auf dem Herzen, und vielleicht ſchon unter der Feder haſt, nächſtens, und bin ꝛc. ꝛc.

Fünfter Brief.

Wilhelm Strexius an Emanuel Biedermann.

Ich dacht's wohl, daß du dich über meinen Vorsatz, dem Pabste ein Buch zu dediciren, aufhalten würdest. Es ist aber doch so etwas, ausserordentliches nicht. Hat doch Doktor Bahrdt, den der Kayser nicht mehr im römischen Reiche dulden will, seine neuesten Offenbahrungen Gottes einem Bischofe, ich glaube, es war der von Würzburg, zugeeignet, und ist doch auch ein Protestant, wie ich. Die Lust, zu erforschen, was mich eigentlich dazu bewegt, magst du dir immer vergehen lassen. Doch will ich dir, damit du nur einigermaßen den Zusammenhang einsehen, und dich weniger über mein Unternehmen wundern mögest, wenigstens eine entfernte Ursache angeben, warum ich auf diesen Einfall gekommen bin.

Der

Der Pabſt wacht, und in der ganzen Chriſtenheit keiner mehr, wie er, über die Reinigkeit der Lehre, und hat an allem dem, was die Ausrottung der Ketzer und die Unterdrückung ihrer unkatholiſchen Lehrſätze befördern kann, ſein gnädigſtes Wohlgefallen. Nun iſt Klopſtocks neue Rechtſchreibungsmethode eine wahre Ketzerey, deren ſich gewiß diejenigen, die mit dem Gift der Heterodoxie angeſteckt ſind, am erſten bedienen, und eben dadurch ihren Irrthümern noch mehr Eingang verſchaffen werden; mehr brauch ich nicht zu ſagen, das übrige kannſt du dir hinzudenken.

Du meynſt: es ſey doch etwas Gutes in den Regeln der Rechtſchreibung, die Klopſtock neuerlich vorgeſchlagen hat, es ſey nicht alles darinn zu verwerfen. Mir gefällt, kurz und gut, der ganze Kram nicht, weil dieſe neue Schreibart di, for, åben, dån, liben ꝛc. zu gleicher Zeit Aug und Ohr beleidigt, und ſich überall kein weſentlicher, jedem erreichbarer Nutzen angeben läßt, der aus ihrer Einführung entſtehen ſollte. Sie beleidigt das Auge; das brauch ich wohl

nicht

nicht zu demonstriren. Einem jeden, der Menschensinn hat, muß das auffallen und einleuchten, wie abgeschmackt es aussieht, so zu schreiben. Sie beleidigt das Ohr; auch dies ist leicht zu beweisen. Denn wir sagen, wenn wir richtig aussprechen, und keine Hottentotten sind, weder eeben noch äben, wir brauchen einen mittleren Ton. Das äben und stäts ist, wie du schon oben richtig bemerket hast, die Aussprache der Obersächsischen Bauern, die das Maul hübsch voll nehmen, z. B. läben und läben lassen; wer heißt uns das nachahmen? Und was solls nun helfen, wenn diese Schreibart Mode würde? Was würden wir und unsere Nachkommen damit gewinnen? Es würde vielleicht den Anfängern, die Deutsch lernen und schreiben wollen, die Sprache erleichtern? Das kann ich wahrlich nicht einsehen. Ein e oder h mehr oder weniger, ein f statt v, ein weggelassenes y ꝛc. was soll das dem Lehrlinge und dem Ausländer, der unsre Sprache lernen will, für Erleichterung schaffen? Die Franzosen und Engländer haben noch weit mehr überflüßige Buchstaben, die in der Aussprache nicht gehöret werden,

und

und ich kann nicht sagen, daß es mir um deswillen schwerer geworden wäre, Französisch und Englisch zu lernen.

Es beruhet überhaupt alles, was Klopstock hierüber lehret und vorschreibt, auf willkührlich angenommenen Sätzen, die sich weder aus der Natur der Sprache, noch aus philosophischen Gründen (denn wer weiß es nicht, daß in Sprachen und Sprachregeln fast alles auf Gebrauch und Gewohnheit ankommt?) erhärten und vertheidigen lassen. Und wenn wir diesem Reformator Recht geben, und seine neuen Gesetze in der Rechtschreibung uns gefallen lassen, so wird bald ein anderer, und wieder ein anderer aufstehen, welcher des ersten Regeln verwerfen, und nach seinem Gutdünken neue, die vielleicht noch ungereimter, als jene sind, einführen wird. Und so wird alles in Verwirrung gerathen; so wird der große Haufe nicht wissen, an was er sich halten, und nach wem er sich richten soll; so werden wir auch vielleicht bald ein Wörterbuch von neuerfundenen Wörtern erhalten, wodurch wir

wieder

wieder in die Schule zu gehen und von vorne anzufangen, genöthiget werden, und es wird am Ende, das läßt ſich, ohne Prophet zu ſeyn, mit vieler Wahrſcheinlichkeit voraus ſehen, in unſerm lieben Deutſchland eine ſolche Sprachmutilation, und eine ſolche unerhörte Unordnung im Handel und Gewerbe, in Kanzeleyen und Gerichtsſtuben, auf Kanzeln und Lehrſtühlen entſtehen, wie bey dem Thurme zu Babylon. Dies wäre ſo ein Gemählde im Kleinen, oder vielmehr Schattenriß von dem nicht unwichtigen Schaden, den die Einführung der Klopſtockiſchen Orthographie anrichten kann, und, wenn ſie die Oberhand behalten ſollte, anrichten wird.

Ich könnte hier ſchlieſſen; aber ich muß noch auf einen Punkt antworten, der mir in deinem letzten Briefe bedenklich ſchien. Du meynſt, wir könnten das h in den meiſten Wörtern als einen überflüßigen Buchſtaben füglich weglaſſen. Warum überflüßig? Denn wenn du es gleich nicht ausdrücklich ſagſt, ſo verſtehſt du es doch ſo? Warum weglaſſen? Das ſehe ich nicht.

Warum

Warum gehſt du denn mit einem Huth auf der Straße, da du doch eine Perücke trägſt? Wozu die zwiefache Bedeckung? Die iſt ja auch überflüßig. Das h dient in ſehr vielen Wörtern zur Verlängerung des Vokals, welcher ſonſt, weil er in der Mitte von zwey Konſonanten ſteht, kurz und ſchnell ausgeſprochen werden müßte. Zum Beyſpiel in dem Worte Sohn. Wenn das h wegfiele, würde es Sonn heißen, wie von, dran, zum u. ſ. w. Ich dächte, das müßte dir einleuchten. Das Wort nehmen, drehen, ſtehlen würde ohne h nemen, dreen, ſtelen ausgeſprochen werden müſſen, und dergleichen Beyſpiele giebt es unzählige, die du ſelbſt finden wirſt. Ich läugne nicht, daß es Wörter giebt, wo das h ohne Nachtheil der Ausſprache allenfalls wegbleiben könnte, wenn es anders ſo ein wichtiger Vortheil wäre, einen Buchſtaben auszulaſſen, der vielleicht noch oben drein dem Worte zur Zierde und dem Wortforſcher zur Nachricht und Erleichterung gereicht. Denn das wirſt du doch zugeben, daß das h nebſt vielen andern entbehrlich ſcheinenden Buchſtaben ſehr oft den Urſprung

ſprung eines Worts und die Etymologie andeutet, z. B. in dem Worte Ehre von ehe, prius, welches ein Grund ihrer Beybehaltung mehr iſt.

Klopſtocks Oden betreffend, muß ich ebenfalls geſtehen, daß mir das Lob, welches der jüngere Cramer in ſeinem Buche Klopſtock genannt, ihnen beylegt, übertrieben ſcheint. Schwer ſind ſie allerdings, weniger harmoniſch, weniger natürlich und eindringend, als die von Ramler, und ſie gränzen, meinem Bedünken nach, am gelindeſten zu urtheilen, nahe an's Schwülſtige. Der Gebrauch und die Wiedereinführung der altdeutſchen Götterlehre ſtatt der griechiſchen und römiſchen, wodurch Klopſtock ebenfalls, wenn wir ſeinem Euſtathius glauben dürfen, bey unſern Landsleuten eine Ehrenſäule verdienen ſoll, iſt ebenfalls Caprice und Affektation, wie ſeine neue Schreibart Caprice und Affektation iſt. Ohne die Mythologie der Griechen und Römer zu wiſſen, können wir ihre herrlichen Schriften, die das Gepräge der Unſterblichkeit an ihrer Stirn tragen, nicht

nicht verſtehen, nicht benutzen. Sollen wir dieſe wegwerfen, und dafür deutſche Mythologie lernen? Welch eine ſeltſame Forderung! Das hieße Gold und Edelgeſteine weggeben, um Flittern dafür einzukaufen.

Indeſſen man laſſe dem Manne ſeinen Enthuſiasmus, denn er gefällt ſich darinn, wenn er nur nicht für andere ein Geſetz daraus macht, ihm hierinn nachzufolgen, und allen Kontravenienten die Strafe dikkirt, Nachtwächter oder gar Auskehrer, und vielleicht noch etwas ärgeres in ſeiner gelehrten Republik zu werden. Wenn ich daran gedenke, tum mihi difficili bili tumet jecur, welches jener Ueberſetzer alſo verdeutſchte: alsdenn ſchwillt mir der Planz.

Was ich noch von Anmerkungen über den Gegenſtand, der uns bisher beſchäftigt hat, zurück habe, das ſchick ich dir nächſtens, denn auf einmahl möcht es zu viel werden. Das Buch, welches du verlangt haſt, erfolgt hierbey. Grüß mir den herzhaften Verfechter des Alterthums, unſern Freund S. und lebe mit den Deinigen vergnügt!

Sechster Brief.

Emanuel Strexius an Wilhelm Biedermann.

Das machst du recht, Freund! daß du nicht allein dein Mißfallen an der neuen Klopſtockiſchen Orthographie zu erkennen giebſt, denn wer wollte das nicht? ſondern daß du auch hubſch Gründe anführſt, warum dir dieſelbe verwerflich, und nicht nur unnütz, ſondern auch ſchädlich ſcheinet. Ich habe daher deinen letzten Brief mit vieler Aufmerkſamkeit und mit vielem Vergnügen geleſen. Manche Zweifel ſind mir zwar noch übrig geblieben, ich hoffe aber, nachdem, was du bisher geſchrieben und geleiſtet haſt, zu urtheilen, du werdeſt meine Erwartung in dem folgenden Briefe, den du mir noch über dieſe Materie verſprochen und vielleicht ſchon entworfen haſt, völlig befriedigen. Ich habe dein letztes Schreiben in einer freund-

ſchaft-

schaftlichen Versammlung hiesiger Gelehrten vorgelesen, und obgleich einige derselben für Klopstock und alles, was er schreibt, bis zur Begeisterung eingenommen sind, so mußten sie doch nach einiger Ueberlegung einräumen, daß du Recht hättest. Deine Vorstellung von dem vermuthlichen Schaden, den die Einführung dieser Orthographie verursachen könnte, schien dem einen überspannt zu seyn, doch gab er endlich, unter gewissen Fällen und Voraussetzungen, die du auch angiebst, zu, daß sich wohl so etwas ereignen könnte. Kurz alle lobten deinen Entschluß, deine Anmerkungen hierüber drucken zu lassen, und wünschten, daß du ohne Rückhalt deine Gedanken davon eröfnen möchtest. Er wird sich nicht fürchten, sagte ich, denn er ist des Fechtens und des Widersprechens bey solchen Dingen, die Widerspruch fordern und zulassen, gewohnt. Für dieses Lob deiner Herzhaftigkeit und deines gerüsteten Wesens, Herr Bruder! ein tiefes Kompliment.

Neulich fiel mir Damms Uebersetzung des neuen Testaments in die Hände, welche

zur Ehre der Religion, der Litteratur und des Ueberſetzerweſens ſchon Makulatur geworden iſt. Der ſchreibt dir auch eine ſonderbare Orthographie, doch iſt ſie noch nicht ſo arg, als des Klopſtocks ſeine. Er ſchreibt man mit zwey n, wirft alle h heraus, und was des albernen Zeuges mehr iſt. Wippel, mein ſeliger Rektor im Grauenkloſter hieſelbſt, hatte auch ſeine eigene Orthographie, die ich ihm, wie du weißt, in meinen jüngern Jahren nachſchrieb, doch war ſie noch etwas geſcheuter, als die Dämmiſche.

Höre, Brüderchen! weil ich eben braun komme, laß uns ein wenig, als im Vorbeygehen, von dieſen beyden Schulmännern ſchwatzen! Wir ſchreiben ja keine Syſteme, ſchreiben ja nur Briefe, und da iſt viel ſolch Einſchiebſelchen wohl erlaubt. Viel ſolls nicht werden, das verſprech ich dir zum voraus. Ich habe ohnehin nicht lange Geduld, bey einem Gegenſtand zu verweilen. — Damm hatte allerdings ſeine Stärke und ſein Verdienſt in der griechiſchen Sprache, wie auch in andern Wiſſen-

ſenſchäften, das iſt nicht zu läugnen. Sein groſſes griechiſches Lexicon iſt, einige närriſche Etymologien abgerechnet, das beſte, was wir haben. Sein Kompendium der heydniſchen Götterlehre iſt auch nicht zu verachten. Aber zum Ueberſetzer der Bibel war er nicht gebohren. Das hätte er ſollen bleiben laſſen, ſo wäre für die Fortdauer ſeines Ruhms geſorgt geweſen. Er war Socinianer, nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Nachahmung und Neuerungsſucht, wie viele es ſind, und ſchrieb vom hiſtoriſchen Glauben, und mißhandelte das neue Teſtament aus Noth, um Geld zu verdienen, das iſt ſtadtkündig. Wippel hingegen hat ſich nie einer Heterodoxie in Lehr' und Leben ſchuldig gemacht. Er war zum Schulmann gebohren. Seine Schüler, dies weiß ich aus eigener und anderer Erfahrung, liebten ihn ſo ſehr, daß ſie ihr Leben für ihn gelaſſen hätten. Eine vorzügliche Stärke hatte er in der lateiniſchen Sprache, und überhaupt in den ſchönen Wiſſenſchaften. — Die lateiniſche Rede, die er bey der halbjährigen Verſetzung oder Fortrückung der Gymnaſiaſten

aus einer niedrigen Klasse in eine höhere kurz vor seinem Ende in dem ersten Hörsale hielt, o die ist mir noch gegenwärtig; sein coelo cognata pectora drung mir durch Mark und Bein, und da er starb, wars mir, als wäre mein leiblicher Vater gestorben; ich ward zum andern Mahle eine Wayse. Warum sein Nachfolger Büsching in einem gewissen Programm, worinn er die Geschichte des Gymnasiums und seiner Rektoren kürzlich erzählt, über Wippeln sich so kaltsinnig herausläßt, und seinen ausgemachten Verdiensten nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, das mögen andere beurtheilen. Mir däucht aber, es wird bey Wippeln: denn es fehlte ihm auch nicht an Widersachern, da er noch lebete, Horazens Ausspruch wahr werden:

Virtutem incolumem odimus, sublatam
quaerimus invidi.

Siehst du, Brüderchen! das ist alles, was ich gelegentlich über zwey Schulmänner, die beyde schon vollendet, und unsers Andenkens würdig sind, zu sagen hatte. Ich weiß, du hast auch immer viel auf

Wippeln

Wippeln gehalten, ob du gleich nicht sein Schüler gewesen bist. Hat ihn gleich kein Marmor verewigt, kein Ehrengedächtniß und keine Lebensbeschreibung ausposaunt, so lebt er doch noch in den Herzen derer, die er zu brauchbaren Mitgliedern des Staats und der Kirche gebildet hat. Halte mir die kleine Excursion zu gute. Du wirst mich doch nicht lange auf Antwort warten lassen? Möchte dein folgender Brief doch noch nicht der letzte über diese Materie seyn; ich habe mich ganz drinn vertieft, und bin seit einiger Zeit im vorzüglichen Verstande Grammatiker und Sprachforscher und Orthograph geworden. Bödikers Grundsätze der deutschen Sprache hab' ich auch wieder vorgenommen, du kennst sie doch? Ich bin ꝛc.

Siebenter Brief.

Wilhelm Biedermann an Emanuel Strexius.

Bödikern kenn ich wohl; er gefällt mir beſſer, als Gottſched. Man kann dem letzteren zwar ſein Verdienſt um die deutſche Sprache nicht abſprechen, es herrſcht aber in ſeinen Schriften überhaupt, und in ſeinen Gedichten inſonderheit ſo etwas Gedehntes und Langweiliges, daß man drüber einſchlafen möchte. Einer meiner ehemahligen Lehrer pflegte ihn den Patriarchen der Dummköpfe zu nennen, das war aber wohl zu viel geſagt. Du haſt recht, Freund! daß du für Wippels Ehre eiferſt, er war ein treflicher Humaniſt, und auch ſonſt, von der Seite des Charakters betrachtet, ein rechtſchaffener Mann; ſeine Arbeit wurde ihm nicht belohnt, wie es ſo unter dem Monde zu gehen pflegt. Ich habe doch nicht geleſen, daß jemand ſein

Leben

Leben geſchrieben hätte. Ich dächte, du machteſt dich drüber; an Materialien kann's dir nicht fehlen. Vor kurzem las ich noch ſeine Schulreden bey Amtsveränderungen gehalten in gebundener Rede. Er ſchrieb einen guten, fließenden Vers. Vorzüglich gefiel mir in der einen Rede die Anſprache an ſeine neuen Untergebenen:

Gebt her die Hand, ich will euch leiten,
Und ſollten Gang und Schenkel gleiten,
So hält euch meine Liebe feſt;
So oft ihr meinen Beyſtand heiſchet,
So oft erfahrt, daß der nicht täuſchet,
Der euch ſein Herz ſeit heute läßt.

Nicht wahr, da iſt Empfindung, ſanfte, herzrührende Empfindung drinn. Die ganze poetiſche Rede gefällt mir beſſer, als Klopſtocks Ode an Sponda, ſo ſehr ſie auch ſein Kommentator herausſtreichen mag.

Doch laß uns zu unſern orthographiſchen Betrachtungen zurückkehren. Ich hätte gewünſcht, daß du mir deine angeblichen Zweifel gegen meine im vorigen Brie-

se vorgetragenen Gründe und Anmerkungen über Klopstocks neue Orthographie offenherzig entdeckt hättest, denn errathen kann ich sie nicht. Ich habe behauptet, daß die Klopstockische neue Schreibart eine auffallende Widrigkeit fürs Auge hätte. Scheint dir das etwa nicht gegründet genung? Das einzige, was sich meinem Bedunken nach dagegen einwenden ließe, wäre dieses: daß solches blos in der langen Gewohnheit beruhe, und daß diese angebliche Widrigkeit sich mit der Zeit verlieren würde. Ich glaube aber, daß es mehr als bloße Gewohnheit ist, und lasse, weil sich freylich über Gedankenzeichen, die so viel Willkührliches haben, nicht gut philosophiren läßt, andere darüber urtheilen.

Dasjenige, was ich dir noch über diesen Gegenstand zu sagen habe, betrift die Nachahmer der neuerfundenen Schreibart, und die Vermuthung, daß sie gleich einem Meteor eben so plötzlich, als sie entstanden ist, wieder verschwinden werde. Nichts ist in der Welt so närrisch, keine Mode so seltsam, keine Angewohnheit so lächerlich, keine

Schreib-

Schreibart ſo komiſch, die nicht alsbald Liebhaber und Nachahmer finden ſollte. Wenn ein groſſer Mann hinkt oder ſchielt, ſo hinken und ſchielen alle kleinen Geiſter ihm nach. Seitdem ein berühmter Kanzelredner in Berlin meine chriſtlichen Zuhörer ſagt, gravitätiſch einhergeht, wenig geſtikulirt, und in einem etwas ſachten, väterlichen, vertraulichen Tone mit ſeinen Zuhörern ſpricht, ſeitdem thun es ihm alle junge Kandidaten und angehende Prediger in der dortigen Gegend nach, und zufälliger Weiſe bekömmt ſein Schneider und Perrückenmacher häufige Kunden, denn alles will den Schnitt von ſeinem Mantel und das Modell von ſeiner Perrücke haben, und durch dergleichen blinde, unüberlegte Nachahmungsſucht wird wirklich manch guter Kopf, der ſelbſt Original ſeyn, oder doch werden könnte, im Grunde verdorben. Ich kenne einen Prediger in Berlin (du wirſt wohl wiſſen, wen ich meyne) der, als er noch Feldprediger war, mit vielem Beyfall predigte. Seitdem er ſich aber nach Spaldings Muſter auch ſo gar in dem Aeuſſerlichen des Vortrags gemodelt hat,

falbadert er, und predigt die Leute zur Kirche hinaus.

O imitatores, servum pecus! Das dacht ich, als ich das neueste Stück der pädagogischen Unterhandlungen las, und wie konnt' ich anders denken? Das Dessauische Erziehungsinstitut hat, nachdem sein Stifter Basedow die große, weitaussehende Hofnung, sein Philanthropin zu einer Mutterschule für alle Schulen in der Welt zu erheben, und alle Schätze der Weisheit nebst den dazu erforderlichen Geldsummen in Dessau zusammenzubringen, aufgegeben, und seinen Kuratorstab niedergelegt hat, angefangen, die Welt über Erziehung und Erziehungserfordernisse in öffentlichen Schriften, die pädagogische Unterhandlungen heißen, zu belehren. Viel neues, merkwürdiges und zweckmäßiges steht nun wohl eben nicht drinn. Wolke, der den meisten Antheil daran hat, und von dem insonderheit die darinn enthaltenen Anmerkungen herrühren, ist eine gute, ehrliche Haut, aber Ketzereyen, denk ich, wird er eben nicht anrichten. Hier geht die Rede, er sey ein

Herrn-

Herrnhüter geworden; mich hat längst gewundert, daß Basedow es nicht auch geworden ist. Man sagt sich ins Ohr: er hätte das consilium abeundi bey ihnen bekommen, da er die ganze äussere Form seines philanthropischen Gottesdienstes, das halblaute Singen, und die mit Versen aus Gesängen untermischte Art des Vortrags von der Brüdergemeine hergenommen hat. Zu Campens Zeiten waren die pädagogischen Unterhandlungen um ein gut Theil besser, der privatisirt jetzt in Hamburg, hätte auch wohl besser gethan, er wäre Feldprediger geblieben. Noch ehe Klopstock mit seiner neuen Orthographie hervorrückte, hat Campe Vorschläge zur Verbesserung der Schreib- und Lesekart, wo ich nicht irre, in seinem A B C-Buche gethan, aber bey den meisten eben so wenig, als Klopstock Eingang gefunden. Vielleicht that's das Dessauische Erziehungsinstitut mit aus Respekt und Gefälligkeit gegen seinen ehemahligen Kurator, daß es so geschwind drükker hier war, die Klopstockische Orthographie nachzuahmen, doch sind sie in einigen Stücken von ihm abgewichen,

und

und das hab' ich gedacht, daß es so gehen würde, denn ein Neuling weiß es immer besser, als der andere. Wir lesen in dem letzten Stücke der pädagogischen Unterhandlungen, worinn die neue Orthographie angenommen ist, unter andern die wichtige und herzbrechende Nachricht, die angeblich von einem der dortigen Zöglinge herrührt: Daß ihr lieber Professor Trapps gewiß ein rechtes liebes, drollichtes Männchen, leichtschnell und bieder, wie General Ziethens Pferd, (nach Lavaters körnigten Ausdrucke) nach Halle abgegangen, und daselbst zum Professor der Pädagogik erwählt sey; das ganze Philanthropin hätte ihn in Wagen und zu Pferde bis Radegast begleitet; die Gesellschaft hätte geruhet, dort das Mittagsmahl einzunehmen, kurz nach dem Essen wärs ans Scheiden gegangen, und da wäre des Weinens und Lamentirens über den Verlust eines so würdigen Mannes und über eine so schmerzhafte Trennung, die durch eine Reise von fünf Meilen wenigstens gemildert werden kann, kein Ende gewesen. Was doch dergleichen Erzählungen und unbedeutende Nachrichten, die Geis-

ſtesarmuth und Mangel an Materien zu verrathen ſcheinen, ein leſendes Publikum, welches über Erziehung belehrt ſeyn, und ſein Geld nicht umſonſt ausgeben will, angehen mögen!

Ich habe mich ſchon darüber erklärt, daß ich den Einfall des Deſſauiſchen Inſtituts, die Klopſtockiſche neue Orthographie nachzuahmen, für ungereimt halte. Wenigſtens konnten die guten Herren doch noch ein wenig warten, und hören, was andere ehrliche Leute, die auch denken und urtheilen können, dazu ſagen würden. Wer eine neue Mode zuerſt mitmacht, der ſetzt ſich allemahl der Gefahr aus, belacht und ein Sonderling geſcholten zu werden, monſtrari digito, et dicier hic eſt. Vielleicht glaubten ſie aber auch, es würde ihr Anſehen in der gelehrten Welt und bey dem Publikum ſo viel vermögen, daß nun einer nach dem andern die alte Orthographie abſchaffen, die Bequemlichkeit der neuen einſehen, und ſie annehmen würde. Klopſtock hätte alsdenn es ihnen verdanken und zuſchreiben müſſen, daß ſein Vorſchlag Beyfall gefunden hätte.

Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, und wenn auch noch mehr einzelne Gelehrte und gelehrte Geſellſchaften ſich's ſollten gelüſten laſſen, ſo wie Klopſtock es haben will, zu ſchreiben, daß es jemahls zu einer durchgängigen Annehmung dieſer Orthographie kommen werde. Denn ſo verderbt iſt unſer Zeitalter noch nicht, ſo weit noch nicht von ſeiner alten deutſchen Würde zu wilder Barbarey oder zu gedankenloſem Skeptizismus herabgeſunken, daß es alles Neue darum, weil es neu und ungewöhnlich iſt, billigen, und, durch das Vorurtheil des Anſehens geleitet, jedem Reformator, der ſich unberufen dazu aufwirft, ohne Unterſchied Gehör geben ſollte. Bald wird die neue Orthographie, ſo ahndet mir, gleich vielen andern ſeltſamen Entwürfen und Tändeleyen der neueren Zeit, deren Urheber ſich insgeſammt für ihre Hirngeſpinſte die Ewigkeit verſprachen, unter die verlegene Waare gehören, und bey unſern Landsleuten vergeſſen ſeyn. Das meynſt du doch auch, Brüderchen? Geſtern lief ich des Klopſtocks Buch über Sprache und Dichtkunſt noch einmahl durch, und da fiel mir inſonderheit S. 6. nicht ſowohl der

Sache,

Sache, als vielmehr der närrischen und widersinnigen Schreibart wegen folgende Stelle auf, die ich so, wie sie da steht, herseze will: „Gut; Nebensachen, aber nur „in Vergleichung mit der Hauptsache, dem „Denken: sonst gehört der Ausdruk des „Gedachten, und zwar in allen seinen Zweigen, zarten und starken, so wenig zu den „Nebensachen, daß dagegen ser vile Dinge, „di für wichtig und gros gehalten wärden, „zu den warsten Nebensechelchen einschrumpfen.„ Das laß dir ein Pröbchen von neuer und genauer Rechtschreibung seyn. Warum Klopstock in dem Worte Nebensechelchen die zweyte Silbe mit einem e schreibt, da es doch von Sache herkommt, und warum er das kleine s, welches doch am Ende eines Worts viel gescheuter, als das lange aussieht, schlechterdings verbannet, das kann ich mit allen meinen Sinnen nicht begreifen, und möchte darüber gern von ihm selbst belehret seyn, wenn er sich anders herablassen könnte, einem bescheidenen Zweifler, dem die Schicklichkeit und Vernunftmäßigkeit seiner Erfindung

nicht einleuchten will, die Gründe seines Verfahrens zu entdecken.

Weißt du was, Freund! Wir wollen an ihn schreiben; im Eingange unsers Briefes wollen wir seinen Eifer für die Vervollkommung unsrer Sprache, und für die Bereicherung derselben mit neuen, lieblichen Wörtern, wohin insonderheit das Wort Innerlichkeit gehört, herausstreichen, dann wollen wir uns die Freyheit nehmen, Bedenklichkeiten gegen seine neue Orthographie zu äussern, und endlich ihn bitten oder ermahnen, daß er von diesen Ungereimtheiten ablassen, das Ganze für scherzhafte Einfälle erklären, und uns dafür lieber neue geistliche Lieder schenken wolle. Nicht wahr? da würden wir schön ankommen? Insekten würden wir gescholten werden, und sein Lobredner Cramer würde wie der Blitz sich über uns hermachen, und unsere Kurzsichtigkeit, und die unerhörte Kuhnheit unsers Unternehmens mit den häßlichsten Farben abschildern. —

Jetzt

Jetzt erhalt' ich eben durch einen Freund aus Italien die Nachricht, daß der heilige Vater tödtlich krank sey, und schwerlich davon kommen werde. Das ist mir nun wieder ein Strich durch die Rechnung. Wie solls nun mit meiner Dedikation werden? Ich sinne hin, sinne her, und weiß fürwahr nicht, wem ich mein Büchlein nun zueignen soll. Doch das wird sich finden, ehe der letzte Bogen abgedruckt wird. Nicht weniger Sorgen und Kopfbrechen verursacht mir der Nahme, den ich dem Kinde geben soll, denn daran liegt sehr viel. Folgender Titel, der mir eben einfällt, was däuche dir dazu: „Die allerneueste Ortho„graphie des achtzehnten Jahrhunderts, er„funden von Klopstock, nachgeahmt von dem „Dessauischen Erziehungsinstitute, ausgezischt von der gelehrten Welt, und übergegangen in die Vergessenheit. So soll mein Büchelchen heissen. Schreib mir, ob dir der Titel behagt, und ob du sonst noch etwas zu erinnern hast. Der erste Bogen ist schon unter der Presse. Lebe wohl!

Achter Brief.

Emanuel Strepius an Wilhelm Biedermann.

Erſt vorgeſtern hab ich Klopſtocks Buch über Sprache und Dichtkunſt geleſen, denn das erſte, was ich geſehen, und woraus ich die neue Orthographie in dem erſten meinir Briefe entlehnt hatte, war nur eine kleine Brochüre, die als eine Probe der von ihm vorgeſchlagenen verbeſſerten Rechtſchreibung gelten ſoll. Du haſt recht, daß die ganze Orthographie, wie ſie da in dem Buche ſteht, für das Auge nicht allein ein komiſches, ſondern auch ein ekelhaftes Anſehen hat, man ärgert ſich, wenn mans leſen ſoll. Und es iſt nicht zu läugnen, daß manche Worte ſelbſt für den, der der deutſchen Sprache vollkommen mächtig iſt, durch dieſe Schreibart unverſtändlich werden. Ich glaube,

wie

wie du, daß das Phänomen, ehe ein Jahr vergeht, wieder verſchwunden ſeyn wird. Klopſtock ſelbſt aber wird ſeine Mißgeburt, ſo däucht mir, ſobald noch nicht umbringen, hätſcheln und ausputzen wird er ſie, ſo lange es gehen will, denn auf unſre Einwendungen wird er nicht achten.

Ich hätte noch mehr Geſchriebenes über dieſe Materie von dir erwartet; du ſchieneſt noch manches zurück zu haben; aber es iſt freylich Zeit, daß du ein wenig verſchnieſt, und zu neuen Arbeiten Kräfte ſammelſt. Du willſt meine Meynung über den Titel wiſſen, den du deinem Buche vorzuſetzen gedenkeſt? Er gefällt mir, und gefällt mir auch nicht. Er gefällt mir: denn er iſt etwas auffallend, und der Sache gemäß. Er gefällt mir nicht, aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet, denn er iſt mir zu lang, und möchte vielen ſarkaſtiſch ſcheinen. Vorſchlagen will ich dir wenigſtens einen kürzeren, weil du mich gewiſſermaßen dazu auffordereſt. Ich dächte, du ſetzteſt: Ueber Klopſtock und Klopſtocks Einfälle, eine Skizze; oder, weil es

es doch nach dem, was jetzt unter den Gelehrten Mode wird, zu urtheilen, nicht nothwendig ist, daß der Titel dem Innhalte des Buchs, und der Innhalt des Buchs dem Titel entspreche, du wähltest folgenden: Harmonides, ein Scherflein zur neuesten deutschen Litteratur. So viel ist ausgemacht: je närrischer der Titel, desto besser der Abgang, das laß dir eine Lehre seyn. Was deine Dedikation betrift, da weiß ich dir nicht zu rathen, weil mir die Absichten unbekannt sind, welche du dadurch zu erreichen gedenkest. Denn dreyerley Ursachen kann ich mir nur einbilden, warum dergleichen Epistoln abgefaßt werden, aber nennen mag ich sie nicht. Nach diesen Ursachen, deren es freylich noch wohl mehrere geben mag, müssen die Personen bestimmt werden. Ich will die Nahmen derer, die nach meinem Gutachten hierbey auf die enge Wahl kommen, auf einen besondern Zettel setzen, damit du es nicht ausplauderst, oder gar mitdrucken lässest. Bey uns wird jetzt ein neues Kränzchen, welches die Kultur der deutschen Sprache zur Absicht haben soll, errich-

errichtet, daran könntest du auch Theil nehmen, wenn du hier wärest. Ich habe zu deinen Anmerkungen über Klopstocks neue Orthographie, die mir nunmehr ganz unleidlich ist, nichts weiter hinzuzusetzen, als den Wunsch, daß ich bald ein gedrucktes Exemplar davon sehen möge. Du machst mir doch ein Geschenk damit? Versprochen hast du es mir wenigstens, mich mit allen deinen Werken zu versorgen. Dafür helf ich dir auch nächstens eine hübsche, reiche Frau aussuchen, die Geist und Leben hat, fertig Französisch spricht, und Verse macht. Nennen darf ich sie nicht, denn ich habe wirklich eine in petto, ein allerliebstes Mädchen, aber sie will gern einen muntern Schriftsteller haben, der succum et sanguinem hat. Wir korrespondiren und schäkern auch bisweilen mit einander. Eben erhalt ich einen Brief von ihr, und da wirst du mirs nicht übel nehmen, daß ich alle Neuigkeiten, die ich dir melden wollte, bis künftig verspare, und dich nur noch, weil's einmahl Sitte ist, versichere, daß ich von ganzen Herzen bin ꝛc. ꝛc.

Nachschrift. Du verlangtest neulich von mir zu wissen, warum Campe, der auch zu den Reformatoren der Orthographie und Sprachkunde gehört, sein Kuratoramt in Dessau niedergelegt hat; ich habe mich bey verschiedenen, die es wissen konnten, darnach erkundigt, aber nichts bestimmtes herausbringen können. Es muß ein großes Geheimniß seyn. Vor der Hand mußt du dich mit der allgemeinen Anzeige des Dessauischen Erziehungsinstituts begnügen. Er konnte nicht mehr helfen. Worinn, und warum nicht mehr helfen, das bleibt, wie gesagt, bis weiter ein Geheimniß. Bis weiter ist ein philanthropischer Lieblingsausdruck. Uebrigens Gott befohlen!

Neunter

Neunter Brief.

Wilhelm Biedermann an Emanuel, Strexius.

Das hätt ich dir wahrlich nicht zugetraut, lieber Strexius! daß du ſo ein Satyrikus wäreſt, und mich unſchuldiger Weiſe in Gefahr ſetzen würdeſt, wenigſtens unter vier Augen zur Verantwortung gezogen zu werden. Denn das wird niemand glauben, daß du von ſelbſt auf den Einfall gekommen biſt. Harmonides! Harmonides! Den Mann, der ſein Werkchen ſo nannte, lob' ich drum, daß er's that. Er liebt das Paradoxe. Mögen doch hundert Schwabenköpfe ſich die Köpfe drüber zerbrechen, warum er ſeinem Kinde gerade dieſen Nahmen gab. Ge-

nung, er iſt ein Genie, hat Kopf und hat Herz, jedes an der rechten Stelle, iſt ein kleiner Wollüſtling, das mag ſeyn; viele geſtempelte, ſeynwollende ſchöne Geiſter und Dichterlinge werden ihn nicht aufwiegen. —

Wirſt dich wundern, Brüderchen! wie ich, da ich in meinem letzten Schreiben unſern Briefwechſel ſchon für geſchloſſen gab, zu dieſem Appendix, und zu dieſen Bemerkungen komme. Aber das wars eben, was mir noch auf dem Herzen lag. Es mußte herunter. Laß mich's laut ſagen. wenns gleich nicht unmittelbar zu unſerer Materie gehört. Clodius, auf den du mit deinem Harmonides anſpielteſt, hat ſeinen Werth als Schriftſteller, als Humaniſt, und als Menſch, und er wird ihn bey allen den kleinen Zerſtreuungen und Sonderbarkeiten, welche eingebildete

Thoren

Thoren ihm aufmutzen, behalten. Geärgert hab ich mich, ich kanns nicht läugnen, über all' die Neckereyen und Verunglimpfungen, die während meines hieſigen Aufenthalts über ihn, der mir im Grunde mehr, als Klopſtock, werth iſt, ergangen ſind. Erfahr er's, oder erfahr er's nicht, daß ich ſo um ihn eifere. Mir war's Pflicht, bey dieſer Gelegenheit, die ich eben nicht mit Haaren herbeyzog, die Wahrheit zu ſagen. Wohl dem, dem Gott einen ſolchen Verſtand und ein ſolches Herz gab! Ein ſolches Herz! und das fehlt vielen Gelehrten. Dies ſey das Ende unſers Briefwechſels. Lebe wohl.

P. S. Ich höre, daß du den Verfaſſer des Verſuchs in Sinngedichten, die vor einigen Jahren in Leipzig bey Jacobäer herausgekommen ſind, kenneſt, und mit ihm umgehſt. Sag' ihm doch, er möch-

te

te ehrlicher Leute Nahmen nicht so verhunzen. Denn er schreibt beständig Klopfstock statt Klopstock. Druckfehler kanns wohl nicht seyn, weil es gar zu oft vorkommt. Ich bin wenigstens in solchen Dingen sehr genau, und wünsche daher, daß andere es auch seyn mögen. Noch einmahl Gott befohlen!

von Mag. Kindleben
f. seine Reise Hartenstein
S. 142

le ehrlicher Leute Nahmen nicht so verhunzen. Denn er schreibt beständig Klopfstock statt Klopstock. Druckfehler kanns wohl nicht seyn, weil es gar zu oft vorkommt. Ich bin wenigstens in solchen Dingen sehr genau, und wünsche daher, daß andere es auch seyn mögen. Noch einmahl Gott befohlen!

von Mag. Kindleben
s. seine Reise Karlsteins
S. 142

Emanuel Hartensteins,

eines

peregrinirenden Weltbürgers,

Reiſe

von Berlin

über Roſtock nach Dreßden.

Ein hieroglyphiſches Tagebuch

für

Pilger und Pilgerfreunde.

Halle,
bey Johann Chriſtian Hendel
1780.

KŒN PR. FR
UNIVERS.
ZVHALLE

Dem

Hochedlen und Hochgeehrteſten Herrn,

Herrn

Karl Friederich Dikow,

vornehmen Kauf- und Handelsmann

in Berlin

widmet dieſe Schrift

zur Bezeugung ſeiner Hochachtung und Ergebenheit

der Verfaſſer.

Hochedler,

Hochgeehrteſter Herr,

Werthgeſchätzter Freund,

Seit dem Anfange unſerer in Leipzig errichteten Bekanntſchaft, zu welcher ich mir in mehr als einer Abſicht Glück zu wünſchen, Urſache habe, bin ich oft darauf aus geweſen, wie ich es anfangen ſollte, Ew. Hochedlen für die gütigen Geſinnungen, welche Sie gegen mich geäuſſert, und für die Gefälligkeiten, die Sie mir erwieſen haben, meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Als ich mich niederſetzte, meine Reiſebeſchreibung zu verfertigen, und ans Licht zu ſtellen, dacht' ich gleich an Sie, und glaubte, daß gerade eine Schrift von dieſem Innhalte ſich dazu ſchickte, einem Manne, der nicht blos Pilgerfreund, ſondern auch überhaupt Menſchenfreund iſt, und der auf ſeinen häufigen Reiſen über Menſchen und Sitten Beobachtungen anzuſtellen, Gelegenheit hat, zugeeignet zu werden.

Sie werden in meinem Buche freylich nicht lauter Abentheuer und auſſerordentliche Begebenheiten finden, wie ich denn ſo ein Pilger von gewöhnlichem Schlage bin, der durch nichts, als durch ſeine oft übertriebene Ehrlichkeit und Gutherzigkeit ſich auszeichnet; indeſſen hoffe ich, daß die Art, wie ich meine Begebenheiten erzählt und mit mancherley Anmerkungen durchwebt habe, für Sie und für meine übrigen Leſer unterhaltend ſeyn wird.

Bey allen den ins Publikum gegangenen nachtheiligen Urtheilen und Nachrichten meine Perſon betreffend, wodurch mein Kredit gefallen, und mein guter Name verdunkelt worden iſt, glaub' ich doch noch ſo viel Anſehen und Zutrauen bey meinen Nebenmenſchen zu haben, daß man meine Erzählungen nicht für erdichtet halten wird. Ohne Furcht und Zurückhaltung hab' ich alles ſo niedergeſchrieben, wie es ſich wirklich zugetragen hat. Wenn ich noch einmal auf den Einfall kommen ſollte, meinen Lebenslauf zu beſchreiben, ſo werd' ich mich alsdenn in dem kleinen

nen Theile deſſelben, der in dieſem Buche enthalten iſt, und einen Zeitraum von vier Jahren in ſich begreift, deſto kürzer faſſen können. Ich wünſchte überhaupt, daß ein jeder Gelehrte mit unpartheyiſcher Feder ſein eigenes Leben ſchriebe, oder wenigſtens ſolche Nachrichten zurückließe, woraus ein anderer daſſelbe ohne Mühe zuſammenſetzen könnte. Ich kenne einen ſehr berühmt gewordenen Mann, der mir, als ich mit ihm in einer gewiſſen Verbindung ſtand, auftrug, daß ich ſein Biograph werden ſollte, vor einem halben Jahr ſprach ich ihn in Leipzig, und da verſicherte er mich, er hätte ſich anders beſonnen, und es ſey ſchlechterdings unmöglich, daß jemand ſein Leben ſchreiben könnte, weil er alle dazu erforderlichen Papiere und Nachrichten zernichtet hätte. Iſt dies nicht ein ſonderbarer Eigenſinn?

Die merkwürdigſten und für mich vortheilhafteſten Begebenheiten meiner irrdiſchen Pilgrimmſchaft ſind ohnſtreitig noch zurück, ob ich gleich, wenn die Vorherſagung des Herrn Doktor

for Fidlers *) eintrift, nur noch zwölf Jahre zu leben habe.

Dreyßig

*) D. Fidler, vormals Superintendent, Konsistorialrath und Pastor zu Dobberan, einem Flecken nicht weit von der Ostsee, zwey kleine Meilen von Rostock, jetzt Privatlehrer der Jugend in Altona, war seinem Vorgeben nach ein starker Physiognom, und konnte den Leuten aus den Zügen ihres Gesichts ihre vergangenen Schicksale anzeigen, und die zukünftigen weissagen. Dies erfuhr ich, als ich ihn vor drey Jahren zu Dobberan besuchte. Fürchterlich war seine Prophezeyung, denn er sagte mir unter andern: ich würde keines natürlichen Todes sterben, welches er so erklärte, daß ich entweder im Wasser, oder durch einen unglücklichen Fall umkommen, oder von mörderischen Händen sterben, oder durch Gift aufgerieben werden könnte. Bis jetzt ist von der Fidlerischen Weissagung noch nichts eingetroffen, denn sonach müßt' ich schon über anderthalb Jahr mit einer Wittwe verheurathet seyn, und einen kleinen Jungen herumlaufen haben, und ich bin ungläubig genug, die ganze Sache für eine Chimäre zu halten.

So lange die Physiognomik, worüber uns Lavater ein großes, dickes Buch geliefert hat, sich dahin einschränkt, aus dem Gesichte eines Menschen seinen

Cha-

Dreyßig von meiner Lebenszeit ſind bereits verſchwunden, und wenn ich zurückdenke, ſo wundere ich mich, daß Wiege und Bahre ſo nahe an einander gränzen, und merke an den vor meinen Augen aufwachſenden Sprößlingen, den Stammhaltern künftiger Familien, daß ich auch immer näher den Tagen rücke, von welchen die, die ſie erleben, ſagen müſſen: Sie gefallen mir nicht!

Doch wozu unterhalte ich Ew. Hochedlen mit ſolchen ernſthaften Betrachtungen? Es war ja nur meine Abſicht, Ihnen mein Buch zu übergeben, und das konnt' ich mit wenig Worten thun. Ich will alſo gleich ſchlieſſen.

 Von

Gemüthscharakter, ſein Temperament, ſeine Neigungen und Leidenſchaften zu beſtimmen, ſo lange laß ich es gelten, obgleich auch hier zehn Regeln gegen hundert Ausnahmen ſind; aber Glück oder Unglück, längeres oder kürzeres Leben aus den Zügen und Falten des Geſichts prophezeyen zu wollen, das ſcheint mir Grille und Thorheit zu ſeyn. Horaz ſagt in dieſer Abſicht ſehr gut:

Futurarum rerum exitum
Caliginoſa nocte premit deus. ...

Von Ihrer Theilnehmung an meinen Schickſalen, von Ihrer Geneigtheit gegen Gelehrte überhaupt, und von Ihrer Gewogenheit gegen mich ins beſondere bin ich überzeugt, und ich bin ſtolz darauf, einen ſolchen Mann zum Freunde, und einen ſolchen Freund zum Leſer meiner Schriften zu haben. Ich empfehle mich daher Ihrem fernern Wohlwollen, und habe die Ehre, mit vorzüglicher Hochachtung zu verharren

Ew. Hochedlen

B. den 14. Auguſt,
1780.

ergebenſter Diener,
der Verfaſſer.

Vor-

Vorbericht.

Emanuel Hartenſtein, ein Seitenverwandter des Matthias Lukretius, ſonſt Votius genannt, war der Sohn eines ehrlichen Handwerksmanns gleiches Namens, der aus geiſtlichem Saamen gezeugt war, und auf dieſen erſten Sprößling ſeines glücklichen Eheſtands alle mögliche Sorgfalt verwandte. Er ſtand in guter Nahrung, und ließ ſichs bey ſeiner Arbeit ſaurer, als alle ſeine Mitmeiſter, werden, blos, um ſeinem Sohne, von dem er groſſe Hoffnungen hatte, weil ſeine Fähigkeiten ſich frühzeitig entwickelten, und ſeine Wißbegierde unerſättlich war, eine gute Erziehung geben zu können. Anfänglich ſchickte er den jungen Hartenſtein in eine gemeine Schule, deren Vorſteher ein wahrer Orbil und ſeines Zeichens ein

Garn-

Garnweber war. Weil er aber in dieſer Schule nichts weiter, als leſen, ſchreiben, und rechnen lernte, ſo nahm er ihn wieder heraus, und ließ ihn im Hauſe durch einen geſchickten Gymnaſiaſten, dem er wöchentlich zweymal einen Tiſch gab, in fremden Sprachen, ſonderlich in der lateiniſchen unterrichten, worinn er in kurzer Zeit eine große Fertigkeit bekam.

Hartenſtein verlor ſeinen Vater in ſeinem dreyzehnten Jahr, und muſte ſich von nun an, wenn er ein Gelehrter werden wollte, kümmerlich durchhelfen. Sein Vater hatte ihm zum öftern ſeine verwickelte und in mancher Abſicht wunderbare Lebensgeſchichte erzählt, die ein Beweis von den verborgenen, dem menſchlichen Verſtande oft unbegreiflichen Führungen Gottes war. Eingedenk der Ermahnungen, die ihm ſein Vater bey Gelegenheit dieſer Erzählungen in Abſicht auf Gewiſſenhaftigkeit und freudiges Vertrauen auf Gott gegeben hatte, ſetzte er ſeine Studien mit Ernſt und mit der Hoffnung fort, es werde ihm nicht an Gönnern und Hülfsmitteln, fortzukommen, fehlen. Der Erfolg entſprach ſeiner Erwartung. Die Zahl ſeiner Freunde und Beförderer wurde größer, als er es vermuthete. Er bezog

die

die Universität, und widmete sich aus überwiegender Neigung der Gottesgelahrtheit, ob ihm gleich, ehe er sich noch auf die Akademie begab, die Stelle eines Sekretairs bey einem gewissen General angeboten wurde, wodurch er hätte ein früheres und grösseres Glück machen können. Es kostete ihn Kampf, diese Stelle auszuschlagen, denn der General, ein alter, würdiger Herr, der bey dem Könige in großem Ansehen stand, versprach ihm nach einigen Dienstjahren die beste Civilbedienung, aber er folgte seiner Neigung und wurd' ein Theolog, dies Wort in seinem genauesten Sinn genommen, denn er wollte, wenn er einst Prediger würde, nicht blos Prediger und Deklamator seyn.

Er verlies die Universität ungern, weil er auf derselben nicht allein viel Kenntnisse eingesammelt, sondern sich auch in den grösten Häusern Freunde gemacht und viel unschuldiges Vergnügen genossen hatte. Er erhielt, als er von der Akademie zurückkam, eine Hofmeisterstelle bey den Kindern eines vornehmen Mannes, die er aber der vortheilhaften Aussichten, die damit verbunden waren, ungeachtet bald wieder verließ, weil der älteste von seinen Zöglingen ganz ausgeartet und widerspenstig war, und gab hin und wieder

Pri-

Privatunterricht, um ſein eigener Herr zu ſeyn. Er meldete ſich bey verſchiedenen Vakanzen, ohne ſeinen Zweck zu erreichen, weil der eine ſeiner Nebenbuhler durch Geld, der andere durch ein Mädchen, der dritte durch noch ſchlechtere Schleichwege, wovon man ein großes, dickes Buch ſchreiben könnte, welches ſehr erbaulich ſeyn würde, in den geiſtlichen Weinberg hineinſchlupfte. Endlich erhielt er ohne ſein Suchen und Wünſchen eine mäßige Landpredigerſtelle, die er aber, nachdem er ſie einige Jahre mit vielem Beyfall verwaltet hatte, aus Amts- und Familienverdruß wieder niederlegte, ohne andere Ausſichten, als diejenigen zu haben, die ſein Kopf und ſeine Geſchicklichkeit ihm verſchaffen konnte.

Nun nahm ſein Schickſal eine ganz andere und gewiſſermaßen traurige Wendung. Denn er ward ſchwermüthig, weil er ſahe, daß auch nicht einer von ſeinen gemachten Entwürfen gelingen wollte, und daß ſich alle diejenigen, die ihm helfen konnten, und ihm anfänglich goldene Berge verſprochen hatten, zurückzogen, weil ſie ihn für eigenſinnig, für ſtolz, und am Ende gar für verrückt hielten. Jeder dachte, wenn er ihn ſah: hic niger eſt, und flüſterte es auch wohl ſeinem

Nach-

Nachbar ins Ohr. Seine Reisen stellten ihn wieder her, und liessen ihn viele unverschuldete Leiden und Verdrießlichkeiten, die er in seinem Amte und in seinem Ehestande gehabt hatte, vergessen.

Das übrige werden unsere Leser aus nachstehender von ihm selbst aufgesetzten Reisebeschreibung, die im Manuskript durch einen Zufall in unsere Hände gekommen ist, ersehen. Wir glaubten ihnen eine kurze Nachricht von dem Herkommen des Verfassers schuldig zu seyn, und werden uns Mühe geben, den übrigen Theil seiner Begebenheiten zu erfahren, um einst, wenn anders diese Reisebeschreibung Beyfall findet, den Faden da wieder anzuknüpfen und fortzuführen, wo er ihn abgerissen hat. Vielleicht dünkt es manchen, daß der Titel einiger Aufklärung bedürfte, allein darüber hat der Verfasser sich selbst gegen das Ende seines Buchs erklärt; man höre ihn, und verarge uns nicht, daß wir's Büchlein ohne alle Abänderung und auch ohne Noten, die sonst so leicht zu machen sind, so geben, wie wirs empfingen. „Aber warum nahm der Verfasser, als er reisete, einen so großen Umweg? Warum reisete er nicht nach Nekkahne, und beschrieb alle Häuser und Dachsteine, die er beym Ausfahren aus der Stadt gesehen,

ſehen, alle Geſpräche, die er unterweges mit ſeiner lieben Hälfte und mit dem Edelmann und mit dem Prediger und mit den Bauern in N. geführt hatte, und berechnete bey dieſer Gelegenheit die Soldatenmenge und die Landeseinkünfte? — Ja, das iſt eine andere Frage:

At praecedenti ſpectatur mantica tergo.

XXXI.

„Wie dieſes Sprüchlein hierher kommt?„ — Kein Wort mehr.

Die Herausgeber.

Avant-propos.

„Ich bin ein Paſſagier, oder, auf gut Deutſch, ein Reiſender„ dies war die Antwort, die einſt der Herr Inſpektor W. zu H. einem ſeiner neugierigen Reiſegefährten und dem Thorſchreiber zu E. gab, welcher ihn um ſeinen Namen und Charakter befragte. Er that recht, daß er ſo antwortete, denn er war damals blos Privatmann, und es konnte aus ihm, (weil er ein Theolog war) nach Beſchaffenheit des Loches, wo der Wind herkam, ein Paſtor loci oder ein Profeſſor der griechiſchen Sprache, wenn er auch keine Silbe davon verſtanden hätte, oder ein Generalſuperintendent werden. Ein ähnlicher Streich begegnete vor kurzem dem Sohne eines reichen Kaufmanns aus A. der zu ſeinem Vergnügen, um ſich in der Welt umzuſehen, und gelegentlich manche zu ſeinen Geſchäften erforderliche Kenntniſſe einzuſammeln, reiſete. Er kam auf ſeiner Reiſe durch Oberſachſen nach W. einer kleinen Stadt vier Meilen von Leipzig. Dort fand er gleich am Thore einen kleinen un-

terſetzten Mann, von dem er ſeiner Relation nach ſelbſt nicht wuſte, ob er Thorſchreiber oder Aufpaſſer, oder Acciſebedienter war. Dieſer fragte ihn in einem ziemlich derben und unfreundlichen Tone: Mein Herr, wer ſind ſie? und wo kommen ſie her? Die Antwort war: ich heiſſe Delius, und komme aus Pommern. Aber was bedienen Sie? fragte jener weiter. Dieſer erwiederte: Ich bediene nichts. Nun, Sie müſſen doch einen Stand, einen Charakter haben, fiel jener ein, wie ſoll ich Sie denn angeben? Ich bin Gelehrter zu Bützow, verſetzte der Kaufmannsſohn, und um den unnützen Fragen ein Ende zu machen, griff er in die Taſche, langte eine Handvoll Goldſtücke heraus, und ſagte: hier, Herr Patron! hier iſt mein Charakter. Der Herr Patron hatte nichts dawider einzuwenden; er lächelte, und rief dem Poſtillon zu: Kutſcher fahr zu!

Dieſe Anekdote, die einſtweilen in Ermangelung dienlicher Materialien ſtatt Vorrede dienen mag, könnte uns Stoff zu einer ſehr erbaulichen Betrachtung über die Neubegierde geben, die in der Welt ſo viel gutes und böſes anrichtet, und nach einiger Philoſophen Meinung ein

ziem-

ziemliches Argument für unsere Fortdauer nach dem Tode seyn soll; wir enthalten uns aber für diesmal gefliſſentlich des Predigertons, denn viel Predigen macht den Leib müde, und melden nur wegen eines komiſchen Streichs, der uns neuerlich in einer gewiſſen Geſellſchaft begegnet iſt, unſern wiſsbegierigen Leſern die groſse, moraliſche Neuigkeit, die zugleich einen Beytrag zu Campens Sittenbüchlein abgeben, und die ſich ein jeder in ſeiner Schreibtafel oder in ſeinem Kalender oder an ſeiner Stubenthür anmerken kann: daſs es die Schuldigkeit jedes Hauswirths iſt, der in ſeinem Hauſe Beſuche von mancherley Perſonen, die ſich unter einander nicht kennen, annimmt, die ihm hofirenden Freunden unter ſich nach ihrem Namen und Charakter bekannt zu machen, damit ein ehrlicher Mann nicht in die Verlegenheit gerathe, einen Biſchof für einen Kannengieſſer, einen Kandidaten des Predigtamts für einen Schuhknecht, und eine Beſenbinderfrau für eine Baroneſſe zu halten, maſsen die Unterſcheidungen, ſonderlich bey dem weiblichen Geſchlechte, zwiſchen Frau und Jungfer, zwiſchen Mamſell und — — am ſchwerſten ſind, wornach man ſich zu achten.

Es war mir schon in meinen jüngeren Jahren, da ich noch ein Kind und nach jenes weisen Mannes Ausdrucke *) ganz Thier war, von einem alten Mütterchen geweissagt worden, daß ich einst vieler Herrn Länder durchwandern, und erst nach langem Herumirren, nachdem ich viel würde gesehen und erfahren haben, eine bleibende Stätte finden würde. Ob ich nun gleich schon damals oder bald nachher diese Art der Weissagungen, wodurch in der Welt so mancher betrogen, so mancher Groschen aus dem Beutel gelockt wird, für das, was sie insgemein sind, für Weibergeklatsche hielt, so bin ich doch nachher, da der Erfolg mit jenen Aussprüchen der alten Prophetinn, die ich mir bey dem allen, wie man zu reden pflegt, hinter's Ohr geschrieben hatte, übereinstimmte, auf die Gedanken gerathen, daß diese Bestimmung zum Reisen, und zur Erweiterung meines Ideenkreises mit zu dem höheren Orts entworfenen Plan meiner irrdischen Schicksale

*) Es war der Herr Pastor L. zu B. der durch sein übersetztes Büchlein über Toleranz und Gewissensfreyheit, durch einige ascetische Schriften, und viele unpartheyische Recensionen, scilicet! in der allgemeinen deutschen Bibliothek berühmt geworden ist.

sale, gehöre, dessen weise und auf unser bestes abzielende Einrichtung sich erst hintennach entwickelt, und ich befinde mich ganz wohl dabey, daß ich gereiset bin.

Du lieber Gott! so dacht ich im Anfange meines Privatstandes, der sich nach der Niederlegung meines Pfarramts zu C** in der Mittelmark mit dem Jahre 1776 anhub, du lieber Gott! alles reiset jetzt in der Welt und läst seine Reisen drucken, willst auch'n Versuch machen, ob's Reisen frommet, und zum Glück hilft, willst Menschen und Länder und Sitten kennen lernen, willst, ohne selbst ein Abentheurer zu werden; manchem Abentheuer zuschauen, und des deine Lust haben, daß du (vielleicht unbemerkt) so zuschauen kannst. Gedacht, geschehen! denn von je her bin ich in Ausführung meiner gefaßten Entschliessungen, wie das so sanguinischen Leuten an der Art ist, schnell gewesen, und habe mich dabey wohlbedächtig jedes Blicks in die Zukunft, jeder ängstlichen Vermuthung, kurz aller Grübeleyen enthalten.

Dieser Hang zum Reisen und zur öfteren Veränderung meines Standpunkts, dieser Eckel

am Anschauen ein und eben derselben Gegenstände, den ich mit so vielen vornehmeren und geringeren Brüdern gemein habe, äusserte sich schon damals, als mich die Vorsehung, vermuthlich zu meiner Prüfung und Demüthigung (denn als eine eigentliche Versorgung hab' ichs wohl nicht ansehen können) durch einen Zusammenfluß sonderbarer Umstände zur Verwaltung des Pfarramts in C** drey Meilen von B** und eine Meile von P** berufen hatte. Ich war kaum angezogen, so hatt' ich schon weder Ruhe noch Rast im einsamen, abgelegenen Dörflein, worinn unter andern Merkwürdigkeiten kein Brunnen war, wo die Einwohner Methusalems Jahre erreichten, daher es folglich nicht viel zu begraben, zu trauen und zu taufen gab, und wo ein altes, halb abgetragenes, den Einsturz drohendes Hirtenhaus mir die ganze freye Aussicht benahm. Konnt ich gleich meiner Amtsgeschäfte wegen keine weiten Reisen unternehmen, so reisete ich doch wenigstens oft nach B**, oder nach dem nahegelegenen Städtchen S** und P** und wenn ich ja des Wetters oder anderer Ursachen wegen nicht weiter kommen konnte, so besucht ich doch eins von meinen Filialen, oder schwamm zu einem meiner Amtsbrüder jenseit des Havelflusses hinüber.

Drob

Drob ärgerten ſich die Bauern, daß mirs ſo bey ihnen nicht gefallen, daß ich nicht daheim brüten wollte, und meldeten es dem Edelmann: ihr Prediger ſey beſtändig auf Reiſen, welcher mir das anfangs ſo ganz freundſchaftlich unter vier Augen eröffnete, und mit meiner Antwort: daß meine Geſundheit dergleichen Leibesbewegung erforderte, und daß meines Wiſſens zu Hauſe nichts verſäumt würde, zufrieden zu ſeyn ſchien, bis endlich, weil häusliche und Familienverdrüßlichkeiten, fehlgeſchlagene Hoffnungen und dergleichen mir meinen Aufenthalt in C** vollends verleideten, zwiſchen mir und dem Herrn Patron zu einem völligen Bruch kam, und ich meinen Hirtenſtab zu ſeinen Füßen niederlegte, mit welcher Veränderung die meiſten Mitglieder meiner damaligen Gemeine, wie ich aus gewiſſen Anzeigen und zuverläßigen Nachrichten weiß, unzufrieden und bey meinem Abſchiede äuſſerſt gerührt waren. —

Nun war mein erſter Entwurf, in die groſſe Welt zu gehen, und mit meinen Kenntniſſen und Erfahrungen auswärtig zu wuchern; ich hatt' aber noch ein Weiblein; es war ein gutes Weiblein, von einem guten, aufgeklärten Ver-

stande und sehr empfindsamen Herzen. — Die konnt ich doch so platterdings nicht verlassen — endlich wurd ich von ihr verlassen, und ich bekam freye Hand, zu thun, was ich wollte, Glück zu machen, wo ich wollte und konnte. Ein böser Genius aber hielt mich in meiner Vaterstadt gefesselt, wo es mir gleichwohl sehr übel erging, und ich schob so lange die Ausführung meines Vorsatzes, ein Pilgram zu werden, und gewissen mir übel wollenden Leuten aus den Augen zu kommen, auf, bis meine blanken Thälerchen, die ich nach B** als Reliquien von meiner sauern Amtsarbeit mitbrachte, einer nach dem andern in die Spree gefallen waren. Ich habe nachher gesehen, daß ich sehr weislich gehandelt hätte, wenn ich meinem anfänglichen Plane sogleich ohne längeres Zaudern gefolgt wäre, tröste mich aber, weil's nicht geschehen ist, mit dem Gemeinspruche: Es hat schon so seyn müssen.

Dies und die ganze melancholische Geschichte, die damit zusammenhängt, ist von der Art, daß ich mir oft ein paar Tröpflein von den Reben, ich wollte sagen, vom Bach Lethe wünsche, um alle einzelnen Züge davon nebst den mancherley dabey interessirten Gegenständen, die so ganz ver-

verschiedene Empfindungen in meiner Seele hervorbringen, auf immer aus meinem Gedächtnisse zu verlieren. „Ho, ho, poltert mir da einer entgegen, das wäre ja unchristlich, gutes und böses, was man genossen hat, mit einander zu vergessen, den Freund mit dem Feinde aus dem Gedächtnisse zu verbannen. — —. Wunderlich! Wolltest du deinem kranken Freunde nicht Ruhe, nicht Erhohlung, nicht gute Zwischenräume wünschen, wenns doch gelitten seyn soll? — Es giebt Stunden, es giebt Auftritte in unserm Leben, wo man, um der Verzweiflung oder dem Wahnwitze auszuweichen, jede zarte, weinerliche Empfindung tödten, jede Erinnerung der vergangenen Freuden, die alsdenn sich in Gift verwandeln, widerstehen, seine Augen verschliessen, seine Ohren verstopfen, seinem Schmerz Hohn sprechen, und gegen sich selbst Barbar seyn muß. O wie viel hätt' ich noch über diese Materie zu sagen, wenn ich nicht befürchtete, auszuschweifen!

Um indeß sowohl meinen Lesern, als mir selbst einen Ruhepunkt zu verschaffen, will ich meine Reisebeschreibung in Abschnitte oder Perioden eintheilen, deren Anzahl ich vor der Hand

noch nicht bestimmen kann. Wer künftig mein Leben beschreiben will, kann die vornehmsten Materialien dazu in diesen Abschnitten finden. Ich werde der Wahrheit bey meinen Erzählungen treu bleiben, und sie gleichwohl durch eingestreuete Bemerkungen und lustige Scenen meinen Lesern so interessant und unterhaltend, als möglich, zu machen suchen. Heute kann ich den ersten Abschnitt nicht anfangen, denn dazu gehört Laune und ein heiteres Gemüth; beydes ist mir aber eben jetzt auf einem Spaziergange durch ein gewisses Etwas, was ich nicht nennen will, vergangen. — Menschen, wie könnt ihr doch so unempfindlich seyn? — —

Erster Abschnitt.

Ich war schon lange damit umgegangen, eine kleine Exkursion ins Meklenburgische zu machen, theils, weil ich von der Beschaffenheit dieses Landes und von seinen Einwohnern viel Gutes gehört, theils weil ich wirklich verschiedene gute Freunde und Anverwandte darinn hatte, welches zum Theil Geistliche und sämmtlich Biedermänner waren,

wie

wie man ſpricht, von altem Schrot und Korn. Mein Nachfolger im Amte hatte eine Zeitlang in dieſem Lande konditionirt, und machte mir von der ungenirten Lebensart, die daſelbſt herrſcht, von der ſchönen Lage deſſelben, von der Wohlfeilheit der Lebensmittel, und von andern meiner Sinnlichkeit behaglichen Dingen ein ſo reitzendes Gemählde, daß ich gleich zu ihm ſagte: über kurz oder lang, Herr Bruder! ſitz ich in Meklenburg. Dieſer Entſchluß wurde auch einige Zeit nachher ausgeführt, ob gleich die Reiſe nicht gerade zu ging — per ambages! per ambages! das iſt auf deutſch: durch Umſchweife.

Einmal war ich ſchon während meines anfänglichen Aufenthalts in B * * unterweges auf der Reiſe nach Bützow mit einem Geldvorrath, der wohl nicht weiter, als bis Oranienburg würde gereicht haben, (ſo ſtark war mein Vertrauen auf die göttliche Hülfe,) und mit einer lateiniſchen Streitſchrift in der Taſche, die ich dort, um mich zu habilitiren, zu vertheidigen gedachte. Allein weil's eine gelehrte Reiſe war, wie Lavaters Reiſe nach Italien, das heiſt: eine Reiſe zu Fuße, ſo verirrt' ich mich auf der erſten Station, und war, da ich lange herumgewandert, und nach

mei-

meiner Meynung bereits Meklenburgs Gränzen erreicht hatte, zwey Meilen von B * *, ging also für diesmal wiederum heim, und legte meine Disputation ad acta.

Dies war ein kleines Abentheuer in meiner Lebensgeschichte, ein poßierlicher, nothgedrungener Einfall, worüber ich, wenn ich die damit verbunden gewesenen Umstände und meine damalige Lage betrachte, oft noch lachen muß. Dieses Abentheuer ereignete sich im Sommer des Jahres 1776, welches überhaupt für mich, was Einfälle, Entwürfe und Unternehmungen betrift, ein sehr fruchtbares, aber wegen der vielen Fehlschlagungen und Verdrüßlichkeiten, die ich darinn erfahren muste, ein sehr unglückliches Jahr war. Im Anfange desselben hing der Himmel noch voller Geigen, (man verzeihe mir dies gemeine Sprüchwort,) weil — noch Geld im Beutel und die Hoffnung des Besserwerdens, des Durchbrechens durch Nacht und Nebel nicht unwahrscheinlich war. —

Im Winter dieses Jahres, einige Monathe nach dieser intendirten, aber zurückgegangenen Reise, zu einer Zeit, da ich selbst nicht wuste, noch wissen mochte, was noch aus mir werden würde, lernte

lernte ich in B * * einen Pommeriſchen Edelmann, einen Herrn von K * * kennen, welcher mir, da er meine Situation erfuhr, und meinen Wunſch, fremde Länder zu ſehen, vernahm, die Stelle eines Hauslehrers bey ſeinem ſchon etwas erwachſenen Sohne antrug, die ich auch ohne weiteres Bedenken annahm, weil dieſer Mann trotz allen Verunglimpfungen und ſchlechten Urtheilen, die er von mir aufgefangen hatte, ſehr viel Gewogenheit gegen mich äuſſerte, und bey vielen guten, ſeinem Stande eben nicht nothwendigen Kenntniſſen einen treflichen Charakter beſaß. Ich war's überdrüßig, in B * * zu leben, und erwartete die Zeit, die zu unſerer Abreiſe nach ſeinen Landgütern beſtimmt war, mit Ungeduld. Dieſe erfolgte im Aprill des Jahres 1777. Zwey neuangehende Kandidaten, welche eben aus Halle kamen, und der lieben Mama und den lieben Schweſtern mit einem Sack voll eingeſammelter akademiſcher Weisheit entgegeneilten, unterweges aber ſich noch ziemlich fidel bezeugten, ein einäugigter Jude, und eine Predigerfrau aus Hinterpommern, welche wegen ihrer ſtarken Korpulenz gewaltig ausdünſtete, und mir zur Seite ſaß, waren meine Reiſegefährten. Sie konnten mir ſämmtlich nicht viel Unterhaltung verſchaffen, denn ich hatte den Kopf voller

ler Grillen, und dachte an mein künftiges Schicksal, indeß der Herr Schirmeister, der mit in der Postkutsche saß, auf meine Unkosten ein Schnäpschen nach dem andern trank. Am verdrießlichsten wurden mir meine Reisegefährten in der Nacht, die wir zwischen Neustadt und Angermünde in einem zugemachten Wagen, wie in einem Kefig, zubringen musten, denn sie schliefen alle, und ich wachte allein. Die Frau Pastorinn versetzte mir zuweilen im sanften Schlummer mit ihrem fleischichten Körper einige Rippenstösse, und die Herren Kandidaten schnarchten so lieblich, daß ich in diesem Augenblick wünschte, auf dem Blocksberge zwischen unter den Hexen zu seyn, damit ich nur nicht so eingesperrt wäre. — Ist der Mensch nicht ein wunderliches Geschöpf! Niemals gefällt er sich in der Lage, worinn er ist, und worinn er seyn soll; immer wünscht er sich eine andere. Ich konnte freylich mit mehrerer Bequemlichkeit zu Fuße nach Pommern gehen, und des Nachts ausschlafen; allein, das verursachte wieder andere Inkovenienzen, die vielleicht ärger, als eine schlaflose Nacht, und der Geruch unangenehmer Ausdünstungen waren. So gehts! und so wahr ists, was Gellert sagt:

Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand hat ſeine Laſt.

Der folgende Tag, da wir unſere Reiſe über Schwed und Königsberg in der Neumark (es war ein ſehr angenehmer Frühlingstag) fortſetzten, enthielt eben nichts merkwürdiges. Um die Mittagszeit trafen wir in Königsberg ein, und weil die Poſt ein paar Stunden anhielt, ſo geruhete die Geſellſchaft, in drey verſchiedenen Gaſthöfen das Mittagsmahl einzunehmen. Die Studenten oder angehenden Kandidaten wählten den vornehmſten Gaſthof, weil ihre Börſe ziemlich geſpickt und dort luſtige Geſellſchaft war, ich und die Frau Paſtorinn, der ich mich, als wenns meine liebe Hälfte geweſen wäre, und die man auch wirklich dafür hielt, aus geiſtlicher Konfraternität annahm, wählten den vom zweyten Range, und der Jude, der ſeinem Anſehen nach ein durchtriebener Schelm und ein Erzgauner war, ſpeiſete in der Sonne. Gegen Abend langten wir in Bahnen, einem kleinen, unbedeutenden Städtchen in Hinterpommern an, und von dort ließ mich der Herr von K** durch ſeine Equipage, welche in einer zweyſitzigen Chaiſe beſtand, und von dem Müller des Dorfs, den ich bald als einen guten, treuherzigen Mann kennen lernte, dirigirt wurde, abholen,

hohlen, und ich kam ohngefehr um neun Uhr, ziemlich abgemattet von dem Stuckern des Postwagens in L. dem Orte meiner Bestimmung an, wo ich von dem Gutsbesitzer, als meinem neuen Prinzipal, am Morgen des folgenden Tages sehr freundschaftlich empfangen wurde.

Die beyden ersten Tage waren Spatzier- und Erhohlungstage, wo ich, von meinem Edelmanne und seinem Sohne begleitet, die umliegende Gegend, die freylich nicht paradiesisch, aber doch ziemlich angenehm war, in Augenschein nahm. Am folgenden Montag fing ich mit meinem Junker und einem ihm zugesellten Verwaltersſohne meine Vorlesungen über die christliche Lehre, über den Eutrop, über die französische Sprache, Geschichte und Geographie an, und setzte sie mit ziemlichen Erfolg zur Zufriedenheit des alten Edelmanns eine gute Zeit fort. Er war oft in den zum Unterricht festgesetzten Stunden zugegen, und war so gefällig, daß er einen Theil der näheren Aufsicht über die jungen Leute nach geendigten Schulstunden selbst über sich nahm, um mich weniger zu geniren, und mir zu meinen übrigen Geschäften Zeit zu lassen. Denn er wuste es wohl, was so viele Herrschaften, die dergleichen Privatleh-

lehrer halten, nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, daß das Hofmeiſteramt ein ſaures, beſchwerliches Amt iſt, daß viel Geduld und Verläugnung dazu gehört, wenn man auf der einen Seite der Kinder Beſtes befördern, und ſeiner Pflicht wahrnehmen, und auf der andern auch das Zutrauen und den Beyfall der Aeltern erlangen will Ich würde mich auch niemals wieder zur Uebernehmung einer ſolchen Stelle, deren Bitterkeit ich bereits in meinem Kandidatenſtande zur Gnüge empfunden hatte, entſchloſſen haben, wenn ich nicht vorher überzeugt geweſen wäre, an dieſem redlich und altdeutſch geſinnten Edelmanne mehr einen guten Geſellſchafter und Freund, mehr einen liebreichen Beförderer meiner etwanigen Abſichten, als einen eigenſinnigen und gebieteriſchen Prinzipal zu finden, der den Hofmeiſter ſeiner Kinder ſelbſt zu hofmeiſtern, und ihm allerley unſtatthafte Verhaltungsbefehle und Zurechtweiſungen zu ertheilen gewohnt iſt.

Das Dorf ſelbſt, worinn ich nun mein Weſen hatte, war ziemlich lang, das adeliche Gebäude hatte ein ſehr dürftiges, kümmerliches Anſehen, es beſtand aus einem Stockwerk und einem Erkner, und dasjenige, welches mit in der Mitte

des Dorfs zur Reſidenz angewieſen wurde, war noch dürftiger; es war unter den Häuslein oder Bauerhütten das kleinſte, und die Stube, worinn ich wohnte, und die zugleich zu meinem Hörſaal für die angehenden Akademiker beſtimmt war, ſo niedrig und ſo eng, daß ich mich kaum zweymal umkehren konnte, und alle Augenblicke beſorgen muſte, mir den Kopf an der Decke zu ſtoßen. Dies war aber nun einmal nicht abzuändern, weil auf dem adelichen Gehöfte nicht viel Roum, und der Edelmann es ſeit vielen Jahren nicht gewohnt war, ſeinen Hofmeiſter bey ſich im Hauſe zu haben.

Jeden Morgen um ſieben Uhr kam ein kleiner Bedienter, Namens Johann, den Theekeſſel und einen Teller mit Butterbrodt in der Hand, welcher mein Frühſtück beſorgte, und, wenn es etwa ſchläfriges, trübes Wetter war, beſcheidentlich erinnerte, daß es Zeit ſey, aufzuſtehen vom Schlaf, und zu den Geſchäften des Tages ſich anzuſchicken. Von acht bis eilf Uhr Vormittags dauerte der Unterricht, nach deſſen Endigung ging man ſpatzieren, und pünktlich um zwölf Uhr wurde das Mittagsmahl, welches aus drey Schüſſeln und um ſieben Uhr Nachmittags die

Abend-

Abendmahlzeit, die aus einer Schüssel bestand, eingenommen. Einige von diesen Gerichten wollten mir Anfangs nicht behagen, denn es waren pommerische Gerichte, die einen guten Magen erfordern, z. E. Erbsen und Speck, Backenbeeren und Klüte nach pommerischem Dialekt, Spickgans und dergleichen, doch man wird alles in der Welt gewohnt, Glück und Unglück, schöne und häßliche Gesichter, gute und böse, harte und leicht verdauliche Gerüchte. (Gerichte) —

Mein Zögling hatte einen guten, offenen Kopf, und bewies sich bey meinem Unterricht sehr lehrbegierig. Insonderheit machte sein schneller Forgang in der französischen Sprache mir und seinem Vater Vergnügen. Neben mir an wohnte der Schulmeister, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, ein gewesener Schneidergeselle, mit dem, weil er auch ein Wörtchen Französisch sprach, je zuweilen mein Junker seine erlangte Fertigkeit übte. Dieser Mensch war sehr cholerisch; seine Frau und seine Schulkinder musten's oft ausbaden, wenn ihm eine Grille durch den Kopf gefahren, oder ein gemachter Entwurf mislungen, oder eine vom Erbsen- und Bohnengericht verursachte Blähung nicht abgegangen

war. Er war einer von denen Schulmeistern, die, wie es in einem gewissen Buche: Sieben Teufel, womit die Schulmeister besessen sind *), betitelt, lautet, sich ein Vergnügen daraus machen, großen und kleinen Dirnen die bloßen Lenden zu zerficken, (zerhauen) und sich mit einer Ruthe, die so groß, wie ein Besen ist, auf dem Hintergestelle der muthwilligen Knaben wacker herumzutummeln, daß diese vor Angst einen Wind nach dem andern streichen lassen. Auf seine Frau war er sehr eifersüchtig, und hatte Ursache es zu seyn. Denn sie konnte ihn wegen seiner schlechten Behandlung nicht lieben, und er hätte sich in den vergangenen Jahren, die er als Lehrpursche und Geselle in B** zugebracht hatte, durch wollüstige Ausschweifungen zu sehr erschöpft, als daß er jetzt hätte im Ehebette seine Pflicht thun, und wenigstens die lutherische Diät: Alle Woche zwier, in Acht nehmen können.

In dem ersten Monathe meines Aufenthalts zu L. besuchte ich meinen alten Freund und Gön-

*) Dieses Büchlein hat sich etwas rar gemacht; aber daß es wirklich existire, daran brauchen unsere Leser keineswegs zu zweifeln.

Gönner, den würdigen Generalſuperintendenten Göring in Stettin, welcher mich mit meiner erſten verewigten Gattinn verlobt, und überhaupt an meinen guten und widrigen Schickſalen einen liebreichen Antheil genommen hatte. Dieſer eröffnete mir Ausſichten zu einer Verſorgung in Hinterpommern, welche aber durch meine guten Freunde in B**, denen die Vereitelung meiner Hoffnungen von je her ein angenehmes Geſchäft geweſen war, wieder verdunkelt wurden. Und ſo rüſtete ich mich, weil mir mein Unternehmen nicht gelingen, und das Hofmeiſterleben in einem einſamen Dorfe nicht länger behagen wollte, nach und nach zu meinem Uebergang in eine andere Sphäre.

Bald nach meiner Zurückkunft aus Stettin warf mich ein kaltes Fieber aufs Krankenbette danieder. Ich bin von je her bey der geringſten Anwandlung von körperlichem Schmerz oder körperlicher Unbehaglichkeit ſehr furchtſam geweſen, weil ich mir einbildete, daß eine jede ſolche Anwandlung meinen Tod herbeyrufen würde. Dies geſchah auch hier. Das zweyte Mal war's in meinem Leben, da ich (weil Schwermuth und Hypochondrie mein Uebel vergröſſerten) dem

Ende meiner irrdiſchen Laufbahn mit der dazu erforderlichen Faſſung entgegenſah, und (ich ſag's ohne Heucheln) mit Vergnügen entgegenſah. Das erſte Mal war ich in gewiſſer Erwartung meines Todes, da ich nach dem grauſamen Verluſt meiner unvergeßlichen S**n während meines Pfarramts zu C** ein Vierteljahr lang mit einem hitzigen Gallenfieber zu kämpfen hatte, welches mich bey der ſichtbarlich zunehmenden Erſchöpfung meiner Kräfte dem Grabe entgegenzuführen ſchien. — Aber Gott gebot dem Würgengel: Laß ab! und er ließ ab. — Mein Fieber in L. hatte mich in vierzehn Tagen ebenfalls ſehr entkräftet; kein Menſch beſuchte mich, als mein kleiner Bedienter, der mir das Eſſen und übrige Bedürfniſſe brachte, denn mein Prinzipal, ſo ſehr er ſonſt Menſchenfreund und Chriſt war, hatte einen natürlichen Abſcheu vor Kranken. Ein geſchickter Wundarzt, in Bahnen benahm mir bey ſeinem Zuſpruche die Todesgedanken, ſtellte mich wieder her, und ſagte in ſeiner treuherzigen Sprache: daß ich wohl noch einige dreyßig bis vierzig Jahre mitlaufen könnte. Für dieſe Weiſſagung muſt ich ihm, ich wollte oder wollte nicht, ein paar Thaler mehr bezahlen, und ſeine Jungfer Toch-

ter

ter wöchentlich zweymal in der Anatomie *) unterrichten.

Nach überſtandenem Fieber entzweyt' ich mich eines kleinen Umſtands wegen mit meinem alten Edelmann, und wir wurden beyde einig, uns in kurzem zu trennen. Vor meinem Abgange aus L. that ich noch über Greifenhagen, wo ich an dem Herrn Präpoſitus C. einen ſehr geſcheiten und würdigen Mann kennen lernte, eine Reiſe nach Stettin, und erfuhr daſelbſt von meinem alten Univerſitätsfreunde, dem Feldprediger L**, daß die Feldpredigerſtelle bey dem von Schliebenſchen Regiment in Stargard vakant ſey. Ich machte mich alſo gleich auf, und reiſete nach Stargard, um mich zu dieſer Stelle zu melden.

Der Chef dieſes Regiments, der Herr Graf von Schlieben, welcher alle und jede, die ſich zu dieſer Stelle meldeten, deren eine große Anzahl war, predigen ließ, empfing mich zwar ſehr gnädig, und erlaubte mir, vor dem

*) Dies iſt gewiß ein Irrthum des Herrn Verfaſſers. Es ſollte wohl Orthographie heiſſen.
Anmerkung des Setzers.

Regimente eine Gastpredigt zu halten, versprach auch, mir in kurzem seine Entschliessung bekannt zu machen; es ging aber auch hier, wie dort geschrieben steht: sie beschlossen einen Rath, und es wurde nichts draus. Ich predigte am 14ten Sonntag nach Trinitatis in der Johannis-Kirche vor dem Regimente über die Pflichten der Genesenen, verrichtete darauf in Abwesenheit des abgehenden Feldpredigers einige Amtsgeschäfte, und kehrte nach einem achttägigen Aufenthalte in Stargard, welches eine schöne, feine Stadt ist, nach meiner ländlichen Residenz zurück, um mich zu meiner Zurückreise nach B** anzuschicken.

Auf dem Wege von Stargard nach L. grüßte ich fleißig das Handwerk, und lernte unter meinen Herren Amtsbrüdern in der dortigen Gegend viel gutgesinnte und geschickte Männer, mit unter freylich auch manchen ehrlichen Dorfpriester kennen, der bey dem Ackerstudium und bey der Direktion des Pflugschaars sein bischen Gelehrsamkeit ausgeschwitzt hatte. Mit einem von ihnen, z. B. dessen Namen mir entfallen ist, disputirte ich über die Materie vom Teufel, und erzählte unter andern nach meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit

keit, daß ich in einer gewiſſen anonymiſchen Schrift den Teufel, der in der Verſuchungsgeſchichte unſers Heilandes vorkommt, von einem Spion oder feindſeligen Abgeſandten von der jüdiſchen Synagoge erklärt hätte. Den Herrn Konfrater befremdete dies ſehr; beynahe hätte er mir um dieſer Paradoxie willen die Herberge und das Nachtlager verſagt, und er ſetzte mir bey dieſem gelehrten Streite ein ſonderbares Argument entgegen. Wozu ſtünde denn, ſagte er, das adorin προσκυνεῖν in dieſem Texte? Ey, ey, Herr Konfrater! erwiederte ich, dieſes Wort ſteht in keinem griechiſchen Wörterbuche, προσκυνεῖν, (anbeten.) wollen Sie ſagen. Er behauptete, daß er recht hätte; es wurde alſo das griechiſche Teſtament aus der beſtäubten Bibliothek, welche vorzüglich aus dicken in Schweinsleder eingebundenen Quartbänden beſtand, herbeygeholt, er erkannte, daß er Unrecht hätte, und ſagte: Irren iſt menſchlich.

Es thut mir leid, daß ich mir nicht ein Tagebuch gehalten, und darinn die Namen dieſer Herren, die mich ſämmtlich ſehr freundſchaftlich aufnahmen, ob ich gleich ein Ausrangirter und ein Fremdling war, nebſt andern dahin gehörigen Umſtänden verzeichnet habe. Am meiſten iſt mir

der Herr Pastor H** in Barnimskunow im Gedächtnisse geblieben, welches ein sehr rechtschaffener und liebreicher Mann war, und bey dem ich zwey Tage verharrete. Er hatte eine hübsche Tochter, ein kluges, wirthschaftliches Mädchen, der ich einen guten Mann, und ihm selbst einen guten Abend wünsche. Bald hätt' ichs vergessen, anzumerken, was doch nach dem Beyspiel grosser Männer nicht mit Stillschweigen übergangen werden muß, und was allerdings Pilgern und ihren Freunden sehr angenehm, folglich auch Lesern sehr wichtig ist: daß mich nicht allein an dem ersten Abend meiner Ankunft in Barnimskunow ein herrliches Bette umfing, worinn ich bis an den hellen lichten Morgen, das heist bis um zehen Uhr des folgenden Tages die Noth des Pilgerlebens verschlief, sondern daß ich auch vorher durch die freundschaftliche Veranstaltung meiner überaus gefälligen Wirthinn eine trefliche Abendmahlzeit einnahm, welche aus drey Schüsseln, einem Gericht Spargel, geräucherten Lachs, und gefüllten Tauben bestand, zu deren besserer Verdauung ein gutes Glas alter Frankenwein getrunken wurde. Freylich blieb's nicht bey dem einen Glase, wer wollte auch so diät leben, und Gottes herrliche Gaben nicht geniessen? aber es ist die Mode so, in

der

der einzelnen Zahl zu reden, wenn man auch die mehrere im Sinne hat, und ſtatt eines Glaſes eine ganze Flaſche ſich denkt. —

Als ich wieder in K. angekommen war, ſtellte ich einige Tage vor meinem Abzuge in Gegenwart des Predigers und einiger Anverwandten des alten Edelmanns mit meinen beyden Untergebenen eine Prüfung an, die ſehr zu ihrem Vortheil ausfiel, und hielt nach deren Endigung an die jungen Leute folgende Abſchiedsrede:

Meine lieben Freunde!

„Ich endige hiermit, denn das iſt der Wille „Ihres und meines Schickſals, Ihres und mei„nes Gottes, ich endige hiermit meinen Unterricht „für Sie — auf immer. Ich habe in der Er„theilung deſſelben meine Pflicht und Ihre Nei„gung befolgt, und mir Mühe gegeben, daß Ih„nen die Erlernung des Schönen und Nützlichen, „und des Allernützlichſten in der menſchlichen Wiſ„ſenſchaft, ich meine: die Religion, nie unange„nehm, nie beſchwerlich werden möchte. Wohl „Ihnen, wenn Sie darinn fortfahren, und voll„kommne Männer werden! Mit Vergnügen be„merkte ich Ihre Fähigkeiten, mit Sanftmuth er-

trug

„trug ich Ihren jugendlichen Leichtſinn, mit Inn„brunſt des Herzens wünſchte ich, daß Sie fromm „und weiſe werden möchten.

„Freuen will ich mich, denn mein Zutrauen „zu Ihnen, zu Ihrer Wißbegierde, zu Ihrem gu„ten Charakter, und zu den künftigen Erweiſungen „deſſelben iſt groß, freuen will ich mich, wenn „Sie in der Folge alles das Gute lernen und aus„richten werden, deſſen Sie nach Ihren Verſtan„des- und Gemüthsgaben fähig ſind. Unſere „Verbindung iſt freylich nur kurz geweſen, (und „wo iſt eine in der Welt von langer Dauer?) aber „wir haben nichts dabey verloren, wenn die Kür„ze derſelben durch ihren Nutzen erſetzt wird. Lie„ben Sie mich künftig als Ihren Freund, wenn „andere und geſchicktere Männer, als ich, Ihre „Lehrer ſeyn werden, und rechnen Sie ohne Un„terlaß auf die Werthſchätzung und Theilnehmung „meines Ihnen ergebenen Herzens.

„Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht ſagen, „denn das übrige empfinde ich für Sie, für Ih„ren Wachsthum in Erkenntniß und Tugend, und „für Ihre Standhaftigkeit in den Verſuchungen „und Gefahren des jugendlichen Alters. Wo

„nicht

„nicht in diesem, doch in einem höheren und bessern
„Leben, das hoff ich zu Gott, sprechen und finden
„wir uns wieder. Gott erhalte Sie nebst Ihren
„mir schätzbaren Angehörigen gesund, er erspare
„Ihnen, wenn es seine Weisheit gut findet, die
„traurigen, niederschlagenden Erfahrungen und
„Kränkungen des menschlichen Lebens, und mache
„Sie in dieser und jener Welt glücklich. Leben
„Sie wohl!„

Wie diese Rede aufgenommen wurde, und was sie auf das Gemüth der Anwesenden, insonderheit aber auf meine bisherigen Zöglinge für einen Eindruck machte, das werden sich meine Leser von selbst vorstellen können, weil man mir eine umständliche Erzählung davon als eine Eitelkeit auslegen könnte. Ich nahm von dem alten Edelmanne und seinem Sohne einen rührenden Abschied, und ging zurück, wo ich hergekommen war, um mich in eine neue Lage, deren Beschaffenheit mir zur Zeit noch unbekannt war, hineinzuwerfen, und das eigensinnige Glück, welches mich bisher geflohen hatte, zu verfolgen. Meine Abreise von L. erfolgte in der Mitte des Septembers 1777. Mein gewesener Prinzipal ließ mich durch den Schmidt des Dorfs, der während meines Aufenthalts

halts in L. mein Barbirer gewesen war, bis Fiddichow, einem kleinen Städchen in Hinterpommern fahren, wo ich bey der Wittwe des damals ohnlängst verstorbenen Predigers B * * übernachtete. Am folgenden Tage fuhr ich zu Wasser nach Schwed, wo ich gegen 4 Uhr ankam, und bey dem Feldprediger mein Quartier nahm, welcher jetzt Inspektor in Kalbe ist. Hier sahe ich unvermuthet meinen alten Universitätsfreund S * *, der ein Anverwandter des Feldpredigers und zu seinem Nachfolger im Amte bestimmt war. Mit diesem besuchte ich Abends die Komödie; es wurde die Jagd gegeben, und ich freute mich unter andern, den alten Löwe, der ein vorzüglicher Schauspieler in komischen Rollen ist, wieder auf dem Theater zu sehen. Ich hatte mich oft in B. * *, da er noch bey der Kochischen Gesellschaft war, an seinen Grimassen belustiget. — Des Nachts blieb ich in der geistlichen Herberge. Am folgenden Tage fand ich eine Gelegenheit nach Angermünde, blieb aber unterweges bey einem Landprediger, der eine halbe Stunde von der Stadt wohnte, hängen, mit dem ich in B * * Kandidat gewesen war, und wir liessen, indem wir uns der vergangenen Zeit erinnerten, bey einem frohen, ländlichen Mahl den Abend dieses Tages

per-

verſtreichen. Ich erkundigte mich bey dem Geiſtlichen, ob in ſeiner Pfarre keine Geſpenſter und Unholde wären, er ſagte: nein, und ich verfügte mich zu Bette.

Der folgende Tag war ein Sonnabend, und folglich Studirtag; ich brach alſo früh auf, um meinen Herrn Konfrater nicht in ſeinen heiligen Meditationen zu ſtören, und ſpatzierte mit ſeinem Bruder, der ein Landwirth war, nach Angermünde. Hier quartierte ich mich bey dem Archidiakonus ein, der ein Bruder des Bürgermeiſters zu Bahnen war, mit welchem ich während meines Aufenthalts zu L. eine vertrauliche Freundſchaft gepflogen hatte. Der Eingang und die Adreſſe war alſo leicht gemacht. Ein ſchönes Kompliment vom Herrn Bürgermeiſter — ich ein reiſender Apoſtel, der im Fall der Noth mit einer Predigt aufwarten konnte — Urſachen genug, daß ich gut aufgenommen, und mit allen Bedürfniſſen, deren Pilger benöthigt ſind, verſorgt wurde. Am Abend dieſes Tages, als wir eben zu Tiſche ſaßen, und uns ein Gericht von gebratenen Fiſchlein wohlſchmecken lieſſen, ſagte mein Wirth zu mir: es ſey eine Art der Höflichkeitsbezeugung, wenn man einem fremden, reiſenden

Prediger die Kanzel eröffnete, und überließ mir, die Konklusion aus diesem Vordersatze zu machen. Gut, sagt' ich, Herr Konfrater! ich will predigen, aber Ihre Gemeine wird vorlieb nehmen müssen. Aber wenn studieren? fragte die Frau Predigerinn, morgen Vormittag, antwortete ich, denn es war die Nachmittagspredigt, die er mir aufgetragen hatte.

Ich predigte also an diesem Sonntage der Gemeine Gottes zu Angermünde, (es war der 16te nach Trinitatis) wovon ich aber gepredigt habe, darauf kann ich mich nicht sogleich besinnen, denn es war eine Predigt aus dem Stegreif; mit der vormittägigen Meditation wollt' es nicht so recht fort, denn ich war sehr zerstreut, wurde neugierig, meines Wirths Bibliothek kennen zu lernen, und war noch müde von der Reise. So viel erinnere ich mich noch, daß ich das Lied singen ließ: Ich bin ein Gast auf Erden, welches sich auf meinen Zustand und auf meine Wallfahrt paßte. Mein gastfreyer Wirth bat mich, weil ich eben nichts zu versäumen hatte, noch ein paar Tage bey ihm zu verharren; ich ließ mir's gefallen, und wir legten in dem kleinen, niedlichen Städtchen hie und da Besuche ab.

Es

Es muſte aber geſchieden ſeyn. Ich erhob mich alſo am folgenden Dienſtage, und ſetzte, nachdem ich meinen Kuffer auf die Poſt gegeben hatte, meine Reiſe zu Fuße fort. Mein Wirth begleitete mich bis zum nächſten, eine halbe Meile von Angermünde gelegenen Dorfe, deſſen Name mir entfallen iſt. Hier übernachtete ich bey dem Prediger, der ſich durch den Seidenbau berühmt und dem Könige bekannt gemacht hatte. Es war ein alter, wackerer Mann, der in ſeinem Leben viel erfahren hatte, und ſeine Erfahrungen auf eine angenehme Weiſe zu erzählen wuſte. Dieſer gab mir Addreſſe an ſeinen Schwiegerſohn, einen Kaufmann in Neuſtadteberswalde, mit, wo ich am Mittwoch gegen Abend eintraf, und von dem Kaufmann ſehr liebreich empfangen wurde. Der Donnerstag war ein Ruhetag. Ich beſahe das dortige Meßingwerk, die ſchöne Fabrike, und andere Merkwürdigkeiten. Unter andern führte mich mein Gang auf den Gottesacker, der bey der Kirche iſt. Hier fiel mir unter den Grabſchriften, die den Namen, den Stand, und das Alter der Verſtorbenen ankündigten, folgende vornehmlich in die Augen, die ein dortiger Geiſtlicher auf ſein ſechsjähriges Kind, einen hoffnungsvollen Knaben, gemacht hatte:

Wer iſt glücklicher, als du?
Du genieſſeſt Schlaf und Ruh,
Wenn in Ungewittern
Erd' und Himmel zittern.

Ueberhaupt iſt der Beſuch der Gottesäcker und das Zuſehen bey Beerdigungen ſchon in meinen Kinderjahren meine Lieblingsbeſchäftigung geweſen, und das hat mich von vielen Thorheiten, worinn andere junge Leute ſo leicht und oft ſo gefährlich verwickelt werden, zurückgehalten. —

Am Freytage früh nach eingenommenen doppeltem, Reiſenden nicht undienlichen Frühſtück, welches zuerſt in drey Taſſen Kaffee, und hernach in einem tüchtigen Schnaps und einem Butterbrodt beſtand, ſetzte ich meinen Wanderſtab weiter, und kam gegen Mittag nach Bernau. Einer meiner dortigen älteſten und vertrauteſten Freunde, deſſen Namen ich, um ſeiner und ſeines Standes zu ſchonen, nicht nennen will, beging die unverzeihliche Unbeſcheidenheit, daß er ſich, da ich ihn auf einige Augenblicke beſuchen wollte, verläugnen ließ. Ich konnte mir von dieſem ſeltſamen Betragen keine andere Urſache angeben, als eine ſehr weitgetriebene, entehrende Filzigkeit, die niederträchtigſte Art des Geitzes und der Eingezogen-

heit

heit, die er ſich, wie ich nachher hörte, ſeit einiger Zeit angenommen hatte. Ich ſchüttelte alſo den Staub von meinen Füſſen, und wandte mich zu den Layen, weil mit denen vom Handwerk hier nichts zu ſchaffen war. Bey dem Vater eines meiner akademiſchen Freunde, der in Meklenburg Prediger iſt, einem dortigen Rathsherrn, nahm ich das Mittagsmahl ein, und brach nach aufgehobener Tafel über Jepernik nach B * * auf. Es war Nachmittag um 3 Uhr, als ich hier bey dem Prediger O * * anlangte. Dieſen Mann hatte ich ſchon ſehr lange gekannt, wir hatten beyde im Gymnaſium des grauen Kloſters zu B * * ſtudirt, und es war natürlich, daß ich mir's hier gefallen und zum Uebernachten überreden ließ, um am folgenden Morgen meine Reiſe mit Bequemlichkeit fortſetzen und endigen zu können. Am Sonnabende Nachmittags erreichte ich endlich nach einem kurzen Verweilen in den auf dieſer Straße liegenden Dörfern die Thore meiner Vaterſtadt, nachdem ich volle acht Tage auf dieſer Reiſe vergnügt zugebracht, unterweges verſchiedene Beobachtungen über Menſchen und Sitten, über Laune und Gaſtfreundſchaft, über das Glück, welches manche in Kleinigkeiten, andere im Groſſen haben, angeſtellt, und, welches das wichtigſte,

und Pilgern das behaglichſte iſt, gut gegeſſen, gut getrunken und gut geſchlafen hatte.

Zweyter Abſchnitt.

Nun war ich wieder in B * *, aber nicht um daſelbſt zu bleiben, denn hier war für mich nichts zu hohlen, und, wie andere, aufs neue den Informator zu ſpielen, und erſt auf Kunden auszugehen, über deren Wegſchnappen mancher ſich ereifern möchte, das wollte mir nicht zu Kopfe. Einer meiner ehemaligen Vorgeſetzten, den ich während dieſes kurzen Aufenthalts beſuchte, und mein Vorhaben, in die weite Welt zu gehen, und Vaterland und alles zu vergeſſen, eröffnete, ſagte mir ganz offenherzig, und ich erzähl's eben ſo offenherzig wieder: „das kann ich nicht widerra„then, denn hier haben Sie ſich den Weg ver„ſchloſſen, und werden ſehr mühſam ſuchen „müſſen, ehe Sie den Schlüſſel, wieder fin„den.„ Der verzweifelte Schlüſſel! Alſo fort, ohne weiteres Bedenken fort auf die Wanderſchaft. Und wohin, liebe Seele? Wohin anders, als nach Meklenburg: das iſt ein Land, wo

Milch

Milch und Honig innen fließt; da hat mancher Pilger ſchon ſeine Ruheſtätte, mancher Scheinheilige ſein Brodt, mancher Ignorant Ehrenſtellen *) gefunden; da herrſcht noch die alte, deutſche Sitte; da wird vielleicht auch für dich ein Plätzchen ſeyn. Und wenn's nicht mehr iſt, ſo ſey's ein gelehrtes Exilium, worinn ſo viele geſchickte, brauchbare und rechtſchaffene Menſchen leben, die wohl auch, wenn ſie wollten, am Ruder ſitzen, und gute Einkünfte haben könnten.

So räſonnirt' ich, und machte mich fertig, mein Vorhaben auszuführen. Ein gewiſſer Umſtand, deſſen ich gleich erwähnen werde, trug viel dazu bey, daß er zur Reife kam. Ich war während meines Aufenthalts in Pommern, gewiſſermaſſen wider meinen Willen, von meiner zweyten Gattinn geſchieden worden. Das wurmte mir ſehr, denn ich kann nicht bergen, daß ich ihr gut, herzlich gut war, und nun hatt' ich eine Urſache mehr, alle Bande, die mich noch an mein Vaterland feſſelten, kühn zu zerreiſſen,

*) Daß dies wahr ſey, können wir, auf Erfordern, mit hinlänglichen Beyſpielen belegen. Bey dem allen giebt es in Mekleburg gute, geſchickte, und verdiente Leute, wie es deren mit ungeſchickten und ſchlechtdenkenden untermiſcht in allen Ländern giebt.

und unter einem fremden Himmelsstrich ein besseres Loos und Linderung für meinen Schmerz zu suchen.

Meine Ehegattinn, die seit geraumer Zeit von mir entfernt lebte, hatte selbst, aufgewiegelt von ihren übelgesinnten Anverwandten, welche alles irrdische Glück für mich verloren hielten, die Ehescheidung bey dem Kammergericht gesucht, unter dem Vorwande, daß ich meine Pfarre freywillig resignirt, und mich dadurch ausser Stand gesetzt hätte, sie standesmäßig zu ernähren und zu versorgen. Dieser Grund gilt auch bey dem Kammergerichte durch, ob ich gleich in meiner Gegenvorstellung erwieß, daß ihr Vater dadurch, daß er sein Versprechen, mich auf dem gehörigen Wege zur Adjunktion auf seine Stelle zu verhelfen, unerfüllt, und mich ohne alle Unterstützung gelassen, mich zu diesem übereilten Schritte der Resignation meines Pfarramts, veranlaßt hätte, weil ich mich in Ansehung meiner Vermögensumstände in der traurigsten Situation befand, und bey einem längeren Aufenthalt in C** da meine ganze Oekonomie den Krebsgang ging, Schulden zu machen, genöthigt gewesen wäre.

Mein

Mein Advokat hatte zwar den Auftrag, von der kammergerichtlichen Sentenz, falls ſie wider mich ausfallen, und dem Willen der Klägerinn gefügt werden ſollte, zu appellirn; das erſte mal hatte er es auch gethan, aber die zweyte Appellation unterließ er unter dem Vorwande, daß er meinen gegenwärtigen Aufenthalt nicht wiſſe, ob ich gleich ſeinen Schreiber bey meiner Abreiſe von B** davon benachrichtiget hatte, und ich erfuhr bey meiner Zurückkunft, daß ich gänzlich geſchieden, und alſo zum zweytenmal Wittwer ſey. Die Umſtände, unter welchen mir dieſe zweyte Gattinn, gewiſſermaßen wider ihren und meinen Willen, gewaltſam entriſſen wurde, waren beynahe eben ſo kränkend und niederſchlagend, als die, unter welcher ich die erſte verlor. Doch was half's? Ich muſte meinen Kummer und meinen gerechten Unwillen verbergen, und in meiner Seele verſchlieſſen; um nicht oben drein verhöhnt zu werden. Es war einmal über mich beſchloſſen, daß ich den Kelch der Leiden bis auf die Hefen austrinken, und durch Erfahrung kleiner Uebel auf die Ertragung der größern vorbereitet werden ſollte.

Und ob gleich durch dieſe Eheſcheidung meine äuſſerlichen Umſtände weder verbeſſert, noch

verschlimmert wurden, so muste mir's doch natürlicherweise sehr nahe gehen, nach dem ungerechten, durch böse Menschen veranstalteten Verlust meines Vermögens, meines Hausgeräths, meiner Bibliothek, kurz aller irrdischen Glücksgüter noch das einzige, was mir von dem allen übrig geblieben war, eine zärtliche Freundinn zu verlieren, die in ihrer bisherigen Verbindung mit mir Glück und Unglück mit mir getheilt hatte. Es war also Zeit, eine Gegend zu verlassen, in welcher ich seit einigen Jahren so viel gelitten, so viel aufgeopfert, und nach einer Verbesserung meiner Umstände mich vergebens bemüht hatte. Es war Zeit, Anstalten zu machen, so weit das bey mir stand, daß ich auf eine oder die andere Weise zur Ruhe kommen möchte.

Acht Tage ohngefehr dauerte für diesmal mein Aufenthalt in B**. Mein ganzer Geldvorrath den ich aus Pommern mitgebracht hatte, bestand nur aus einigen Thalern, und gleichwohl muste ich etwas wagen, muste auf gut Glück in die große Welt gehen, wenn ich auf eine oder die andere Weise meinen Zweck erreichen, und meinen Widersachern aus den Augen kommen wollte. Im Anfange des Oktobers 1779 trat

ich

ich nach Art der Apostel meine Reise nach Mecklenburg an, und kam an dem ersten Tage meiner Wallfahrt bis Oranienburg, wo ich durch Veranstaltung eines alten Schul- und Universitätsfreundes einen guten Abendtisch und freyes Nachtlager fand. Ich gerieth da unvermuthet in die Bekanntschaft einiger frölichen, gutgesinnten Menschen, die mich auf einige Stunden meinen Kummer und die Ungewißheit des Schicksals, dem ich entgegeneilte, vergessen machten, und mich aufs neue in der Ueberzeugung befestigten, daß es an jedem Orte, unter jedem Himmelsstrich gute Menschen und mit der unsrigen harmonisch gestimmte Seelen giebt. Am folgenden Freytag aß ich noch zu Mittage bey dem Herrn Postmeister R. einem sehr geselligen und unterhaltenden Manne, der einige gute Freunde aus B** bey sich hatte, und reisete darauf bis Nassenheide, wo ich in Ermangelung einer besseren Herberge bey dem Schulmeister Quartier nahm, mit dem ich in aller Absicht zufrieden war.

Wege der Vorsehung! muste ich hier mit dem unsterblichen Voltaire, der dies bey einer ähnlichen Gelegenheit sagte, ausrufen. Denn ich

hatte während meiner Amtsführung in C * *, da eine Kollekte für das abgebrannte Dorf Nassenheide und insonderheit für den abgebrannten Schulmeister gesammelt ward, Gelegenheit gehabt, diesen armen Mann durch einen geringen Beytrag aus meinem eigenen Vermögen zu erquicken, und es damals wohl nicht geglaubt, daß ich jemals in Umstände kommen würde, da dieser Mann mir wieder eine Gegengefälligkeit erzeigen könnte. Dieser Fall war hier; der Schulmeister erinnerte sich an meine ihm erwiesene Wohlthat, und freute sich ungemein, mich in seinem Hause auf eine kurze Zeit bewirthen, und zur Erleichterung meiner Reise etwas beytragen zu können. —

Am folgenden Tage, Sonnabends, kam ich mit Gelegenheit gegen 4 Uhr nach Granse, nachdem ich unterweges bey einem Prediger, der aus Kremmen gebürtig, und ein sehr geschickter Mann war, das Mittagsmahl eingenommen hatte. Hier quartiert' ich mich, um die Herren Geistlichen nicht zu stören, in einem anständigen Gasthofe ein, wo ich für ein billiges Geld gut bewirthet wurde, brachte aber doch am Abend dieses Tages ein paar Stunden in der angenehmen Gesellschaft des dortigen Archidiakonus zu, und aß mit ihm unter vertrau-

traulichen Gesprächen über mancherley Gegenstände der Litteratur ein Butterbrodt. Der Morgen des folgenden Sonntags, der sehr trübe und dustig war, und, mein ehrwürdiges Haupt, und meine geistliche Kleidung ziemlich durchnäßte, führte mich durch Wald und Dörfer immer näher zu meinem vorgesetzten Ziele. Zu Mittage nahm ich schon in einem meklenburgischen Dorfe, Damenwalde, eine kleine Erfrischung ein, und fuhr darauf mit einem dort angetroffenen ledigen Wagen nach Fürstenberg, wo ich, wie gewöhnlich, die Pfarre zu meiner Herberge erwählte, und von dem Geistlichen, der ein Mittelmärker, und eine gute, ehrliche Haut war, nach Eröffnung meines Vorhabens sehr liebreich empfangen und vors erste mit einem guten Kaffee regalirt wurde. Es wurde gut gegessen und getrunken, und um zehn Uhr ging man, wie es in geistlichen Häusern anständig ist, zu Bette.

Hier lernt' ich in dem Hause des Predigers einen Mann von gesetzten Jahren kennen, der sich für einen Kandidaten des Predigtamts ausgab und in Fürstenberg durch Unterweisung und Erziehung der Kinder sein reichliches Brodt verdiente. Andere nähere Nachrichten (wie es denn immer auch von den unbekanntesten Leuten Nachrichten

ten und fürwitzige Leute, die sich darum sehr sorgfältig bekümmern, giebt) wollten, daß er ein dimittirter Prediger aus Pommern wäre, der darum, weil er aus menschlicher Schwachheit etwas zu unversichtig und tölpisch, das heißt, ohne dem Dinge ein Mäntelchen umzuhängen, ohne die alte, weise Regel: Si non caste, tamen caute, zu befolgen, wider das sechste Gebot gestolpert hätte, seines Amts und des damit verbundenen Einkommens, denn daran schien ihm am meisten gelegen zu seyn, verlustig gegangen wäre. Er hatte ein sehr gutes Ansehen; und die Gabe, einnehmend zu schwatzen, und andere, die ihn nicht kannten, für sich einzunehmen, besaß er im höchsten Grade. Nur einen kleinen Fehler hatte er nach des Predigers Aussage, daß er zuweilen sehr hitzig und auffahrend, alsdenn aber am hitzigsten und auffahrendsten war, wenn die Dünste des Weins oder Aquavits aus dem Magen in den Kopf und aus dem Kopfe wieder in die Herzgrube gestiegen waren, in welchem Paroxysmus er zuweilen seine Aufwärterinn prügelte, woran die orthodoxen Mekleuburger ein großes Aergerniß nahmen. Dieser Mann war blos durch Zufall (vermuthlich war er auch auf der Reise nach dem Glückstempel begriffen) nach Fürstenberg gekommen. Er war, seinem

nem Vorgeben nach, und wie mir's der Prediger referirte, als ein Kandidat, der sein Unterkommen sucht, auf der Landkutsche gefahren, um vor der Hand in Strelitz sein Netz auszuwerfen. Nun hatte er, als er noch eine kleine Meile von Fürstenberg war, geschlafen, und als er erwachte, vermißte er seinen Geldbeutel; einer von seinen Reisegefährten, von dem er diesen Diebstahl argwöhnte, hatte sich unterdessen aus dem Staube gemacht. Nun war er also ohne Geld, kam zum Prediger, erzählte ihm seinen Unstern, und bat, daß er ihm etwas vorschiessen möchte. Der Prediger, durch sein gutes Ansehen und durch seinen guten Vortrag des erlittenen, aber vermuthlich erdichteten Verlustes, zum Mitleiden gerührt, that, was er verlangte, und versprach, wenn er dableiben wollte, für sein Unterkommen zu sorgen, welches er auch in kurzer Zeit redlich bewerkstelligte, und ihm seine eigenen Kinder zum Unterricht gab. Bey meiner Zurückkunft aus Meklenburg fand ich ihn im Abzuge begriffen, weil er sich mit den Aeltern seiner Untergebenen entzweyt hatte, und ich weiß nicht, wo er hingekommen ist. Vielleicht hat er in Meklenburg sein Glück gemacht, oder vielleicht sitzt er jetzt, so wie ich, beym Schreibpulte,

und

und ſammelt oder ſchreibt Materialien ſeines Lebenslaufs.

Es könnte nicht ſchaden, es könnte vielmehr viel Gutes dadurch bewirkt werden, wenn Männer dieſer Art, welche die Vorſehung, oder auch ihre eigene Wahl und ihr Eigenſinn beſondere Wege geführt hat, ihr Leben und ihre Schickſale bekannt machten, und offenherzig eingeſtünden, was bey ihren erlebten Unglücksfällen blos von zufälligen Urſachen, oder von einer höhern Leitung abhing, und was dabey blos auf ihre Rechnung zu ſchreiben, und ihrem Leichtſinn, ihrer Unvorſichtigkeit, ihrem Verhalten überhaupt beyzumeſſen iſt. Denn ſelten findet man eine durch andere veranſtaltete Lebensbeſchreibung, die ganz unparteyiſch und zur Einſicht in den wahren Charakter des Mannes und in die gelegentlichen Urſachen, denen er ſein Glück oder Unglück, ſeinen Fortgang in Künſten und Wiſſenſchaften, oder ſein Zurückkommen in denſelben zu verdanken hatte, hinlänglich wäre. Wir müſſen oft bis auf die entfernteſten Quellen und in viele zurückgelegte Jahre zurückgehen, wenn wir den wahren Werth einer menſchlichen Handlung gehörig beſtimmen, und von menſchlichen Tugenden oder Laſtern richtig urtheil-

theilen wollen. — Doch ich kehre zu meiner Reisebeschreibung zurück.

Es war Montags früh gegen neun Uhr, als ich von Fürstenberg aufbrach, und durch die lange, dicke Haide, worinn ich wenig Dörfer antraf, und zuweilen auch irre ging, der Stadt Brandenburg, wo ich einen Vetter, den Pastor Z** zu besuchen hatte, entgegenwandelte. Das Mittagsmahl hielt ich an diesem fünften Reisetage in einem Dorfe in der Schenke, wo nichts weiter, als ein paar gekochte Eyer und ein Krug Bier zu bekommen war. Des Krügers Tochter lag am kalten Fieber krank. Ich fragte die Leute: braucht ihr denn nichts, Kinder? und fühlte der Patientinn den Puls. Die Antwort war: wat „schallen wi brucken? wie weten jo nischt, et vergaht wol von sülvest. Ich setzte mich nieder, und schrieb ein Recept, welches ich selbst ehedem gebraucht hatte, und sagte: da, laßt das gleich, wenn ihr nach der Stadt geht, machen, es kostet nur drey Schillinge. Die Wirthinn dankte sehr freundlich, und fragte, was sie für meine Bemühung schuldig sey, weil sie mich für einen Mann hielt, der zugleich geistlicher und leiblicher Artzt wäre. Ich antwortete: Nichts,

Mütter-

Mütterchen! Gott bewahr euch, und damit zur Schenke hinaus.

Gegen Abend kam ich in ein Dorf, wo ich meiner Herberge und meines Nachtquartiers wegen in große Verlegenheit gerieth, denn es war kein Prediger und auch kein Gasthof im Dorfe. Die Bauern erzählten mir: es wäre ein Verwalter im Dorfe, welcher mich wohl aufnehmen würde. Ich ging zu ihm, und gleich fand ich bey ihm, was ich suchte. Es war ein Mann von geradem, offenem Wesen, den sein Silberhaar und sein Gesicht, woraus Redlichkeit und geprüfte Erfahrung hervorleuchtete, ehrwürdig machte. Als wir mit einander näher bekannt wurden, so zeigte es sich, daß er meine Familie kannte, und dies war ihm ein Bewegungsgrund mehr, mich mit allem zu versorgen, was sein Haus und seine Küche vermochte. Dienstags früh brach ich auf, mein gutmeinender Wirth begleitete mich ein ganzes Stück Weges, und wir schieden, einer mit dem andern vollkommen zufrieden, von einander. Gegen Mittag kam ich mit einer Fuhre, die ich unterweges antraf, in ein Dorf, wo es dem Fuhrmann anzuhalten und zu füttern gefiel. Weil mir indessen die Zeit

lang

lang wurde, und die Essenszeit heranmahete, so besuchte ich den Geistlichen, der in sehr guten Umständen, und, wie sich's hernach auswies, mein Verwandter war. Er hatte eine einzige Tochter, ein wohlgebildetes, wohlerzogenes Mädchen, die aber durchaus, welcher Eigensinn mehreren Predigertöchtern eigen ist, keinen Geistlichen heurathen wollte. Indem wir zu Tische saßen, und voll gutes Muths unser Gläschen Wein tranken, war mein Fuhrmann, der mich nach Neubrandenburg bringen sollte, davon gefahren. Der Herr Pastor erbot sich also sogleich, anspannen zu lassen, und mich nach Neubrandenburg zu begleiten. Wir kamen daselbst gegen 4 Uhr bey meinem Vetter, dem Prediger J** an, musten seiner aber eine Zeitlang erwarten, weil er mit seiner Frau spatzieren gegangen war. Ich und der Pastor K** beschlossen, einen Spaß zu machen, der leicht praktikabel war, da mich mein Vetter nicht von Person kannte. Er gab mich, als dieser zu Hause kam, für einen französischen Prediger aus B** aus, der nach Güstrow ginge, seine Anverwandten zu besuchen, und sich bey ihm ein Nachtquartier ausbäte. Das Nachtquartier wurde ohne Umstände bewilligt. Der Pastor K** lenkte das

Gespräch auf gelehrte Sachen und auf die märkische Geistlichkeit. Unter andern erwähnte er eines Buchs vom Kirchenpatronat, welches ein gewisser Prediger R** aus B** gebürtig geschrieben hätte. R**, sagte Pastor J**, indem er sich an mich addreßirte, kennen Sie ihn? und wo ist er jetzt? Ich höre, daß er seine Predigerstelle resignirt hat, und das nehme ich ihm sehr übel. Ich antwortete, weil ich den Scherz und die Verstellung nicht weiter treiben wollte: er privatisirt in B**, ist aber gegenwärtig auf Reisen, und — Sie sehen ihn vor sich. Da ging's an ein Umhalsen, und die Freude war auf beyden Seiten sehr groß. Bey dieser Entwickelung kam die Frau Pastorinn, von einer guten Freundinn begleitet, nach Hause, welcher der Pastor R** die ganze Geschichte erzählte; und als die gewöhnlichen Komplimente und Fragen nach dem Befinden der Frau Mama, und des Herrn Großpapas, und der Mamsell Schwester, und der Herren Brüder vorüber waren, ging die neue Frau Muhme, eines mekklenburgischen Verwalters Tochter, uns ein gutes Abendessen zu bereiten. Bey Tische fragte mich mein Vetter, wo ich hingedächte? Ich antwortete: zunächst nach Güstrow, um einen alten

Univer-

Universitätsfreund, den Domprediger P** zu besuchen, und zu vernehmen, ob er mir nicht vermöge seiner Bekanntschaft den Weg zu einer Versorgung hier im Lande bahnen könnte. Es thut mir leid, sagte mein Vetter, daß ich diesmal nicht länger von Ihrer Gesellschaft profitiren kann, denn ich muß übermorgen mit meiner Frau zur Hochzeit reisen; wenn Sie aber mitreisen wollen, so wird's mir und dem Hochzeitvater lieb seyn. Das ist ein Vorschlag, antwortete ich, der sich annehmen läßt; wenn Sie mir für die gute Aufnahme Bürge sind, will ich mitreisen.

Wir fuhren also am Donnerstage nach der Mittagsmahlzeit zur Hochzeit nach Klein-Lukow, zwey Meilen jenseit Neubrandenburg, und langten gegen Abend im Hochzeithause an. Der Hochzeitvater war ein Verwalter und der Pastorinn Z** Vatersbruder, der seine zweyte Tochter auch an einem Verwalter in der dortigen Gegend verheurathete. Es war Polterabend, und es kam ein Gästchen nach dem andern herzugefahren, unter andern auch des Verwalters Sohn, ein junger Advokat aus Güstrow, welches ein feiner, geschickter Mann war. Dieser

brachte seinen Bedienten zur Aufwartung mit. Der folgende Tag war der feyerliche Tag, der zwey Herzen auf Lebenszeit verbinden, und einer Gesellschaft von dreyßig Menschen zum Vergnügen und zur Erhohlung von den Beschwerden und Geschäften des Lebens gereichen sollte. Nach zehn Uhr erschien der Geistliche, ein gewisser Pastor S** mit seiner Summarie, welche Art der Kleidung nur in Meklenburg Mode ist, und verrichtete nach gehaltener Rede, die nun freylich ziemlich tavtologisch war, die Traungsceremonie. Bey diesem Manne, der sonst ein sehr gutes Herz zu haben schien, und von sehr gefälligen, einnehmenden Wesen war, fand ich bey Tische meine Stelle. Er hörte, daß ich ein Paar Tage bey der Gesellschaft bleiben würde, und bat mich, am folgenden Sonntag (es war der 20te nach Trinitatis) für ihn zu predigen. Ich versprach es. Nach der Abendmahlzeit wurde getanzt und Karte gespielt, je nachdem einer zu tanzen oder zu spielen, Lust und Belieben hatte. Was machten aber die Pastöre, drey an der Zahl? Sie rauchten Taback, und sahen zu, wie's den Hochzeitgästen so wohl war, und wie's den versammelten ehrsamen Jungfern von der Amtmannstochter bis zur horchenden Viehmagd an der

Stirn

Stirn zu lesen war, wie sehr sie wünschte: daß sie doch auch bald Frau werden möchte. Der kopulirende Pastor entfernte sich um neun Uhr, und überließ mir und meinem Vetter die Sorge, das angehende Ehepaar an der Spitze der übrigen Hochzeitgäste in guter Ordnung an das Hochzeitbette zu begleiten, welchen Antrag wir auch mit aller Zucht und Ehrbarkeit treulich ausrichteten.

Ich hatte diese Nacht, weil ich jetzt ehelos war, indem ich an das junge Brautpaar dachte, und mich der vergangenen Zeit erinnerte, sehr unruhige Träume, wie man leicht denken kann. Ich erwachte mitten in der Nacht plötzlich, glaubte meine Gattinn zu umfassen, und siehe, es war eine Phantasie, ein Schattenbild. Thränen rollten die Wangen herab; ich befahl mein Schicksal dem, der es regieret, und schlief wieder ein.

Der folgende Tag, ein Sonnabend, war dem vergangenen so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Man aß, man trank, man machte sich lustig, und die jungen Eheleute wiederhohlten ihre Liebkosungen in und ausser dem Bette, wo-

ran ihr, die ihr noch des lieben Eheſtandes Kandidaten und weder kalt noch warm ſeyd, kein Aergerniß nehmen, ſondern fein züchtiglich davon reden und denken müßt. Wäre meine ſelige Großmutter auf meiner Hochzeit geweſen, ich glaube, ſie hätte ſich doppelt gefreut, einmal aus Mitempfindung meines Glücks in dem Beſitz einer ehrenwerthen Gattinn, und hernach aus Zurückerinnerung ihrer Hochzeitnacht. Dieſe Theilnehmung iſt ſo natürlich und ſo unſchuldig, daß mir's bey der Erzählung derſelben ſehr gleichgültig ſeyn kann, wenn hie und da ein Frömmling oder ein moraliſcher Heuchler, der ganz Ernſt und Realität iſt, über meinen Einfall die Naſe rümpfet, und mich drob verketzert, daß ich ſolche Sächelchen ſchreibe. —

Als wir zu Mittag gegeſſen und verdaut hatten, verfügt' ich mich in den oberen Theil des Hauſes in ein beſonderes Zimmer, welches zuweilen ſtatt des Kornbodens diente, um mich auf meine morgende Predigt vorzubereiten. In einer Stunde war dieſe Vorbereitung geendigt, und ich ging wieder zur Geſellſchaft, die eben im Pfänderſpiel begriffen war. Mein Vetter, der Paſtor Z**, fragte mich, wovon ich zu predigen ge-

gedächte? Ich sagte: über das Wörklein: Sey getrost! und da fand sich's, daß ich auf ein unrechtes Evangelium, nämlich auf das am 19ten Sonntage nach Trinitatis studirt hatte. Ich muste also meine Meditation fahren lassen, und weil ich nun nicht mehr Lust hatte, auf den Söller zu steigen, und meinen Kopf anzustrengen, diesmal aus dem Stegereif predigen, welches auch ganz wohl von statten ging.

Am folgenden Sonntage wurde die junge Ehefrau nach eingenommenen Frühstück von der ganzen Hochzeitgesellschaft in Procession nach Groslukow in die Kirche geführt. Ich, als der das Wort Gottes den versammelten Hochzeitgästen und übrigen heilsbegierigen Zuhörern verkündigen sollte, ging mit dem Sohne des Pastor S** einem jungen Kandidaten, voran, und liess die übrigen, wovon einige fuhren, andere zu Fusse gingen (denn es war nur ein Spatziergang bis zum andern Dorfe) hinter drein traben. Bey dem Pastor S** must' ich, ich wollte oder wollte nicht, noch einmal frühstücken, ehe wir in die Kirche gingen. Es war wie schon vorhin gedacht ist, der zwanzigste Sonntag nach Trinitatis. Weil nun das Evangelium von einem Könige,

der seinem Sohne Hochzeit machte, handelte, und wir eben, der Prediger und seine Zuhörer, von der Hochzeit kamen: so hielt ich es für sehr lokal und zweckmäßig: von dem Verhalten des Christen bey den rauschenden Freuden dieses Lebens zu predigen. Mein Auditorium war mit dieser Predigt zufrieden; der Herr Amtmann R** bat sich das Koncept aus, ich konnt's ihm aber nicht geben, weil ich nicht konzipirt hatte. Wir thaten nach geendigtem Gottesdienste im Hochzeithause eine gute, tüchtige Mahlzeit, und diese war kaum geendigt, als ich mich genöthigt sahe, mich von der Seite meines Herrn Konfraters, des Pastor S**, wegzustehlen, und Mittagsruhe zu halten, weil mir von dem vielen Frühstücken und lauten Predigen das Haupt schwer, und der Leib müde geworden war, nach Salomons bekanntem Ausspruche. —

So wurden noch einige Tage mit der Nachhochzeit vergnügt und sorgenlos zugebracht, bis die Gesellschaft, einer nach dem andern, auseinanderging. Ich blieb mit dem Sohne des Verwalters, dem Advokaten aus Güstrow, an dem ich nun einen neuen Vetter hatte, bis auf den letzten Mann, und half die übrigen Brocken verzehren. Am

Dien-

Dienstage früh brachen wir mit des Verwalters Gespann und Equipage nach Güstrow auf, durften aber nur mit diesen Pferden bis Malchin fahren, weil damals die leidige Viehseuche in Meklenburg wüthete. In Malchin aßen wir Mittagbrodt, nahmen daselbst frische Pferde, und kamen endlich Abends um eilf Uhr in Güstrow an, wo ich meinem Vetter gegen über in einem Gasthofe einquartiert wurde. Hier besuchte ich am folgenden Tage ein paar alte Schul- und Universitätsfreunde, den Prediger P * *, und den Notarius T * *. Der letzte insonderheit, mit dem ich von meiner Kindheit an sehr vertraut umgegangen, und der, so wie ich, durch viele sonderbare und widrige Schicksale hindurch gegangen war, hatte eine ausserordentliche Freude, mich wiederzusehen. Ich eröffnete ihm mein Vorhaben, noch etwas weiter in Meklenburg herumzureisen, und er erleichterte mir diese Reise, so viel es in seinem Vermögen stand, weil ich ihm sagte, daß meine Kasse sehr erschöpft wäre. Vier Tage blieb ich in Güstrow, welcher Ort ein kleines Leipzig ist, und reisete Sonntags darauf mit Gelegenheit nach Bützow, um die dortige Universität kennen zu lernen.

Hier hatte ich am Tage meiner Ankunft einen poßierlichen Auftritt. Ich kam ohngefehr um die Mittagszeit in Bützow an, und nahm mein Quartier in einem Gasthofe der Wohnung des französischen Predigers gegen über. Gegen Abend wollt' ich, weil mir die Zeit lang wurde, diesen meinen geistlichen Herrn Stiefbruder besuchen. Ich fand keinen Menschen im Hause; ich ging also in die Küche, um ein Mädchen aufzusuchen, die mich bey dem Prediger anmelden könnte. Als ich hinein kam, sah ich ein altes kleines Männchen in einem Kamisol, eine Pfeife im Munde, auf dem Feuerheerd sitzen, der sich an einem kleinen Feuer wärmte. Diesen hielt ich für den Hausknecht, und sagte zu ihm: Mein Freund! kann er mir nicht sagen: ob der Herr Prediger Convenant zu Hause ist? Auf diese unerwartete Anrede eines Fremdlings im schwarzen Rock kam das alte Männchen von seinem Schemel heruntergekrochen, und sagte: Ich bins selbst, qui etes vous, Monsieur! wer sind Sie, mein Herr? Ich bin ein lutherischer Geistlicher aus B * *, antwortete ich, über meinen Irrthum sehr betroffen, und fing an, mich zu entschuldigen. Er führte mich in seine Studierstube, und setzte mir ein Glas Wein vor. Ob er gleich schon ein Mann von beynahe achtzig

Jah-

Jahren war, ſo genoß er doch noch einer guten Geſundheit; er war ſehr lebhaft, und hatte viel ſpaßhafte Einfälle. Er erzählte mir zum Beyſpiel: daß einige dortige Fräuleine, die ſeine Töchter bisweilen beſuchten, die erſte Silbe ſeines Namens nicht ausſprechen wollten, ſondern ſie aus einer übertriebenen Schamhaftigkeit Mademoiſelle de — venant nennten. Am Abend dieſes Tages (denn mein erſter Beſuch war ſehr kurz,) hatt' ich noch das Vergnügen, ſeine Tochter, ein artiges, wohlgebildetes Mädchen, in einer gewiſſen Geſellſchaft kennen zu lernen, die ich auch nach Hauſe begleitete. Ich beging den dummen Streich, daß ich den luſtigen Auftritt, den ich mit dem franzöſiſchen Prediger gehabt hatte, in dieſer Geſellſchaft erzählte, ohne zu wiſſen, daß ſeine Tochter zugegen war, und ſie war ſo gütig, über meine Erzählung ſelbſt zu lächeln, und mir dieſen Streich zu verzeihen, den die Hauswirthinn hatte verhüten können, wenn ſie mich bey meinem Eintritt in die Verſammlung mit den anweſenden Perſonen, mit ihrem Namen und Charakter bekannt gemacht hätte.

Am folgenden Tage wurde ich von dem Herrn Prediger de Convenant zum Kaffee und Abendeſſen gebeten, und hier hatt' ich in der Geſell-

sellschaft des Predigers, seiner Frau, seiner Tochter, und eines gewissen Fräuleins den vergnügtesten Abend, den ich auf meiner ganzen Reise verlebt habe. Eben jetzt erfahr' ich, daß dieser wackere Mann mit Tode abgegangen ist. Ich blieb noch zwey Tage in Bützow, und lernte einige von den dortigen Professoren kennen, worunter es sehr geschickte und berühmte Männer gibt, obgleich die Frequenz und die Anzahl der Studenten sehr klein ist. Die meisten Studirenden sind Landskinder, und selten steigt die Anzahl über funfzig; demohngeachtet gehen zum öftern Excesse vor.

Ich war anfänglich willens, mein ehemaliges Vorhaben auszuführen, und in Bützow die Magisterwürde anzunehmen, um mir dadurch mein Fortkommen im Meklenburgischen zu erleichtern und den Weg zu einer Versorgung zu bahnen; allein es fehlte mir an den dazu erforderlichen Geldkosten, und ob ich gleich in der kurzen Zeit meines dortigen Aufenthalts auch in Bützow Gönner und Freunde fand, welche mir vielleicht dazu Vorschub gethan hätten, so konnt' ich mich doch nicht entschliessen, einem jeden meine Umstände und meine vergangenen Schicksale zu entdecken; ich sann hin, sann her, schrieb an den Herzog,

und endlich kam der Schluß heraus: plus vlim! Weil ich mich jetzt in der Nähe von Roſtock befand, (es liegt nur zwey Meilen von Bützow) ſo nahm ich mir vor, dorthin zu reiſen. Dies geſchahe, nachdem ich vier Tage in Bützow geweſen war. Ich machte dieſe kleine Reiſe gröſtentheils zu Fuße. Die erſte Nacht brachte ich bey einem Verwalter zu, der einen Bruder in Roſtock hatte, einen vornehmen Kaufmann, an den ich adreßirt war. Am folgenden Tage gegen Mittag grüßte ich das Handwerk bey einem Prediger, welcher mich bat, dieſen Tag bey ihm zuzubringen, und mit einem Nachtlager vorlieb zu nehmen, weil er ſelbſt in aller Frühe nach Roſtock fahren wollte. Das ließ ich mir gefallen, und kam mit meinem gefälligen Wirthe, der gute Kenntniſſe und eine artige Bibliothek hatte, Freytags gegen Mittag in Roſtock an.

Ein dunkles Vorgefühl ſagte mir's, daß ich hier vielleicht Glück machen könnte. Ich beſchloß, wenigſtens ein paar Wochen hier zu bleiben, ob gleich meine Kaſſe ſehr erſchöpft war. An eben dem Tage meiner Ankunft in Roſtock trat der Herr Doktor G * * ſeine Reiſe nach Hamburg an, und durch ſeinen Abgang war eine Prediger-

und

und Professorstelle in dieser sehr ansehnlichen und volkreichen Stadt erledigt. Das wäre so eine Sache für dich, dacht' ich, willst einmal hinhorchen, willst die Weiblein gefangen nehmen, willst eine Gastpredigt halten, und das weitere der Vorsehung überlassen.

Mit diesen Gedanken erfüllt, fing ich am folgenden Tage meine Besuche bey den Geistlichen und Vornehmen an. Zuerst ging ich zu dem Kaufmann, an den ich empfohlen war, welcher mir sehr artig begegnete, und mir rieth, daß ich mich um die vakante Stelle bewerben sollte, er habe selbst, sagte er, Connexion im Rathe, und wolle gern dazu, so viel er könnte, behülflich seyn.

Von da verfügt' ich mich gegen Abend zu dem Oberhaupt der dortigen Geistlichkeit, dem Herrn Konsistorialrath ♄ * *, an dem ich einen sehr gefälligen, freundschaftlichen, dienstfertigen Mann fand. Ich sagt' ihm von meinem Vorhaben, die erledigte Prediger- und Professorstelle zu suchen, und er versprach mir von seiner Seite alle mögliche Unterstützung. Am folgenden Sonntage Mittags hatt' ich das Vergnügen, das Brodt mit ihm zu brechen, und er war so gütig, daß er

mich

mich nicht allein in verſchiedenen vornehmen Familien bekannt machte, ſondern auch veranſtaltete, daß ich am nächſten Sonntage, als am drey und zwanzigſten nach Trinitatis in der daſigen Marienkirche, welches die Hauptkirche, größer und ſchöner, als irgend eine in B * * iſt, meine Gaſtpredigt halten konnte, nachdem ich bey dem Rathskollegium, welches aus ſehr vielen Mitgliedern beſteht, durch eine eingereichte förmliche Bittſchrift und perſönliche Aufwartung mein Vorhaben erklärt hatte. Ich wurde erſucht, Nachmittags zu predigen, weil der Gottesdienſt dort ſehr früh angeht, und der Prediger Vormittags ſchon um neun Uhr aufſteigt, wie man in Meklenburg ſpricht. Ob es gleich in meiner Vaterſtadt auch große Kirchen und anſehnliche Verſammlungen giebt, wenn der Geiſtliche, der den Vortrag hält, goutirt wird, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich in meinem Leben nie vor einer zahlreichern, anſehnlichern, und aufmerkſamern Verſammlung gepredigt habe, als eben hier. Ich wurde um zwey Uhr in einem Tragſeſſel aus meinem Quartier abgehohlt, und bey dem Archidiakonus, deſſen Stelle ich vertreten ſollte, abgeſetzt. Dort muſte ich meinen preußiſchen Ornat ablegen, und die große Halskrauſe nebſt dem Prieſterrock anlegen. Der Küſter

ſter begleitete mich aus dem Hauſe des Predigers durch eine Menge ſich einander drängenden Volks hindurch bis an die Kanzel, wo er mich einſchloß. Die Kanzeltreppe diente zugleich ſtatt der Sakriſtey, und ich muſte hier auf einem Kläppchen ſitzen, bis das Lied ausgeſungen war, indeß der große runde Hut an einem Nagel hing.

Es war Winter, und man zündete während der Predigt die Lichter auf der Kanzel an. Ich predigte über die gewöhnliche Epiſtel: von den Geſinnungen eines Chriſten, deſſen Bürgerrecht im Himmel iſt, voran eine allgemeine Betrachtung vom Tode und von der Vorbereitung dazu. Die Predigt wurde ſehr gut aufgenommen, verſchiedene von meinen Zuhörern baten ſich das Koncept aus, und mir gings, als ich von der Kanzel herunter kam, wie dort geſchrieben ſteht: „ich ha„be mich müde geſchrieen, mein Hals iſt „heiſch.„

Zwey Anekdötchen dieſe Predigt betreffend kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Die eine geht den Herrn Küſter und die andere das Kreutzmachen beym Segenſprechen an. Doch das letzte zuerſt. Ich wuſt' es wohl, daß es in Mekklen-

lenburg, wie in andern orthodoxen Ländern noch Mode iſt, in den lutheriſchen Kirchen bey der Ertheilung des Segens am Ende der Predigt das Zeichen des Kreutzes zu gebrauchen, welches in meinem Vaterlande, ſonderlich in B * * ziemlich abgekommen iſt. Ich machte alſo auch ein Kreutz, es war aber den rechtgläubigen Roſtockern nicht groß genug. Ein ehrlicher Bürger, der das ſo mit anſah, ſagte in ſeiner niederländiſchen Sprache: dat was och man en lütten Krütz; ich erfuhr erſt nachher, daß die dortigen Geiſtlichen mit ausgereckten Armen dieſes Zeichen zu machen pflegten. Dieſe Anekdote iſt abermals ein Beweis, wie ſehr der gemeine Mann auf alte Gebräuche hält, und wie viel Behutſamkeit und kluge Vorſicht bey deren Abänderung erfordert wird. Es war immer möglich, daß dieſer ehrliche Bürger, wenn er zu wählen hatte, blos um dieſes kleinen, unbedeutenden Umſtands willen mir ſeine Stimme verſagte. Mit dem Herrn Küſter hatt' ich folgenden Auftritt. Ich blieb, nachdem der Gottesdienſt geendigt und das Lied ausgeſungen war, noch ein Weilchen in der Kanzel ſitzen, endlich erhob ich mich, und wollte hinaus, aber ich konnte nicht hinauskommen, denn die Thür war verſchloſſen. Ich klopfte an,

rüttelte an dem Schloſſe, und ſiehe! da war niemand, der mir aufthät. Endlich erſchien der Küſter, und ſagte: Iſt es dem Herrn Paſtor gefällig, herauszukommen? Ich antwortete: O ja, ich wüſte nicht, daß ich hier noch etwas zu thun hätte, und ſo ließ er mich denn ins Freye. Warum er mich ſo lange in der Kanzel eingeſperrt hielt, das kann ich fürwahr nicht begreifen; es war ein beſonderer Einfall. Nach geendigtem Gottesdienſt erhohlt' ich mich in der Behauſung meines Herrn Konfraters bey einem Glaſe Wein und bey einer guten Abendmahlzeit von der gehabten Mühwaltung, wurde um zehn Uhr wieder in einem Tragſeſſel (porte-chaiſe) in mein Quartier zurückgebracht, ſchlief herrlich, und träumte noch herrlicher, bis der wiederkehrende Morgen dieſe angenehmen Bilder verſcheuchte, und mich daran erinnerte, daß ich noch ein Gaſt auf Erden, noch zwiſchen Furcht und Hoffnung, ohne Geld — ohne Weib — ohne Verſorgung wat.

Es hat mit der Wahl der Prediger an dieſem Orte folgende Bewandniß. Bey den meiſten Kirchen in der Stadt präſentirt der Magiſtrat drey Kandidaten, und die Gemeine hat das

Recht

Recht, einen davon durch Mehrheit der Stimmen zu wählen, der alsdenn vom Magiſtrat die Vokation erhält. Nur zwey Kirchen ſind davon ausgenommen, die Johannis- und Nikolai Kirche. Bey dieſen präſentirt und wählt der Rath allein, ohne daß die Gemeine etwas dazu beytragen, oder dawider einwenden darf. Weil nun ein Hochedler Rath in Roſtock, wie ſchon erwähnt iſt, aus vielen Mitgliedern beſteht, die gemeiniglich ſtarke Familien haben, ſo iſt es ihnen nicht zu verdenken, wenn ſie bey dieſer Gelegenheit, bey Beſetzung der Predigerſtellen ihre Söhne oder Töchter zu verſorgen ſuchen, da ſie hier freye Hand haben, und keine Einwendungen befürchten dürfen. Ich habe mich ſchon in meinem Buche vom Kirchenpatronat darüber erklärt, daß dies unter gewiſſen Einſchränkungen, wenn niemand dadurch beleidigt wird, keine unbillige oder verdammliche Sache ſey; man wird es mir alſo ſchon zutrauen, daß ich nicht aus bloßer Tadelſucht dieſen Umſtand anführe. Man gab mir zu verſtehen, daß bey dieſer Vakanz der nämliche Fall ſey, und daß es mir alſo ſehr nützlich ſeyn würde, mich bey dem ſchönen Geſchlecht beliebt zu machen, und bey einem ſchmachtenden Seitenblick auf die Jungfer Toch-

ter die Frau Mama ja nicht zu vergeſſen, und bey jedem Beſuche, den ich ablegte, meinen ledigen, oder Wittwerſtand, und meinen Wunſch, auf dieſem Wege wieder glücklich zu werden, durchſchimmern zu laſſen. Aber, hilf Himmel! welche Verlegenheit! in jedem Hauſe, wo ich hinkam, ein Mädchen, in manchem drey bis vier Mädchen, die meiſten lieblich anzuſchauen, und hold, wie die Grazien!

In dem Hauſe des Herrn Hofrath B. ſucht' ich am meiſten Bekanntſchaft, weil er unter allen am behülflichſten, und bey dem Kollegium etwas durchzuſetzen vermögend war. Mein vornehmſter Gönner, bey dem ich faſt täglich zu Tiſche war, der Herr Konſiſtorialrath H** beobachtete die Neutralität, und wollte zu der vorſeyenden Wahl, was meine Perſon betraf, nicht eher etwas ſagen, als bis er gefragt würde. Acht Tage nach der Eingabe meiner Bittſchrift und nach gehaltener Gaſtpredigt erhielt ich von dem Senat vorläufig die Reſolution, „daß bey „der bevorſtehenden Wahl des Profeſſors und „Predigers bey der St. Nikolai Kirche auf mich Reflexion genommen werden ſollte, und damit muſte ich mich vor der Hand begnügen. Man be-

benachrichtigte mich hierauf, daß ſich die Wahl wohl bis Neujahr verziehen dürfte, und ſo lange zu warten, ſchien mir meines ſchlappen Beutels wegen nicht rathſam zu ſeyn. Ich muſte alſo, weil die mir angerathenen Mittel nicht ſo recht einſchlagen wollten, den Himmel walten laſſen. Drey Wochen blieb ich in Roſtock, beſuchte in dieſer Zwiſchenzeit den vormaligen meklenburgiſchen Konſiſtorialrath und Superintendenten, D. Fidler zu Dobberan, bey dem ich mich einige Tage aufhielt, und reiſete endlich, nachdem ich in Roſtock viel gute Freunde gefunden, viel würdige Menſchen kennen gelernt, und hie und da herum geſchmauſet hatte, ehe man ſich's verſah, an einem Sonnabend nach Sülze, einem kleinen, unanſehnlichen Ort, der ein Salzwerk und von dieſem Salzwerk den Namen hat, nahe an der ſchwediſchpommeriſchen Gränze.

Einige Tage vorher, ehe ich Roſtock verließ, erfuhr ich, daß einem Mitgliede des Raths, der in B** Verwandte hatte, aufgetragen ſey, ſich in B** nach mir zu erkundigen, und da ich wuſte, wie ſehr ich bey meinen lieben Landsleuten angeſchrieben, wie ſehr inſonderheit

ein gewiſſer Stand wider mich aufgebracht war, ſo konnt' ich, ohne Prophet zu ſeyn, vorherſehen, daß meine Sachen in Roſtock den Krebsgang gehen würden, wie es auch der Erfolg ausgewieſen hat. In meiner lieben Vaterſtadt, deren Einwohner an Erfindungen meine Perſon und meine Geſchichte betreffend ſehr reich ſind, giebt man zwar eine andere Urſache an, warum ich nicht Profeſſor und Prediger in Roſtock geworden wäre. Ich hätte mich nämlich mit einem der dortigen Geiſtlichen, welcher Bedenken getragen hätte, mir als einem Fremden die Kanzel zu eröffnen, tapfer herumgezankt, und ihm in beleidigenden Ausdrücken meinen Unwillen zu erkennen gegeben, ſo daß es beynahe a verbis ad verbera gekommen wäre, dieſer hätte die Gemüther der Magiſtratsperſonen wider mich eingenommen, und ſo mein ganzes Vorhaben vereitelt. Dieſe Erzählung iſt eine förmliche Lüge, und muß ſo vielen Nachtwächtergeſchichten, und andern boshaften und ungereimten Erzählungen von mir, mit denen man ſich in B** herumgetragen hat, und wozu ich oft auf eine ſehr unſchuldige Weiſe Anlaß gegeben habe, beygeſellet werden.

Mein Lauf in Roſtock war alſo vollendet, und ich wieder eine Ecke weiter in die Welt hinein,

hinein, denn ich befand mich nun in Sülze und war auf dem geraden Wege nach Stralsund, wohin ich auch gereiset seyn würde, wenn nicht der Winter schon eingebrochen und mein Geldvorrath beynahe erschöpft gewesen wäre. Hier besuchte ich den Herrn Acciseinspekter M. den Vater eines guten Mädchens, welches ich in B** in einem vornehmen Hause kennen gelernt hatte, um demselben von ihrem Aufenthalt (denn er war ihm unbekannt) und von ihren Schicksalen Nachricht zu geben. Beyden Aeltern war ich aus diesem Grunde willkommen; sie waren gebeugt über den Verlust ihrer Tochter, und begierig, zu erfahren, wie es ihr ginge. Die Geschichte dieses Frauenzimmers klingt romanhaft, und sie würde mir selbst so vorkommen, wenn ich nicht durch bewährte Zeugnisse von der Wahrheit derselben überführt wäre. Es gehört mit in den Zusammenhang dieser Reisebeschreibung, sie meinen Lesern mitzutheilen. Ihr Vater hatte seinen Bruder bey sich, einen Menschen von denen, die sich selbst und andern zur Plage geboren, und in allen Gattungen der Bosheit Meister sind. Er war Officier gewesen, und lebte nun zu Sülz im Privatstande, mehrentheils auf Kosten seines Bruders. Er war eines verliebten und

hitzigen Temperaments, und, wenn er aufgebracht wurde, wüthend, wie ein Tyger. Dieser vergaffte sich in seine älteste Nichte, und faßte den rasenden Entschluß, sie zu entführen, um sich dadurch an seinem Bruder zu rächen, von dem er glaubte beleidigt zu seyn. Das Mädchen war ihm gewogen, und sie war noch zu jung und fladderhaft, um den Zudringlichkeiten eines einnehmenden Verführers auszuweichen. Er bildete ihr ein, er wollte mit ihr zu einer begüterten adelichen Tante nach Wien reisen, wo sie es sehr gut haben, und sich nach ihres Vaters Hause nicht zurücksehnen würde; es könnte aus ihr eine vornehme Dame werden. Das Mädchen willigte in diese Vorschläge, welche, wenn man sie auch nicht der Einwirkung böser Geister zuschreiben will, wenigstens Beweis eines durchaus verdorbenen und boshaften Herzens waren. Das liebende Paar verabredete mit einander den Tag der Flucht. Das Mädchen packte ein, was sie konnte, stieg in der Nacht aus dem Fenster, und ging heimlich davon. Ihr Herr Onkle hatte nicht weit von Sülz einen Wagen bestellt, und so ging die Entführung nach Wunsch von statten.

Während der Reiſe, die für das arme Mädchen, weil der Herr Onkle nicht mit genugſamen Geldvorrath verſehen war, ziemlich beſchwerlich ſeyn muſte, gingen dem Frauenzimmerchen die Augen auf. Sie lernte die ſchlechten Abſichten ihres Entführers immer mehr einſehen, und fing an, ihn zu verabſcheuen. Sie kamen endlich nach Wien. Hier wollte er ſie zwingen, den katholiſchen Glauben anzunehmen, und ſich mit ihm zu verheurathen. Sie ſuchte daher mit guter Manier den Klauen dieſes Böſewichts zu entkommen, der ſie in aller Abſicht hintergangen, und von ſeinen glänzenden Verſprechungen auch nicht ein Wort wahr gemacht hatte. Durch den Beyſtand guter Menſchen, welche ihr Schickſal zum Mitleiden bewog, fand ſie, nachdem ſie ſich eine Zeitlang in Wien verborgen gehalten hatte, eine Gelegenheit nach Prag. Hier nahm ſich ein gewiſſer Geiſtlicher des armen verführten Mädchens an, rettete ſie aus dem Abgrunde von mannichfaltigen, namenloſen Elende, dem ſie entgegen eilte, ſchafte ſie nach Dreſden, und von dort aus wurde ſie nach Berlin an einen vornehmen Geiſtlichen empfohlen, welcher ſie als Geſellſchafterinn ſeiner Ehefrau in ſein Haus aufnahm, und für ihr zeitliches Glück Sorge trug. Es hatte ſich aber einmal ein gewiſ-

wisser Geist der Flüchtigkeit, des Leichtsinns, und des wollüstigen, ungebundenen Lebens dieses sonst sehr wohlgebildeten Frauenzimmers bemeistert; sie wurde, als ihr Pflegevater seine Gattinn verlor, aus dessen Hause entlassen, und fing an, Besuche von jungen Mannspersonen anzunehmen. Der Geistliche, der davon benachrichtiget wurde, wollte sie nach Hause schicken, er bezahlte auch für sie das Postgeld; sie versprach zu reisen — und reisete nicht.

Es währte nicht lange, so zog sie sich durch ihre unordentliche Lebensart eine schändliche Krankheit zu, wovon sie jedoch wieder geheilt wurde. Es half keine Erinnerung guter Freunde. Ein gewisser schon verheyratheter Mensch, der bey einer öffentlichen Schulanstalt in B** angestellt war, gab sich, um von andern nicht erkannt zu werden, für einen Kantor aus Charlottenburg aus, und spielte in dieser Kleidung mit abgestutzten, ungepuderten Haaren bey ihr die Rolle eines schmachtenden Liebhabers. Kurz diese Lebensart währte so lange, bis sie endlich noch tiefer fiel, und aus einer Avanturiere eine barmherzige Schwester, und aus einer barmherzigen Schwester, die inkognito mit ihrer Schönheit wuchert, eine öffentliche Buhlerinn ward.

ward. Nun war ſie auf dem geraden Wege zu ihrem gänzlichen Verderben, aber noch wachte Gottes Vorſehung und Langmuth über ſie, und riß ſie durch Vermittelung edeldenkender Menſchen heraus aus dem ſchändlichen, qualvollen Leben, welches ſich gemeiniglich mit einem noch ſchändlicheren Tode endiget, und ſo manches Schlachtopfer aus guter Familie dahinwürgt. Sie kam wieder als Hofmeiſterinn in Kondition bey einem Herrn von Adel, kehrte zu ihrer Pflicht zurück, und iſt jetzt vielleicht, wenn ſie bey dieſen Geſinnungen bleibt, auf dem Wege, ein ihrem Stande und ihrem Geiſte angemeſſenes Glück zu machen, obgleich ihre Reitze ziemlich verblüht ſind. —

Ich habe dieſe Geſchichte eines durch ihren eigenen Onkle verführten und ſo nach und nach unglücklich gewordenen Mädchens aus keiner andern Urſache, als um deswillen umſtändlich erzählt, damit andere junge Frauenzimmer ſich daran ſpiegeln, und es ſich feſt vornehmen mögen, den erſten Anwandlungen einer verbotenen Liebe zu widerſtehen, weil diejenigen, die ſich einmal Preis geben, die einmal die Schranken der Tugend und Ehrbarkeit durchbrechen, Gefahr laufen, aus einem Laſter in das andere, aus einem

Un-

Unglück in das andere zu fallen, und endlich das Opfer ihrer Lasterhaftigkeit zu werden. Wehe aber einem solchen Verführer, der ein unschuldiges Frauenzimmer ihrer Ehre, ihrer Gesundheit, oft ihres Lebens beraubt, und in so vielfältiger Betrachtung an der Person, die er zu lieben vorgiebt, zum Mörder wird! Doch zurück zu meiner Reisebeschreibung!

Ich erzählte den würdigen Aeltern und der Schwester dieses gefallenen Frauenzimmers ihre tragische Geschichte, so weit sie mir bekannt war, welche dadurch äußerst gerührt, und zu Thränen erweicht wurden. Ich brachte die erste Nacht bey ihnen zu, um den Prediger, weil es Sonnabend und schon spät war, nicht zu beunruhigen. Die folgenden beyden Tage hielt ich mich bey dem Prediger auf, wo ich einen jungen Prediger vom Lande kennen lernte, welcher mich mit in seine ländliche Residenz nahm, und einige Tage bey sich behielt. Es war Winter, und also auf dem Lande wenig Vergnügen. Da ich schon auf der Rückreise nach Güstrow begriffen war, und wohl einsahe, daß vor der Hand in diesem Lande, wo es mir sonst ganz wohl gefiel, nichts zu thun oder zu erwarten sey, so schickte mich ein Herr Konfrater

nach

nach eingenommener Mahlzeit und gehaltenem Nachtlager mit ſeinem Geſpann zu dem andern. Bey dem einen blieb ich zwey, drey, bey dem andern auch wohl acht Tage ſitzen und ſchmauſete in der Nachbarſchaft bey Prieſtern und Edelleuten herum, bis ich endlich an einem Donnerſtag zu dem Herrn Paſtor H * * nach Buchholz kam.

Weil der folgende Tag ein Bußtag war, ſo erſuchte mich dieſer, für ihn zu predigen. Das that ich, und predigte über den vorgeſchriebenen Text. Nach geendigtem Gottesdienſte fuhren wir zu einer benachbarten Fräulein zu Gaſte, und blieben daſelbſt bis neun Uhr. Es wurde gut gegeſſen und getrunken, und nach der Mahlzeit L'hombre geſpielt, ich gewann zwanzig Groſchen, ein kleiner Beytrag zum Reiſegelde. Als ich ausgeſchlafen hatte, gab mir der Herr Paſtor ein Pferd, und einen Burſchen zur Begleitung, und ſo kam ich gegen vier Uhr Nachmittags wieder in Güſtrow an. Hier hielt ich mich noch vierzehn Tage auf, und lernte die dortige Geiſtlichkeit kennen, worunter ich vorzüglich den Herrn Paſtor V * * aus Lübeck gebürtig, welches ein ſehr geſchickter, feiner Mann iſt, mit Hochachtung nenne. Ich hörte ihn am dritten Sonntage des Advents über das gewöhnlicher

liche Evangelium in der Pfarrkirche predigen. Eine Sentenz aus seiner Predigt ist mir noch im Gedächtnisse geblieben, denn sie flößte Trost in meine bekümmerte Seele. Mich dünkt: er predigte nach Anleitung der Gefangenschaft des Johannes von den wunderbaren Führungen Gottes, die doch am Ende zu unserm Besten ausschlagen. Er bediente sich unter andern dieses Ausdrucks: „Auch mein Krankenbette und mein „Leiden überhaupt, es bestehe, worinn es wolle, „liegt nicht ausser den Gränzen seiner Aufsicht und „seiner Vaterliebe, er wird alles zum Besten wen„den.„ — Am ersten Weihnachtstage hört' ich in der Domkirche eine Predigt, welche mit dieser sehr kontrastirte, denn es wurde darinn erschrecklich gesoßadert, und gleichwohl stand der Mann, der sie hielt, bey seiner Gemeine in großem Ansehen. Es wurde da von der Offenbarung des Sohnes Gottes im Fleische ein Langes und ein Breites hergeschwatzt, und am Ende wußt' ich nicht, was ich gehört hatte. Da sah ich abermals, daß das Extemporisiren oder auch nur das Predigen über eine kurze Disposition, die man nicht gehörig durchdacht hat, nicht jedermanns Sache ist.

Am Tage nach dem Weihnachtsfeste besucht' ich noch den Herrn Konsistorialrath N * *, der in-

insonderheit durch seine Streitschriften mit dem Herrn Doktor und Superintendent Fidler in der gelehrten Welt bekannt geworden ist. Die meklenburgische Geistlichkeit, welche der Doktor Fidler großentheils als Dummköpfe oder als Heuchler charakterisirt hatte, setzte ihm auch dieser ihrer Vertheidigung wegen ein Monument, indem sie den Rath K** in Kupfer stechen und das Bild in einen goldenen Rahm fassen liessen, mit der Ueberschrift: Grate memis testificandi ergo propter annum MDCCLXXVI.

Ich enthalte mich des Urtheils über diesen Mann, den Konsistorialrath K** um deswillen, damit man nicht glaube, als wenn Verdruß über meine in Meklenburg fehlgeschlagene Hoffnung mich zu dieser Schilderung, die wohl freylich nicht ganz zu seinem Vortheil gereichen dürfte, verleitet hätte. Ich führte mit ihm bey meinem Besuch mancherley Gespräche. Er sagte unter andern: „Ich habe von meinem Kollegen und von „Leuten in Rostock gehört, daß Ihnen der liebe „Gott recht schöne Gaben verliehen hat, wenn „Sie solche doch auch recht gut anwenden wollten, „ich bedaure Sie. Ich antwortete: Herr Rath! „Ihre Bedaurung hilft mir zu nichts, ich werde

„mei-

„meinen Weg gerade fortgehen; auch bey der be„sten Anwendung unſerer Talente müſſen wir oft „im Staube kriechen und Hunger leiden. Drey „Gattungen von Leuten haben in dieſer Welt blin„des Glück, der Dummkopf, der Heuchler, und der „Böſewicht. und als ich dies geſagt hatte, empfohl ich mich. Das ewige Bedauern, und das ſinnloſe Glückwünſchen! Das kann mir alles nichts helfen. ſagte mein Kirchenpatron zu meinem Küſter S**, als ihm dieſer zum neuen Jahr gratuliren wollte, und der Mann hatte Recht. —

Mein ganzer Geldvorrath beſtand, als ich wieder nach Güſtrow kam, aus acht Schillingen, oder vier Groſchen, mit dieſen ſollte ich, weil meine ganze Reiſe nach allen Aſpekten vergeblich geweſen war, den Rückweg nach B * * antreten. Mein Freund, der Notarius T * * ſahe meine Verlegenheit, und ſchoß mir ſo viel vor, daß ich meinen Wirth bezahlen, und ohne ſonderliche Beſchwerde wenigſtens zu meinem Vetter nach Neubrandenburg zurückkommen konnte. Man that mir zwar in Güſtrow einen Vorſchlag, eine Hofmeiſterſtelle bey einem benachbarten Edelmanne anzunehmen; ich wollte mich aber nicht bloß geben, „und ſahe überdies nicht „ein, wozu mir das

für

für die Zukunft hätte helfen sollen. Denn aufs lange Warten wollt' ich mich nicht einlassen. Ich ging also am Sonntage nach Weihnachten zu Fuße von Güstrow ab, und kam per omnibus bey ziemlich heftiger Kälte und tiefem Schnee den Tag vor dem Neujahr 1778 in Teterow, einem kleinen Städtchen an, wohin mich ein benachbarter Prediger zu Thekow, bey dem ich eine Nacht zugebracht hatte, mit seinem Schlitten bringen ließ. Hier nahm ich mein Quartier bey dem ersten Prediger, Herrn H**, einem gebornen Märker, der mich sehr liebreich aufnahm, und weil er am folgenden Neujahrstage zweymal zu predigen hatte, (denn sein Kollege muste die eingepfarrten Dörfer versehen) die Nachmittagspredigt auftrug. Dieser Mann hatte viel Kinder, lauter Töchter, die aber alle wohl erzogen, und ihrer Mutter, einer würdigen Frau, ähnlich waren. Hier bekam ich ein Schnupfenfieber gleich nach geendigter Neujahrspredigt, und muste mich deswegen ein paar Tage dort aufhalten. Ich predigte über die gewöhnliche Epistel von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion. Am folgenden Sonnabend nahm ich noch bey dem Kollegen meines Wirths, einem jungen, geschickten Manne, dem Herrn Pastor S**

das Mittagsmahl ein, und dieser schickte mich mit seinem Schlitten bis zur nächsten Station zu einem mir und ihm bekannten Pächter.

Dieser gab mir ein Pferd, um bis zu dem nächsten Dorfe zu kommen, wo ich bey dem Prediger O** Quartier nahm, und auf sein Ersuchen am folgenden Sonntag eine Predigt hielt. Das Evangelium handelte von der Flucht Christi und seiner Aeltern nach Egypten vor der Nachstellung des Herodes, und mein Thema war: Die gnädige Aufsicht Gottes über das Leben der Menschen, als ein Bewegungsgrund, unser Leben zu seiner Ehre zu brauchen. Am Montage nach der Mittagsmahlzeit ließ mich der Herr Konfrater nach Malchin fahren, wo ich bey dem Herrn Präpositus F** einkehrte, und, weil der Mann sehr gesellig und freundschaftlich war, mich zwey Tage aufhielt. Hier fand ich am Mittwochen Gelegenheit, ein paar Meilen weiter zu kommen; der Name des Dorfs oder Flecken, wo ich gegen Abend ankam, ist mir entfallen, der Prediger B—l wo ich einkehrte, hatte eben seinen Sohn, einen jungen Prediger aus der umliegenden Gegend bey sich. Dieser junge Prediger war ein feines

Männ-

Männchen, und unter andern sehr musikalisch. Er spielte eine Arie, deren Innhalt Empfindungen eines tugendhaften Jünglings an seine Geliebte war, wovon mir die letzte Strophe besonders gefallen hat, und eben darum im Gedächtnisse geblieben ist.

Die Welt mag in meinem ganzen Leben
Mir selber nichts von Lust und Wohlseyn geben,
Wenn sie nur Dir viel gutes thut.
Und meinen Tod mag einst kein Mensch beklagen,
Wirst Du alsdenn nur einmal von mir sagen:
„Er war mein Freund, ich war ihm gut.

Am folgenden Tage war eine Taufe, und wir wurden zum Kindtaufenschmaus gebeten, wo ich's mir ganz wohl seyn ließ. Der Prediger hatte eine hübsche Bibliothek, und ich blieb bey ihm bis zum Sonnabend, da er mich mit seinem Gespann auf die nächste Station bringen ließ. Und so kam ich durch die Gefälligkeit meiner Herren Amtsbrüder, wovon mich einer zum andern schickte, um die Mitte des Januars 1778 wieder in Neubrandenburg an.

Mein Vetter wunderte sich sehr, als er mich in einem Schlitten ankommen sah, denn er hatte geglaubt, daß ich durch einen andern Weg wieder in mein Vaterland gezogen wäre. Ich

erzählte ihm meine Begebenheit in Roſtock, und blieb einige Tage bey ihm. Er verſchafte mir eine Gelegenheit nach Strelitz, und auf dieſer kleinen Reiſe hatt' ich wieder ein Abentheuer, welches mich in große Verlegenheit ſetzte. Der Fuhrmann, den mein Vetter zu meinem Fortkommen gedungen hatte, ſchickte ſeinen Sohn, einen jungen Menſchen von 13 Jahren, welcher mich, ehe wir das nächſte Dorf erreichten (es war ein tiefer Schnee gefallen) dreymal umwarf. Gegen Mittag kamen wir auf ein adeliches Gut, welches von einem Pächter verwaltet wurde. Hier erhohlte ich mich in etwas von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe; der Pächter ſagte, daß der Weg nach Strelitz wegen des tiefen Schnees gefährlich wäre; er begleitete uns, und zeigte meinem Fuhrmann den Weg; es begegneten uns zwey Schlitten, die kaum durchkommen konnten; ich hielt es alſo fürs rathſamſte, wieder umzukehren. Ich ſchickte meinen jungen Fuhrmann mit ſeinem Schlitten nach Hauſe, und fuhr mit des Pachters Schweſter nach dem Dorfe, wo der Paſtor R** wohnte. Er war nicht zu Hauſe, kam aber bald, und wunderte ſich ſehr, mich nach einer ſo langen Zwiſchenzeit wiederzuſehen. Er fuhr mit mir am folgenden Tage

nach

nach Wanzke, und ſetzte mich dort bey dem Amtmann J** ab. Dies war ein ſehr gefälliger, gaſtfreyer Mann, ich muſte, ich wollte oder wollte nicht, acht Tage bey ihm bleiben. Er ſchenkte mir, als ich abreiſete, einen Hund, den er Machnieder genannt hatte, es war ein hübſcher Teckel, den mir vermuthlich die Marktleute oder die Muſenſöhne in Wittenberg wieder abgenommen haben. Der Amtmann ſchickte Korn an ſeinen Bruder, einen Müller in Neuſtrelitz, und mit dieſer Gelegenheit kam ich dahin.

Neuſtrelitz iſt ein hübſcher, feiner Ort, in Form eines Sterns gebauet, ſo daß man, wenn man auf dem Markt ſteht, alle Straßen überſehen kann. Hier blieb ich zwey Tage, und ging darauf zu Fuße nach Altſtrelitz, welches nur eine halbe Meile davon liegt. In Altſtrelitz nahm ich mein Quartier bey dem Herrn Paſtor L** einem wackern und geſchickten Mann, Sonntags hörte ich ihn und ſeinen Herrn Kollegen predigen. Montags fuhr ich mit der Poſt nach Fürſtenberg, und kehrte wieder in der Pfarrwohnung ein. Von hier aus fuhr ich mit dem Prediger nach ſeinem Filiale, wo er eine Amtsverrichtung hatte, und von da muſte ich durch

rauhe und ebene Wege meine Reise nach B** fortsetzen. Hin und wieder wurde das Handwerk gegrüßt, und wo kein Prediger war, da kehrte ich bey dem Amtmann oder bey dem Förster ein. Ueberall fand ich ausser guter Bewirthung freundliche Gesichter. Kann wohl seyn, daß manche es in ihrem Herzen nicht so gut meinten, als sie sich anstellten, aber was kümmerte das mich? Ich hatte meinen Zweck erreicht, war mit meinem leeren Beutel aus Rostock bis in die Gegend von Zehdenick gekommen, hatte immer noch Muth, ob mir's gleich schief gegangen war, hielt mich immer fest am Vertrauen auf die Hülfe Gottes — war ich nicht bey allen Fehlschlagungen glücklich?

In Zehdenick verweilte ich nur ein paar Stunden bey einem dortigen Prediger. Hier traf ich von ohngefehr einen Landgeistlichen, der auf dem Wege, den ich zu passiren hatte, wohnte. Abermals ein kleiner Glücksfall, dacht' ich, und fuhr mit ihm nach Hause. Wir speiseten zu Abend ein Gericht Fische, und in langer Zeit hatte mir nicht ein Gericht oder ein Abendessen so gut geschmeckt. Der Sonntag war ein Ruhetag. Der Herr Pastor bereisete seine Filiale,

und

und ließ mich mit ſeinem jungen Weibchen allein. Hm, hm, wird da mancher ſagen, das gefällt mir nicht übel; ein junger, unverheuratheter Mann, der ſuccum & ſanguinem hat, mit einer jungen Prieſterfrau allein! Als wenn das etwas neues wäre, daß die Welt voller Argwohn iſt. Wir aßen und tranken, und waren guter Dinge, und bekümmerten uns nicht um das qu'en dira-t-on. Zwey Tage darauf war ich in Oranienburg, immer näher der großen Königsſtadt, wo ich doch keine bleibende Stätte hatte. Auf dem Wege von Naſſenheide nach Oranienburg macht' ich folgendes Gedicht, welches in der Sammlung meiner Gedichte ſteht, die in der vergangenen Oſtermeſſe 1779 zu Leipzig herausgekommen ſind.

Ermunterung zur Gelaſſenheit im Unglück.

Hindurch, hindurch durch Nebel, Sturm und Wetter
Das theure Leben ſelbſt gewagt,
Nichts bleibt mir unverſucht, bis einſt — mit'nnmen,
Retter!
Mein Todesmorgen tagt.

O wär' er da! o wäre längst mein Leiden
Und meiner Thränen Quell versiegt!
Doch nein, so will der Herr, gelassen will ich leiden,
Und tragen, was er fügt.

Dann glänzt einmal in hoher Sieger Krone
Die Thräne, als Perle glänzet sie,
Und Herrlichkeit wird mir nach überwundnem Hohne,
Und Ruhe nach der Müh.

Ja faß ihn ganz, den lindernden Gedanken
Der lohnenden Unsterblichkeit.
Und ko ein Held, ein Christ — o könnte der noch wanken,
Den dieser Trost erfreut?

In Oranienburg wurde bey dem Prediger L * * das Frühstück, und eine halbe Stunde davon in Gerbendorf bey dem Prediger G * * das Mittagsmahl eingenommen, welches in einem Gericht Erbsen und Pöckelfleisch bestand. Dieser Mann hatte mit mir ein ähnliches Schicksal, denn er war auch von seiner Frau geschieden, und schien auch nicht willens zu seyn, sich wieder zu verheurathen. Solamen miseris, socios habuisse malorum. Ich konnte diesmal nicht den geraden Weg nach B * * nehmen, weil dieser der Viehseuche wegen gesperrt war. Ich ging also über Velten, wo ich ohngefehr eine Stunde bey dem Schulmeister verweilte, und kam mit dem Einbruch des Abends in den sogenannten neuen Krug,

nahm

nahm ein Butterbrodt, und übernachtete daſelbſt. Nun war abermals eine Reiſe, ohne daß ich meinen Zweck erreicht hatte, zurückgelegt. Unzufrieden mit meinem Schickſal, voll unruhiger Gedanken darüber, was nun für mich zu thun ſey, kam ich am achten Februar 1778 wieder in B** an, mit dem Vorſatze, nicht lange hier zu bleiben, und entwarf den Plan zu einer neuen Reiſe, die ich auch nach einem zweymonathlichen Aufenthalt in meiner Vaterſtadt antrat.

Dritter Abſchnitt.

In B** wartete ein kleiner Unglücksfall auf mich, der aber bald hätte zu einem gröſſern ausſchlagen, und für mich viele unangenehme Folgen haben können. Als ich an einem Abend nach Hauſe kam, war es auf den Straßen ſehr glatt, denn es hatte ſtark gefroren, und mit unter etwas geregnet. Ich fiel, und hätte beynahe das Bein gebrochen, ich kam aber mit einer ſtarken Quetſchung davon, woran ich vier Wochen heilen, und eine gute Zeit hinken muſte. Während dieſer Zeit brachte ich meine Gedichte in Ordnung, und mach-

te noch einige neue, um ſie zur nächſten Meſſe drucken zu laſſen. Ich that noch einen Schritt, wozu ich durch Vaterlandsliebe bewogen wurde, und hielt bey dem geiſtlichen Departement um anderweitige Beförderung oder in deren Entſtehung um die Erlaubniß an, auſſer Landes gehen zu dürfen. Ich erhielt aber, was den erſten Punkt betrift, abſchlägige Antwort, und vom zweyten altum ſilentium. Ich nahm mir alſo vor, nach Leipzig in das galante Sachſen zu gehen, und daſelbſt als Schriftſteller zu leben, weil dieſe Stadt der Sammelplatz der Gelehrten und Künſtler iſt, und, was inſonderheit den Buchhandel betrift, vor allen Städten Deutſchlands einen Vorzug hat.

Im Aprill dieſes Jahres nach den Oſterfeyertagen hub ſich die neue Pilgrimmſchaft an, die ich mit einem Geldvorrath von zwey Thalern und zwölf Groſchen antrat. Ich ging den erſten Tag bis Saarmund, und übernachtete daſelbſt in einem Gaſthofe, weil der Prediger nicht zu Hauſe war. Am folgenden Tage war ich in Belitz, ſpeiſete zu Mittag bey dem Herrn Inſpektor G**, und kam gegen Abend nach Buchholtz, wo ich bey dem Prediger übernachtete. Sonnabends kam ich nach Treuenbriezen; hier ſucht ich meinen

alten

alten Universitätsfreund, den Feldprediger S * * auf, und aß mit ihm, was die Kelle gab.

Gegen Abend kam ich wohlbehalten, aber ziemlich matt von der Hitze, nach Grobstätt, von meinem getreuen Nachnieder begleitet. Hier besuchte ich die Tante meiner gewesenen Gattinn, deren Sohn an diesem Orte Prediger war, und blieb bis Montag, da ich nach geendigter Mahlzeit nach Wittenberg aufbrach, wo ich Abends um sieben Uhr ankam. Hier verlor ich meinen Nachnieder, wie schon oben erwähnt ist. Alles Nachforschen war vergeblich, und ich grämte mich sehr, einen so getreuen Reisegefährten verloren zu haben. In Wittenberg machte ich unter andern die Bekanntschaft des würdigen Herrn Professor B * *, welches ein sehr munterer und gefälliger Mann, und, was unsere errichtete Bekanntschaft sogleich von andern Bekanntschaften auszeichnete, noch oben drein mein Bruder im Apollo ist.

Auf dem Wege nach Leipzig brachte ich einige Tage zu, weil ich hie und da bey meinen geistlichen Brüdern hängen blieb, und mich von den Beschwerlichkeiten der Reise erhohlete. Hier sprach ich meinen jüngsten Bruder, der bey einem vor-

dortigen Juvelier als Geſelle konditionirte. Dieſer ſtellte mir einige Schwierigkeiten über mein Vorhaben, mich dort niederzulaſſen, vor, es wären dort gar zu viel, meinte er, die theils auf Aemter und Verſorgungen warteten, theils von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich ernährten. Es war auſſerdem bey meiner Ankunft nach Leipzig ſehr unruhig wegen der bevorſtehenden Meſſe. Ich beſchloß alſo auf den Rath eines Freundes, eine kleine Excurſion nach Deſſau zu machen, und von da nach Halle zu Vater Semlern zu reiſen, um einen Verſuch zu machen, ob ich etwa bey den an beyden Orten angelegten Erziehungsanſtalten mein Unterkommen finden könnte. Und ſiehe, ich fands. In Deſſau beſuchte ich den Profeſſor Baſedow, und eröffnete ihm die Abſicht meiner Reiſe.

„Gehen Sie erſt nach Halle, ſagte er zu mir, und wenn Sie dort Ihre Rechnung nicht finden, ſo kommen Sie wieder zu mir, vielleicht kann ich Ihnen etwas zu thun geben.„ Ich ging nach Halle, fand aber nicht, was ich ſuchte, erneuerte dort meine alten Bekanntſchaften, war äuſſerſt bewegt, als ich die Thürme von Halle erblickte, und mich an meine hier verlebten Studenten-Jahre erinner-

nerte, und kehrte per ambages über Lauchstädt, Merseburg, Leipzig, Selben ꝛc. wo ich am Himmelfahrtstage für den Pastor O * * predigte, nach Dessau zurück, wo mich Basedow sehr freundschaftlich aufnahm, und als seinen Mitarbeiter (studiorum socium) mit einem monathlichen Gehalte von zehn Thalern und freyer Station engagirte. Ich hatte nicht einen Heller Geld, als ich wieder in Dessau ankam, und muste im Gasthofe, wo ich mich einige Tage aufhielt, ehe ich bey dem Professor anzog, Schulden machen. Bald nach meinem Anzuge fragte mich Basedow, der die Lücke in meinem Beutel witterte: wie stehts um die Kasse, Herr Pastor? Sehr schlecht, antwortete ich, und zeigte ihm den leeren Beutel. Er schoß mir also das Nöthige vor, schien überhaupt sehr für mich eingenommen zu seyn, und ich glaubte nach den Aussichten, die er mir eröffnete, daß ich am Ziele meiner Wanderschaft wäre.

Ich erzählte dem Professor Basedow bey einem Spatziergange nach dem Elbhause und dem kleinen anhältischen Städtchen Roslau offenherzig meine ganze Geschichte, und verschwieg ihm nicht, was ich selbst durch unüberlegtes, und leichtsinniges Verhalten von meinen bisherigen Widerwär-

tig-

tigkeiten mir zugezogen hatte. Er sagte, als er mein Alter erfuhr, ich wäre zwar noch jung, aber doch in den Jahren, da es entschieden werden müste, was aus mir werden sollte, und wenn ich mich in das Fach, das er mir jetzt eröffnete, hineinarbeiten könnte, so hoffte er, daß ich auf dem Wege wäre, mein Glück zu machen. Die erste Arbeit, welche Basedow mir auftrug, war die Verfertigung eines neuen Gesangbuchs für den philanthropischen Gottesdienst, welches ich mit ihm gemeinschaftlich und unter seiner Aufsicht zu Stande bringen sollte. Es war bereits ein von ihm herausgegebenes da, dies schien ihm aber einer Reform zu bedürfen. Die meisten Gesänge darinn waren aus bekannten alten und neuen Liedersammlungen genommen, und hie und da verändert oder abgekürzt, nur einige wenige hatte er selbst gedichtet. Das treffliche Lied: Ich singe dir mit Herz und Mund, du meines Herzens Lust, hatte er zum Beyspiel in der ersten Strophe so verändert, aber, wie ich glaube, nicht verbessert:

Ich preise dich mit Herz und Mund,
Denn dir gebühret Preis,
Froh mach' ich meinen Brüdern kund,
Was ich so trostvoll weiß.

Den

Denn der eingeschobene Gedanke: Dir gebühret Preis, ist müßig, ist wenigstens lange so fruchtbar und rührend nicht, als der: Du meines Herzens Lust. Dies eröffnete ich ihm; aber ihm wollte meine Kritik, was diesen Punkt betrift, nicht behagen. Des Morgens frühstückten wir gemeiniglich mit einander, und besprachen uns über das, was wir mit einander vorzunehmen einig geworden waren. Es wurden alle Gesangbücher, die nur aufzutreiben waren, aus Leipzig verschrieben, ich machte selbst ein paar Lieder, ich las, merkte an, was aus den fremden Liedersammlungen zu unserm Zweck zu brauchen war, und ehe ich mich dessen versah, war diese Arbeit, woran ich viel Geschmack und Vergnügen fand, unterbrochen und zurückgesetzt.

Ich will eins von diesen Liedern, die ich in Dessau auf Basedows Veranlassung verfertigte, und wovon ich nächstens eine besondere Sammlung herausgeben werde, zur Probe hersetzen:

Von der täglichen Vorbereitung zum Tode.

Mel. Ermuntre dich, mein schwacher Geist ꝛc.

Ich seh' im Geist die Stunde schon,
Da ich von dieser Erde
Hinauf zu meines Mittlers Thron
Mich seelig schwingen werde,
Da ich dem Jammerthal entrückt,
Von allem, was mich jetzt noch drückt,
Von Sünd' und allem Leide
Befreyt, den hinnen scheide.

Den Saamen seines Todes trägt
Das Kind schon in der Wiege,
Und alles, was sich hier nur regt,
Ist mit sich selbst im Kriege.
Der Wechsel währet fort und fort,
Es ändert jedes seinen Ort,
Die Welt und was wir sehen,
Muß einst, wie wir, vergehen.

Die wahre Weisheit lehret stets
Auf diese Wahrheit merken,
Und durch die Uebung des Gebets
Im Guten sich zu stärken,
Durch Rechthun jeden Augenblick
Uns auf ein unvergänglich Glück
Und auf den Schritt bereiten,
Der uns dahin wird leiten.

Unangemeldet ſchleicht der Tod
Sich oft in Freud' und Lachen,
Was kann uns unſre letzte Noth
Alsdenn erträglich machen,
Wenn uns der Menſchen Hülfe flieht,
Vergebens ſich der Arzt bemüht,
Wenn alle Kräfte ſinken,
Grab und Verweſung winken?

Ein Herz, das Gott und Jeſum liebt,
Und ſeiner Gnade trauet,
Dis iſt es, was uns Stärkung giebt,
Wenn vor dem Tod' uns grauet,
Ein Herz der Tugend ganz geweiht,
Nur dies, nur wahre Frömmigkeit,
Rein von der Welt Verderben,
Gewährt uns Troſt im Sterben.

Daß dieſes Herz mir eigen ſey
Und daß ich täglich ſterbe,
Daß ich von Sünd und Elend frey
Einſt deinen Himmel erbe,
Dazu, o Gott! verleihe mir
Den guten Geiſt, der mich zu dir
Auf ebnem Pfade leite,
Durchs Todesthal begleite.

Laß meinen letzten Seufzer noch
Zu deinem Throne dringen,
Und laß es mir, Verſöhner! doch
Durch deinen Tod gelingen,
Daß ich im letzten Kampf und Streit
Mit wahrer Glaubensfreudigkeit
Und Heldenmuth beſtehe,
Und dort dein Antlitz ſehe.

Die Urſache, warum das Geſangbuch nicht zu Stande kam, war folgende. Ich erzählte nämlich dem Profeſſor Baſedow bey einem Spatziergange etwas von meinem Aufenthalt in Meklenburg, und von der Bekanntſchaft, die ich dort mit dem berühmten Doktor Fidler errichtet hatte, von ſeinen phyſiognomiſchen Phantaſieen, von ſeiner Art zu predigen, u. ſ. w. Dies veranlaßte ihn, daß er mir auftrug, die Geſchichte dieſes Mannes, ſo weit ſie mir bekannt wäre, zu ſchreiben. Ich that es; als ich mit der koncentrirten Biographie fertig war, las er ſie durch, machte hie und da Reflexionen darüber, lobte meinen Stil, und verſchloß ſie in ſeinem Pulte.

Hierauf muſte ich ihm einen Auszug aus der Reformationshiſtorie nach einem bekannten Kompendium in zwey dicken Oktavbänden machen, und vornehmlich alle Sonderbarkeiten, alles, was Toleranz und Intoleranz verrieth, merkwürdige Ausſprüche der Religionsverbeſſerer ꝛc auszeichnen. Des Morgens bey unſerer Konferenz las er ſelbſt die angezeichneten Stellen nach, und, was ihm nicht erheblich genug ſchien, das ſtrich er weg. In drey Wochen war ich

mit

mit diesem Auszuge fertig, welcher ebenfalls zum künftigen Gebrauch in seinem Pulte deponirt wurde. Zuweilen fiel es ihm ein, mich predigen zu hören. „Haben Sie etwa Koncepte von Ihren gehaltenen Predigten bey sich?„ fragte er mich einst beym Frühstücke. Antwort: Ja. Also herunter damit. Ich stieg auf den Söller, und hohlte eine und die andere Predigt herunter, die ich ihm vorlas.

Einmal las ich ihm eine Predigt von der Versöhnlichkeit vor, die ich zuerst in Charlottenburg und hernach in Berlin gehalten hatte. Ist das wirklich Ihre Arbeit? unterbrach er mich. Ich bejahete es sehr ernstlich. „Nun, Gott hat Sie nicht verlassen, Herr Pastor! sagte er zu mir, als ich fertig war, Sie deklamiren gut, „es wäre Schade, wenn Sie nicht Gelegenheit finden sollten, Ihr Talent zu benutzen.„ Es fiel ihm eine kleine Reise nach Leipzig vor; er ließ mich rufen, und sagte: Herr Pastor! haben Sie noch etwas zu thun? Nichts bestimmtes, antwortete ich, wofern Sie nicht wollen, daß ich fortfahre, Lieder für unser Gesangbuch zu sammlen, und neue zu machen. Hier ist der Alkoran, sagte er, daraus machen Sie mir einen

Ausing und zeichnen Sie mir die schönen Stellen, die den christlichen sich nähernden Vorstellungen, und das rechte tolle, närrische Zeug aus — alles in vium delphini oder philanthropii. In aller Welt, dacht ich, was soll den jungen Leuten die Kenntniß des mahumedanischen Gesetzbuchs, und eine Quintessenz aus demselben helfen? Sollen etwa gar Vorlesungen darüber gehalten werden, oder hat man Hoffnung, die Zahl der Zöglinge durch Türken vermehrt zu sehen? So räsonirt' ich, und setzte mich nieder, auszurichten, was mir aufgetragen war. An einem Sonnabend kam mein Barbierer, als ich eben mit dieser Arbeit beschäftiget war, und sagte: Sie studiren gewiß auf eine Predigt. Ich antwortete: ja, aber auf eine philanthropische Predigt, wozu der Text aus dem Gesetzbuche der Mauelmanner genommen ist. Das nahm ihn Wunder, und er versicherte, daß er neugierig sey, diese Predigt zu hören. Mein Auszug des Alkorans mit eingestreueten Anmerkungen war in vierzehn Tagen fertig. Basedow sah' ihn durch, und legte ihn bey Seite.

Nun sollt' ich einen Auszug aus Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie machen, dies war meine

meine letzte Arbeit in Dessau, womit ich aber nicht zu Stande kam. Da ich bey dem genauen Umgange mit dem Professor Basedow seinen Wankelmuth, seinen veränderlichen Charakter, sein immerwährendes Abwechseln mit neuen Entwürfen und Gegenständen, und insonderheit seinen Enthusiasmus in der Freundschaft, der oft bey ihm gar bald in Kaltsinn überging, kennen lernte, so sah' ich aus eben diesen Ursachen vorher, daß unsere Verbindung, da sie überhaupt nur bedingungsweise und auf eine gewisse von ihm beliebig zu verlängernde oder abzukürzende Zeit eingegangen und errichtet war, nicht von langer Dauer seyn würde. Gleich in den ersten acht Tagen unserer Verbindung zog sich ein Wölkchen auf, welches diesen heitern Himmel zu trüben, und ein Ungewitter herbey zu führen schien.

Basedow war sehr empfindlich und von sich und seinen Arbeiten eingenommen. Er hatte an einem Sonntage bey dem philanthropischen Gottesdienste den Vortrag gehalten, welcher darinn bestand, daß er einen von ihm selbst verfertigten Auszug aus der Apostelgeschichte vorlas, und zwischen dem Lesen, wie gewöhnlich, singen ließ.

Dies kam mir nun sehr langweilig vor, und ich sagte, als die Jünger des Abends in einem Garten bey einem Eyerkuchen versammelt waren, daß ich über diese Vorlesung beynahe eingeschlafen wäre. Das verdroß Vater Basedown; er gab mir seinen Unwillen sehr deutlich zu erkennen, und es fehlte nicht viel, daß wir gleich auseinander gegangen wären. Am folgenden Tage stellte er mich, wiewohl mit ziemlichen Glimpf, darüber zur Rede, ich erklärte mich, und für diesmahl wurden wir wieder gute Freunde.

Ich habe eben eines Auszugs aus der Apostelgeschichte gedacht. Basedow machte einen dergleichen aus der ganzen heiligen Schrift, und zuerst aus dem neuen Testamente, den er Sinn und Kraft der Bibel nannte; mit dem neuen Testamente war er schon fertig, als ich zu ihm kam. Er sahe mir noch sein Manuskript durch, las es in meiner Gegenwart laut, verbesserte es, und zog mich, weil er kein Griechisch weiß, über den Sinn und die Bedeutung dieses oder jenes im Orginal befindlichen Ausdrucks zu Rathe. Von der Offenbarung Johannis hatte er eine ganz neue Erklärung, die mir noch nicht vorgekommen war, vorgetragen.

Alle

Alle von ihm gegebenen Auslegungen waren indeß, wie man leicht vermuthen kann, socinianisch, weil er selbst Socinianer ist, und kein Geheimniß daraus macht, sich öffentlich zu diesen Irrlehrern zu bekennen. „Als ich meine Dogmatik schrieb, sagte er einst zu mir, war ich Arianer, aber ich habe meine Meinung geändert; jetzt bin ich Socinianer, und mag von keinen andern Lehrmeinungen, von keinem Christkirchenthume etwas wissen.„ Wenn er des Sontags früh die Leute in die Kirche gehen sah, (die Lutherische Kirche in Dessau war nicht weit von unserm Hause) so beklagte er die armen, blinden Leute, die sich so von ihren Geistlichen hintergehen, und solche unglaubliche Dinge vorschwatzen liessen. Man sollte, so meinte er, die Kirchen zuschliessen, und die Prediger abschaffen, man sollte allgemeine Gottesverehrungen anstellen, worinn ein jeder aufgeklärter Mensch ohne Unterschied des Standes Liturg und Lehrer zu seyn, das Recht hätte. Das Unzuläßige und Unüberlegte in diesen Meinungen, die ausser Basedow schon andere, ebenfalls aus einem gewissen Haß gegen den geistlichen Stand, vorgetragen haben, fällt einem jeden, der denken kann, von selbst in die Augen. Es kommt mir mit diesen zum Theil sehr

sonderbaren Vorschlägen zur Verbesserung unsers Religionswesens eben so vor, wie mit manchen ökonomischen und politischen Projekten, die sonst keinen andern Fehler haben, als daß sie — nicht ausführbar, nicht praktikabel sind.

Basedow war freylich sehr wider die sogenannten Geistlichen eingenommen, und dies mochte zum Theil wohl daher kommen, weil ihn, wie er sagt, das Hamburger Ministerium seiner Paradoxie wegen sehr gemißhandelt, und sich seinen Absichten, ein neues, verbessertes Erziehungsinstitut anzulegen, widersetzt hatte. Er spöttelte zum öftern über die gewöhnliche Form unserer Predigten, insonderheit über die Eingänge, die er unnütze Vorreden nannte. Ich habe, was diesen Punkt betrift, wenn ich die Vertheidigung meiner geistlichen Brüder, und der gegenwärtigen Religionseinrichtung übernahm, manchen Strauß mit ihm gehabt. —

Basedow's Charakter betreffend, will ich gern, weil's die Gelegenheit giebt, sagen, was ich davon denke. Sehr viele halten diesen Mann für einen Erzböswicht, der gar keine Religion hätte, blos nach eigennützigen, ehrsüchtigen Absichten han-

handelte, und der, um diese Absichten zu erreichen, alles zu thun im Stande wäre, ohne auf Moralität und Gewissen bey seinen Handlungen Rücksicht zu nehmen. So arg ist's nun wohl nicht, als die Leute sagen. Zwey Monathe hab' ich mit ihm den genauesten Umgang gepflogen, und da hab' ich sowohl seine gute, als seine schwache Seite kennen gelernt. Ich denke überhaupt von allen meinen Nebenmenschen das Beste, bis ich vom Gegentheil überzeugt bin, und wie viel gehört nicht zu dieser Ueberzeugung! Mir ist also auch von Basedow kein schlechter Streich bekannt. Er trank gern ein Gläschen, das ist wahr, und schweifte zuweilen, wenn er unter guten Freunden war, in dieser Art der Belustigung aus — nun, das macht ihn noch nicht zum Bösewicht. Du, der du hinterlistig auf deinen Nebenmenschen lauerst, wenn er auf den Abtritt geht, oder aus einem Keller herauskommt, ihn beobachtest, und bey aller deiner Scheinheiligkeit, von denen, die dich tadeln könnten, ungesehen, ein christlich Räuschchen nach dem andern trinkst — du hasts größere Sünde, du bist mehr Bösewicht, denn er, denn ich kenne in der ganzen Welt kein niederträchtiger's und gefährlicher's Geschöpf, als einen bemäntelten und bekrägelten Heuchler, der über an-

dere das Wehe ausruft, und in mehr als einer Absicht selbst verwerflich ist.

Basedow ist also, so wie ich ihn kennen gelernt habe, im Grunde ein ehrlicher, rechtschaffener, gutherziger Mann, der gern nützlich seyn will, und es vielleicht noch mehr geworden wäre, wenn er sich nicht übereilt, und eine gewisse Gattung von Menschen wider sich aufgebracht hätte.

Wer diese heil'ge Kolbe lauft,
Der hat oft mit verwegner Faust
Ein Wespennest gestöret.

Mehr Stetigkeit wünscht ich in seinem Charakter, und weniger Wankelmuth. Und das wünscht' ich auch, daß er mit allen Arbeiten, welche die Religion und das Christenthum betreffen, zurückbliebe, daß er lieber etwas über Erziehung, und was dahineinschlägt, schriebe. Zum Reformator der christlichen Religion schickt er sich eben so wenig, als zu ihrem Vertheidiger. Friede zwischen der wohlgesinnten Vernunft und dem rechtverstandenen Urchristenthume, (eins seiner neuesten Produkte) das konnte immer wegbleiben, denn es ist mit unter elendes Gewäsche, ist nicht Vertheidigung, sondern Entehrung der christlichen Religion, ist muthwilliger Spott über ihre älteste Urkunde.

Ent-

Entrüste Dich nicht, Vater Basedow! wenn Du dies kühne Urtheil von Deinem ehemaligen Gehülfen lieſest; Du riethest mir einſt, meine Gedichte nicht drucken zu laſſen, und ich rieth Dir, daß Du Dich mit Streitſchriften die Religion betreffend nicht abgeben möchteſt — laß ſehen, laß andere darüber urtheilen, wer Recht hat, Väterchen! Du wollteſt mich einſt zu Deinem Biographen machen; aber — ich mags nicht werden, ob ich Dir gleich gut bin, und vor aller Welt geſtehe, daß Du ein Biedermann biſt, und daß mir der Umgang mit Dir nützlicher war, als ein dreyjähriger Aufenthalt auf Univerſitäten.

Bald iſt die deſſauiſche Komödie aus, denn was iſt unſer Leben auf Erden anders, als ein Schauſpiel? ich bin hart an der Kataſtrophe, und ihr, meine guten Leſer! rüſtet euch, einen neuen Beweis von der Vergänglichkeit aller irrdiſchen Dinge zu hören, worüber noch jüngſt der Herr Probſt S. eine trefliche Predigt hielt. Ich war noch nicht lange in Deſſau als Baſedows Gehülfe, als ſchon einige Lehrer des Philanthropins, ſonderlich der naſeweiſe Herr Tr * * allerley nachtheilige Urtheile und Nachrichten von Berlin meine Perſon betreffend einzogen, und dem guten

Baſe-

Baſedow, der in dieſem Punkt gewiß beſſer und menſchenfreundlicher, als ſie, dachte, beſtändig in den Ohren lagen, daß er mich entfernen ſollte. Baſedow referirte mir's wieder, und bezeugte Unwillen ſowohl über die, welche dieſe Nachrichten fürwitzig eingezogen, als auch über die, welche ſie, vermuthlich mit vergrößernden Anmerkungen und Interjektionen, ſo gefällig ertheilt hatten. „Man wundert ſich in B * *, ſagt' er einmal zu mir, daß Sie hier bey mir ſind, und philanthropiſiren, aber laß die Narren ſich wundern, ich brauche von ihnen keine Geſetze anzunehmen; Sie müſſen doch ſo viel Feinde haben, als Haare auf Ihrem Kopfe.„ Einſt war Wolke bey ihm, der nunmehrige Direktor des Philantropins. Dieſer erzählte ihm vermuthlich wieder ein Anekdötchen mein Individuum betreffend; ich kam dazu: Baſedow ſchob ſich die Nachtmütze in die Höhe, und ſagte: Mag's doch ſeyn, daß unſer Herr Paſtor dies und jenes, was man ihm nachſagt, gethan, und hauptſächlich dadurch, daß er nicht den äuſſerlichen Schein mied, geſündigt hat, ſoll denn der Mann deswegen verbannt, und lebenslang unglücklich ſeyn? In dem, was er mir aus ſeiner Lebensgeſchichte erzählt hat, iſt viel unverſchuldetes Leiden, darauf ſollte man doch auch Rückſicht nehmen. —

Indeſſen dauerten die Neckereyen und Aufwiegelungen von Seiten der philanthropiſchen Lehrer beſtändig fort. Aeuſſerlich bezeugte man mir die gehörige Achtung, und hinter meinem Rücken verläumdete man mich. An einem Morgen ſchickten die Herren vom Inſtitut eine Geſandſchaft und eine ſchriftliche Beſchwerde wider mich an den Profeſſor Baſedow, welche durch die Klatſcherey eines niederträchtig geſinnten Bedienten veranlaßt worden war. Ich ſahe bald, worauf es ankam: ich muſte entweder die Sache zu einer öffentlichen, gerichtlichen Unterſuchung gelangen laſſen, um meine und des Profeſſors Ehre zu retten, oder mich von der Verbindung mit ihm augenblicklich losmachen. Weil Baſedow ohnehin ſein Kuratoramt vor kurzem niedergelegt hatte, und ich ihm nicht zumuthen konnte, daß er mich nach ſeinem Abgange vom Philanthropin dieſem Inſtitute aufdringen ſollte, ſo wählte ich das letztere, und überlegte mit ihm, was nun für mich in dieſer neuen Verlegenheit zu thun ſey. Er rieth mir, nach Leipzig zu gehen, und dort zu überſetzen, bis ſich ein beſſerer Weg zu meinem Fortkommen zeigte. Noch vor meiner Abreiſe erzählte er mir, daß ich an einem der dortigen Profeſſoren einen unverſöhnlichen Feind gehabt, daß er, Baſedow, ihn einſt gefragt hätte,

te, warum er denn so sehr wider mich aufgebracht wäre? Da habe er geantwortet: ich kann ihn nicht leiden. Das ist vermuthlich, sagt' ich, der liebe Herr Professor T** der ist ein Narr und ein Erzwindbeutel; das mein' ich auch, erwiederte Basedow. Wir schieden in Frieden von einander. Ich gab meinen Koffer auf die Post, und spatzierte zu Fuße über Roßwig nach Wittenberg, wo ich mich einige Tage aufhielt, um den Herrn Probst Tittmann, einen würdigen Schüler des großen Ernesti, lesen und predigen zu hören.

Als ich in Roßwig war, kam statt meines erwarteten Koffers ein großer viereckigter hölzerner Kasten an, der an mich addreßirt war. Der Bediente des Professors Basedow meldete mir, daß der Perruquenmacher R. wegen einer Kleinigkeit, die ich ihm schuldig geblieben, und die ich zu berichtigen vergessen hatte, meinen Koffer in Beschlag genommen hätte. Er habe sich also genöthiget gesehen, diesen Kasten zum Transport meiner zurückgelassenen Sachen zu kaufen. Dieser Kasten setzte mich in einige Verlegenheit, weil ich meine Reise zu Fuße anzustellen gedachte. Ich beschloß, weil es eben um die sauere Gurken Zeit (im Augustmonath) war, auf einige Zeit nach B** zurückzugehen, um meine Anverwandten zu besuchen.

chen. Ich ſetzte mich Sonntags Nachmittag mit meinem Kaſten auf die Poſt, um nach Belzig zu fahren, und von da weiter mit Gelegenheit nach B * *. Eine Stunde von Belzig überfiel uns bey dem Dorfe Raben ein entſetzlicher Platzregen; ich hatte keinen Roquelaure; der Poſtillon kehrte in der Schenke ein, und ich grüſte das Handwerk. Hier fand ich an dem Herrn Paſtor Pf * *, der jetzt Superintendent in Herzberg iſt, einen ſo gefälligen, liebreichen, und geſchickten Mann, daß ich mich nicht von ihm losmachen konnte. Als mich der Poſtillon abrufen ließ, hieß ich ihn meinen Kaſten abſetzen, und ich blieb in der geiſtlichen Herberge bis um drey Uhr des folgenden Tages. Nun war in Ermangelung der Gelegenheit kein anderer Rath, als von einem Herrn Konfrater zum andern zu wandern. Aber der verwünſchte Kaſten machte mir Sorge, denn in die Taſche konnt' ich ihn nicht ſtecken, und wie die Handwerksburſche ihn mir umzuſchnüren, das ging auch nicht. Es wurde alſo in Raben eine Frau gedungen, welche ihn bis zum nächſten Prediger, wo ich dieſe Nacht zu bleiben gedachte, mit Vermeldung unſers beyderſeitigen Kompliments, und mit der Anzeige, daß der Eigenthumsherr bald nachkommen würde, tranſportiren muſte.

Der

Der Prediger dieſes Orts (ſein Name iſt mir entfallen) lachte herzlich, und verwunderte ſich nicht wenig, als ihm auf eine ſo ſonderbare Art ein Kaſten, der einem Geiſtlichen zugehören ſollte, ins Haus gebracht wurde. Es wird doch kein Kind darinn ſeyn, ſagte er zu ſeiner Frau, und beſah ihn von unten bis oben. Als ich mit dem Paſtor Pf * * bey ihm ankam, ſcherzte er ſehr über dieſen Gegenſtand, er verglich dieſen Kaſten, der ſich bey ihm niedergelaſſen hatte, mit der Arche Noah, und ſein Pfarrhaus mit dem Gebirge Ararat. Nun wär guter Rath theuer, wie der Kaſten weiter kommen ſollte, denn ihn von Dorf zu Dorf durch dazu angenommene Leute bringen zu laſſen, das würde mich ſehr viel gekoſtet haben. Der Prediger ſagte: es käme zum öftern einer von den ſächſiſchen Fuhrleuten, die nach Berlin fahren, durch dies Dorf, der würde ihn gegen eine billige Erkenntlichkeit gern mitnehmen. Ich ließ alſo meinen Kaſten nebſt einem Douceur für den Fuhrmann in der treuen Verwahrung meines geiſtlichen Bruders zurück, und ſetzte meinen Stab weiter fort. In Brück, einem kleinen, unanſehnlichen Städchen, welches aus einer einzigen Straſſe beſteht, blieb ich zwey Tage bey dem dortigen Diakonus; Freytags kam ich nach Prieſ-

nitz,

nitz, einem Dorfe, welches zwey Meilen von Potsdamm liegt. Der Prediger, den ich beſuchte, war unpäßlich, und bat mich, ihm an dem bevorſtehenden Sonntage eine Predigt abzunehmen. Ich that es, und blieb bey ihm bis den Montag, wo ich mit dem früheſten aufbrach, und gegen Mittag bey dem Herrn Prediger K * * in Werder eintraf. Hier ließ ich's mir bis gegen Abend gefallen, ſchwamm alsdenn auf einem Kahn nach Eicho, und ging am folgenden Morgen mit dem Prediger des Orts nach Potsdamm, wo ich meinen Kaſten erwartete, und ihn am zweyten Tage meines dortigen Aufenthalts antraf. Nun muſte ich wieder dafür ſorgen, daß er mit Gelegenheit nach B * * kam. Ich beſahe Novaweſt, ein neuangelegtes Koloniſtendorf bey Potsdamm, beſuchte den Herrn Prediger M * *, und kam endlich wohlbehalten in B * * an, bereichert mit guten und widrigen Erfahrungen, und mit neuen Bekanntſchaften, die, wenn ſie mir gleich im Grunde nichts helfen konnten, mir doch manche angenehme Unterhaltung und manche vergnügte Stunde verſchaft hatten, ein wichtiges, zeitverkürzendes, Sorgenzerſtreuendes Bedürniß für Pilger und Pilgerfreunde!

Vierter Abschnitt.

Bey meinem neuen Aufenthalt, in B** begegneten mir verschiedene alte Bekannten, die sich wunderten, daß ich schon wieder hier wäre. Der eine sagte: „Ich denke: Sie sitzen in Pommern, und bilden junge edelmännische Seelen; der andere: „ich denke: Sie sind in Meklenburg, und harren des Herrn; der dritte: „ich denke, Sie sind in Dessau bey dem Philanthropin. Ich antwortete: Sie sehen, daß ich hier bin, und wenn Sie den Zusammenhang meiner Geschichte, und die Ursachen, warum ich nicht mehr in Pommern, nicht mehr in Meklenburg, nicht mehr in Dessau, sondern in B** bin, bald aber nicht mehr hier seyn, und in einen andern Winkel der Menschen ernährenden Erde mich hinbegeben werde, wenn Sie das alles umständlich wissen wollen, so verweis ich Sie auf meine künftig herauszugebende Reisebeschreibung; die kaufen Sie sich hübsch, und machen Sie, wenn Sie wollen und können, Randglossen dazu, die vielleicht der Nachkommenschaft als Kommentar dienen werden.

Was doch die Menſchenkinder neugierig ſind, und wozu hilft nun das fürwitzige Fragen? Ich denke! ich denke! Meinet ihr, daß ich das für etwas anders, als für eine Spötterey oder für eine Zurechtweiſung wegen meines Herumirrens in der Welt annehmen kann? Wohl euch, daß ihr feſt ſitzt! ich wollt', ich hätt's auch gethan, da ich's noch konnte, da es noch von mir abhing, mit einigen Beſchwerden, die ſich vielleicht hätten aus dem Wege räumen laſſen, zu ſitzen, als mit größeren Beſchwerden zu wandern. Es iſt daher ein ſchönes Sprüchlein, welches ich künftig, wenn ich noch in dieſer Welt eine bleibende Stätte finde, mit goldenen Buchſtaben an meine Stubenthür ſchreiben will.

Si qua ſede ſedes, & eſt tibi commoda ſedes,
Eo ſede ſede, nec ab illa ſede recede.

Das heißt: „Haſt du erſt einen gewiſſen und einen bequemen Sitz, ſo ſitze hübſch darauf feſt, „und laß dich's nicht gelüſten, von dieſem Sitz „aufzuſtehen,„ oder, wie man im Sprüchworte ſagt: wer wohl ſitzt, der laſſe ſein Rücken. Dies bedeutet mit andern Worten: wir ſollen uns den jedesmaligen Zuſtand, das Amt, die Verbindung, worinn uns die Vorſehung geſetzt hat, ſo lange gefallen laſſen, bis ſie uns ſelbſt

ein beſſeres Loos zuwirft. Ueber dieſe Materie hab ich einmal von dem Herrn Oberkonſiſtorialrath Teller in Berlin eine herrliche Predigt gehört, die ſich ſo ganz auf meine Umſtände paßte. Er hatte den Text: „Hier iſt gut ſeyn, laß uns drey Hütten bauen, dir eine, Moſe eine, und Eliae eine. Er ſagte unter andern: „es „gäbe Leute, denen es nirgend weniger gefiele, als „da, wo ſie ſeyn ſollten, und wo ſie zu Hauſe „wären, die ſich immer einbildeten, daß es anderswo beſſer wäre, daß ein anderes Land, „ein anderes Amt, eine andere Stelle ſie glücklicher machen würde, und die es daher ſich ſelbſt „zuzuſchreiben hätten, wenn ſie wider den Willen „der Vorſehung den ihnen angewieſenen Poſten „verlieſſen, daß ſie in einer veränderten Lage das „Glück und die Zufriedenheit nicht fänden, wornach ſie ſtrebten.„ Ich dachte während dieſer Predigt bey mir ſelbſt: wäreſt du doch auch hübſch ſitzen geblieben im einſamen C**, und wäreſt nicht ſo ein Kribbelkopf geweſen; das ſoll dir eine Warnung ſeyn. —

Sechs Wochen dauerte diesmal mein Aufenthalt in B**. Während dieſer Zeit fiel nichts merkwürdiges vor, als daß ich meinen rothen

Ueber-

Ueberrock, den ich aus Pommern mitgebracht hatte, verkaufte, weil er einigen guten Freunden, die dergleichen Tracht an mir nicht gewohnt waren, und insonderheit meinem Vetter, den Kaufmann P. zum großen Anstoß gereichte. Das dafür gelöfete Geld schlug ich mit zu meinem Reisegelde, und wanderte mit einer kleinen Summe von drey Thalern in der Mitte des Septembers zum viertenmal aus, um in Leipzig Nahrung und eine bleibende Stätte zu suchen.

Die Reise ging glücklich von statten, ich war wegen des öftern Einkehrens und Verweilens bey meinen gastfreyen Brüdern vierzehn Tage unterweges, und kam gegen den Anfang der Michaelismesse in Leipzig an. Weil in der Messe die Wohnungen in Leipzig sehr theuer sind, so quartierte ich mich vors erste in dem nahe gelegenen Dorfe Konnewitz ein, wo ich einen ganzen Monath zubrachte, und ab und zuging. Ich that während der Messe eine kleine Reise nach Halle, besuchte meinen alten Universitätsfreund Eisfeld, der Diakonus bey der dortigen Marktkirche ist, wurde von demselben sehr freundschaftlich empfangen, und predigte an seiner Statt am 15ten Sonntag nach Trinitatis

Nachmittags über das gewöhnliche Evangelium, weil Vormittags das Michaelisevangelium erklärt wurde, von der Beruhigung des Christenthums bey den Sorgen und Bekümmernissen dieses Lebens. Mir war's rührend, als ich wieder die Kanzel bestieg, die ich in meinen Studentenjahren so oft betreten hatte. Es sey mir erlaubt, einen Theil dieser Predigt, welcher die Anwendung oder den Beschluß enthält, herzusetzen.

„Damit wir dieser so schätzbaren Beruhi„gung, welche das Gegengift gegen zeitliche Sor„gen und Bekümmernisse ist, auch an unserm „Theil fähig und würdig werden mögen, meine „andächtigen Zuhörer! so gebühret es uns zuvör„derst, daß wir unsere vornehmste Sorge darauf „gerichtet seyn lassen, die bessernde und heiligen„de Kraft des Christenthums an unserm Her„zen zu erfahren, und das in der That zu seyn, „was wir mit dem Munde bekennen, Jünger und „Nachfolger des gekreuzigten und durch Leiden „in seine Herrlichkeit eingegangenen Jesus. Jeder „Schritt, den wir auf dem Wege der Frömmig„keit und Besserung thun, vermehrt zugleich un„sre Freudigkeit in Gott, und unsre Beruhigung

„im

„im Unglück, dahingegen der muthwillige Liebhaber
„der Sünde nie wahren Troſt und Ruhe für ſeine
„Seele finden kann. Wenn das Reich Gottes
„und ſeine Gerechtigkeit, die rechte Erkenntniß
„und Verehrung Gottes, das vornehmſte Ziel
„eures Nachforſchens und eurer Bemühungen iſt,
„wenn ihr es nur mit Gott und mit eurem Ge-
„wiſſen redlich meinet, o dann werdet ihr auch
„eure zeitlichen Sorgen und Beſchwerden getroſt
„in den Schooß deſſen niederlegen, ohne deſſen
„Willen auch nicht ein Haar von unſerm Haupte
„te fallen kann, und von dem uns ſein Wort ver-
„ſichert, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge
„zum Beſten dienen müſſen.

„Um dieſen Zweck der chriſtlichen Bemühi-
„gung bey den Sorgen und Bekümmerniſſen die-
„ſes Lebens zu erreichen, und ihrer als einer
„göttlichen Wohlthat würdig zu werden, ge-
„bühret uns ferner, daß wir alles übermäßige
„Sorgen, welches ſo leicht in Schwermuth,
„und endlich wohl gar in Verzweiflung und
„Selbſtmord ausartet, auf das ſorgfältigſte ver-
„meiden, nie an Gottes Hülfe und Barmherzig-
„keit verzagen, denn er machet todt, und machet
„wieder lebendig, er ſtößet in die Hölle, und führet

„wieder heraus, und daß wir mit getroſtem,
„geſetztem Muth, mit Aufſehn auf Jeſum, den
„Anfänger und Vollender unſers Glaubens einer
„glückſeligen Ewigkeit entgegenwandeln, wo ſich
„alle unſere beunruhigenden Zweifel in heiliges
„Erſtaunen, und unſre ängſtlichen Sorgen in
„das frohlockende Geſtändniß auflöſen werden:
„Er hat alles wohl gemacht!

„Nur noch wenige Jahre, Freunde! was ſage
„ich: Jahre? vielleicht noch wenige Stunden,
„wenige Minuten, ſo haben wir dieſe Entwicke-
„lungszeit erlebt; ſo ſteht er da, enthüllt vor
„unſern Augen, der ganze Plan, den Gott mit
„uns von der Wiege bis ins Grab gegangen
„iſt. O, wie wird ſich dann unſre Seele Gottes
„und ihres Heils freuen! Hinzugelaſſen und ein-
„geweihet in den Geheimmniſſen der Ewigkeit
„werden wir Gottes muendliche, unermüdete Für-
„ſorge für unſer Beſtes auch in Kleinigkeiten be-
„wundernd erkennen, und anbetend preiſen.
„Wir werden mit Scham und Unwillen auf jede
„irrdiſche Sorge, die etwas anders, als die Ge-
„fahr und die Errettung der Seele zum Zweck
„hatte, herabſehen. Wir werden von dem ho-
„hen Werth des Evangelii und des Beyſpiels
Jeſu,

„Jeſu, welches uns den geraden Weg zu Gott —
„zur Genügſamkeit — zur Seelenruhe — zur To-
„desverachtung, zum Himmel wieß, ganz durch-
„drungen werden. Wir werden — doch es iſt
„noch nicht erſchienen, was wir ſeyn werden.
„Amen.„

Von Halle aus machte ich noch eine kleine Excurſion in die benachbarte Gegend und beſuchte unter andern einen gewiſſen Prediger D** der vorher Küſter bey der Ulrichskirche zu H** geweſen, und durch mancherley Schleichwege zu dieſem Ehrenamte gelangt war. Ich hatte aber nicht das Vergnügen, ſein Angeſicht zu ſehen, weil er mit ſeiner lieben Hälfte nach Halle gereiſet war. Der Küſter war in Verlegenheit, weil er zu der Donnerſtagspredigt wiederzukommen verſprochen hatte, und da er um neun Uhr nicht da war, ſo bat er mich, dieſe Predigt zu übernehmen. Ich willigte darein, und wiederhohlte diejenige, die ich bereits in Halle gehalten hatte. Der Küſter bewirthete mich, ſo gut er konnte, und ich ging über Landsberg und Golmow nach Leipzig zurück.

Um Martini dieſes Jahres 1773 miethete ich mich bey dem Gaſtwirth H** im Gewandgäſſchen ein, und fing an, meine ſchriftſtelleriſchen Ge-

schäfte zu treiben. Mein Wirth war ein guter, gefälliger Mann, der mir so lange Kredit gab, bis ich etwas verdient hatte, und bezahlen konnte. Mein erste Arbeit in Leipzig war die Widerrufung meiner Schrift von Nonexistenz des Teufels; sie macht fünf Bogen aus, und führt den Titel: „Der Teufeleyen des achtzehnten Jahrhunderts letzter Akt, worinn des Emanuel Swedenborgs demüthiges Danksagungsschreiben kürzlich beantwortet, der ganze bisher geführte Streit kürzlich beygelegt, und in dem Büchlein über die Nonexistenz des Teufels manches zurückgenommen, ergänzt, und berichtigt wird. Der Buchhändler Schneider hat sie verlegt und sie kostet 2 Groschen.

Hierauf übersetzte ich aus dem Französischen: Merkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Weisen Solon und des berühmten Römers Valerius Publikola, nebst angestellter Vergleichung zwischen beyden. Diese Uebersetzung ist dem Prinzen H * * von P * * zugeeignet. Der Prinz nahm diese Zueignung sehr gnädig auf, und schickte mir bey dieser Gelegenheit folgendes Handschreiben in französischer Sprache.

„Ich

„Ich habe, mein Herr! Ihren Brief und die „Ueberſetzung von dem Leben des Solons und „des Publikola erhalten, wovon ich die Zueignung „mit Vergnügen annehme. Man kann nicht ge„nug die Werke dieſer groſſer Männer bekannt ma„chen, um ſie zu jedermanns Wiſſenſchaft zu brin„gen, und den Nutzen derſelben zu vermehren. „Wenn Sie mir dasjenige Amt anzeigen wollen, „welches Sie in B * * n ſuchen, ſo will ich mir „ein Vergnügen daraus machen, Ihnen nützlich „zu ſeyn, und ich bin, mein Herr! mit Achtung

Ihr

D * * den 23. Aprill,
1779.

ſehr affektionirter,
H * *.

Sodenn arbeitete ich an der Herausgabe meiner vermiſchten Gedichte, wovon ich zwar ſchon eine ziemliche Sammlung mit nach Leipzig brachte, die aber noch um die Hälfte vermehrt wurde. In der vergangenen Oſtermeſſe 1779 haben ſie im Dykiſchen Verlage die Preſſe verlaſſen, und ſind von der gelehrten Welt, ſo viel aus den bisher erſchienenen Recenſionen zu ſchlieſſen iſt, ganz gut aufgenommen worden. Die meiſten davon

mach-

machte ich des Morgens im Bette, wenn ich etwa nicht schlafen konnte, und gleichwohl, weil es noch sehr früh war, die Leute im Hause nicht beunruhigen wollte. Zwischen meinen schriftstellerischen Arbeiten, womit beynahe alle Stunden des Tages besetzt waren, hörte ich auch eine Vorlesung über das geistliche Recht bey dem Herrn Hofrath H**, der mich seiner Gewogenheit und seines Umgangs würdigte, und eben dieselbige Vorlesung bey dem Herrn Doktor Schott.

Auf meine Gedichte folgte die Schrift: Gedanken über das berlinische neue Gesangbuch und dessen vermeinten Vorzug vor dem Porstischen von einem lutherischen Geistlichen an seine rechtgläubigen Brüder, im Hilscherschen Verlage. Ich hatte diese Schrift bereits während meines Predigtamts zu C** verfertiget, sie wurde jetzt nur umgearbeitet und in etwas vermehrt. Sie ist dem Herrn Hauptpastor Goetze in Hamburg zugeeignet, welcher auch sogleich eine sehr vortheilhafte Anzeige derselben in dem Reichspostreuter veranstaltet hat *). Als diese Arbeit ge-

*) Es war leicht zu vermuthen, daß diese Schrift von Seiten der Herren Berliner nicht ohne Widerspruch bleiben

geendigt war, ging ich auf den Rath des würdigen Zollikofers, reformirten Predigers in Leipzig, an die Ueberſetzung der Geſpräche des ehemaligen Erzbiſchofs Fenelon über die Beredſamkeit überhaupt und über die Kanzelberedſamkeit insbeſondere, welche künftige Oſtermeſſe herauskommen werden. Hierauf fing ich eine neue Ueberſetzung eines größeren franzöſiſchen Werks

würde. Wehe dem, der es wagt, gegen die Anſtalten ſo erleuchteter Reformatoren ſich aufzulehnen! Im März dieſes Jahres kam einer meiner Freunde in Leipzig zu mir, und fragte mich: ob ich wohl eine für mich ſehr nachtheilig ausgefallene Recenſion einer meiner neueſten Schriften mit kaltem Blute leſen könnte? Ich bejahte es, und las in der berliniſchen geſchrten Zeitung, welche ſeit dem Anfange des Jahres 1779 bey Pauli heraus kommt, eine Recenſion, die nicht hämiſcher, nicht muthwilliger ſeyn konnte. Was werden Sie nun thun? ſagte mein Freund: werden Sie dazu ſchweigen? Das ſollen Sie bald erfahren, erwiederte ich, und gleich ſetzte ich mich hin, eine kleine Schrift zu entwerfen, welche den Titel führt: „Abgenöthigte Antwort eines katholiſchen Geiſtlichen zu P. auf „eine im dreyzehnten Stück der berliniſchen gelehrten Zeitung enthaltene hämiſche und ungeziemende Beurtheilung „ſeiner Schrift: Gedanken über das berliniſche „neue Geſangbuch und deſſen vermeinten „Vorzug vor dem Portiſchen betitelt.„ Dieſe kleine Schrift, worinn die Ungereimtheiten der berliniſchen Recenſion ſtückweiſe auseinander geſetzt ſind, iſt, indem ich dieſes ſchreibe, unter der Preſſe, und wird vermuthlich bald nach der Michaelismeſſe fertig werden.

Werks an, womit ich gegenwärtig noch beschäftiget bin. Es führt den Titel: Gemählde der neueren Geschichte durch den Ritter Mehegan, in drey Oktavbänden. Nebenher schrieb ich einen Roman, wobey eine wahre Geschichte zum Grunde liegt: Leben und Abentheuer des Küsters zu Kummersdorf, Wilibald Schluterius, ein Pendant zu dem Leben und den Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, welcher in der Michaelismesse 1779 im Hendelschen Verlage in Halle ans Licht trat, und wovon bald nach der Michaelismesse d. J. eine neue verbesserte Auflage veranstaltet werden soll.

Unter diesen Beschäftigungen war der rauhe Winter vergangen, und der holde, alles belebende, alles befruchtende Lenz angebrochen. Meine letzte Arbeit in Leipzig war: Die allerneueste Orthographie des achtzehnten Jahrhunderts, erfunden von Klopstock, nachgeahmt von dem dessauischen Erziehungsinstitute, ausgezischt von der gelehrten Welt, und übergegangen in die Vergessenheit, im Hilscherschen Verlage *). Hierauf

*) Ein elender Schächer von Rezenenten hat diese Schrift, die alle andere Journalisten in den berlinischen, leipziger, und übrigen gelehrten Zeitungen mit ihrem Beyfall

auf folgt eine abgenöthigte Antwort auf eine gewiſſe hämiſche Recenſion einer meiner vorhergehenden Schriften, die auswärtig gedruckt wird.

Meine

fall beehrt haben, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, in des 39ſten Bandes 1ten Stück äußerſt gemißhandelt, weil er ſich vermuthlich in der Perſon des Verfaſſers geirrt, und einen gewiſſen Herrn W** zu Hamburg, der, und zwar nicht ohne Grund, ein erklärter Antinifolait iſt, für den Urheber dieſer Schrift gehalten hat. Es verlohnt ſich wahrlich nicht der Mühe, ein ſo auffallend ungereimtes und partheyiſches Urtheil, dem man das Diktatoriſche und Sarkaſtiſche bey jeder Zeile anſieht, zu widerlegen. Dieſer Recenſent iſt in der That nicht der Mann, der einem Schriftſteller Stillſchweigen auflegen darf, und es iſt die beſchaffenſte Lüge, wenn er in ſeiner Anzeige behauptet, daß der Verfaſſer ſeinen in Briefen eingekleideten Vortrag wider Klopſtocks neue Orthographie nicht durch Gründe unterſtützt habe, worin ſich ein jeder unbefangene und aufmerkſame Leſer, der ſich durch die Orakelſprüche der berliniſchen Bibliothekare und Innungsverwandten nicht einnehmen oder abſchrecken läßt, ohne Mühe überzeugen kann. Die Partheylichkeit und der grobe Unverſtand dieſes Kritikaſters erhellet unter andern daraus, daß er einen Druckfehler, z. B. woher dir der Raptes (Raptus) gekommen ſey, auf die Rechnung des Verfaſſers ſchreibt. Allein dergleichen Ungerechtigkeiten und Uebereilungen iſt man ſchon an dieſen Herren gewohnt. Vor nicht gar langer Zeit haben ſie es mit dem Herrn Profeſſor Baldinger bey der Beurtheilung ſeines Magazins für Aerzte eben ſo gemacht.

Meine Absicht, als ich nach Leipzig kam, ging nicht blos dahin, mich als Schriftsteller zu nähren, sondern ich war willens, mich nach der Ostermesse zu habilitiren, und Vorlesungen zu halten, um auf diesem Wege mein Glück zu versuchen, welches freylich in Leipzig wegen der allzugroßen Menge der Docenten, und derer, die um akademische Lehrämter sich bewerben, große Schwierigkeiten hat. Zu dem Ende und in dieser Hinsicht nahm ich im Aprill dieses Jahres 1779 die Würde eines Doktors der Weltweisheit und der freyen Künste Magisters von der philosophischen Fakultät in Wittenberg an, nachdem ich vorher auf das Verlangen der Fakultät eine meiner neuesten Schriften und meinen lateinischen Lebenslauf eingesandt hatte. Der Herr Professor Ebert, ein geborner Schlesier, schrieb, als damaliger Dekan, zu dieser Promotion ein lateinisches Programm: de magisterii philosophici dignitate, worinn er diese alte, akademische Würde, ausser welcher Melanchthon keine andere annehmen wollte, wider diejenigen sehr gründlich vertheidigt, welche daraus, daß sie oft ungeschickten und unwürdigen Leuten ertheilt wird, einen unbilligen Anlaß nehmen, sie zu verachten und gering zu schätzen. Ich fand insonderheit an dem Herrn

Doktor

Doktor Burſcher, zweyten Profeſſor der Theologie bey der Univerſität zu Leipzig, einen Gönner, der mich gewiß, wenn ich dort geblieben wäre, in meinem Vorhaben würde unterſtützt, und die rauhe Bahn, die ich betreten wollte, erleichtert haben. Ich erhielt aber, als ich mit dieſen Gedanken ſchwänger ging, einen Brief aus B * *, welcher der Sache auf einmal eine andere Geſtalt gab.

Der nun verſtorbene Feldprobſt B * * hatte mir gleich beym Anfange des letzten Feldzuges verſprochen, daß er mich als Bataillonsprediger oder als Lazarethprediger anſtellen wollte. Es würde auch gleich Anfangs geſchehen ſeyn, wenn er meinen damaligen Aufenthalt (ich war um dieſe Zeit in Deſſau) gewuſt hätte, er hatte ſich in B * * nach mir erkundigt, aber nicht erfahren können, wo ich wäre, vielleicht haben einige, die es wiſſen konnten, es nicht wiſſen wollen. Im Anfange des Jänners dieſes Jahres ſchrieb er an mich: „Es könnte ſich vielleicht bald, wenn der „Feldzug fortdauerte, eine Gelegenheit zu meiner „Beförderung ereignen; weil aber die Stelle, die „er mir geben könnte, keine Verſorgung auf Le„benszeit wäre, ſo möchte ich bey dem Oberkon„ſiſtorium in B * * anfragen, ob man mich auch

nach geendigtem Feldzuge gleich den übrigen Feldpredigern wieder versorgen würde. Dies that ich, bekam aber lange keine Antwort; endlich erhielt ich nach geschehener Erinnerung durch den Herrn Probst T * * ein lateinisches Sendschreiben des Innhalts: „Ich sollte nach B * * zurückkommen, und durch ein öffentliches, untadelhaftes Leben Beweise meiner ferneren Brauchbarkeit geben, so könne er mir unter diesen Bedingungen die Wiedererlangung der Gewogenheit des geistlichen Senats und meine davon abhängende Versorgung versprechen. Auf keine andere Weise aber könnte ich Hoffnung haben, in meinem Vaterlande wieder angestellt zu werden, als wenn ich seinem Rath folgte, und mich in meine Vaterstadt zurückbegäbe.„ Ich will für meine gelehrten Leser, um die Wahrheit meiner Erzählung, so viel möglich, zu dokumentiren, und gewissen Leuten, welche nachher vorgaben, ich hätte diese an mich ergangene Einladung zur Wiederkehr ins Vaterland nur erdichtet, das Original hersetzen, so weit ich mich dessen erinnern kann, denn der Brief selbst ist bey dem Feldprobst B * * geblieben.

„Etsi, mi H * * eo animo, quemadmodum nosti, sum, vt libenter alios opere atque

„con-

„consilio adiutem; Tu tamen non is es, cui vel „paratissimus animus adiumento esse possit. Noli „tam libere Tecum agenti succensere. Sed si mihi „credes, & *admonenti, vt hinc redeas*, & publice „agendo viuendoque documenta haut fallacia Tuae „μετανοίας exhibeas, aurem praebeas, pristinum „quoque fauorem Tuorum & Senatus ecclesiastici „Tibi promitto.„

Sequere consilium tamquam ab eo profectum, cui non desit animus, de Te bene merendi, simulac per Te ipsum fieri possit.

T * *.

Dieser Brief verursachte mir viel Unruhe, weil er mir zwar Aussichten, aber sehr ungewisse Aussichten eröffnete; ich muste lange mit mir selbst kämpfen, ehe ich mich entschliessen konnte, diesen freylich gutgemeinten, und von einem Manne, den ich sehr hochschätzte, herrührenden Rath zu befolgen. Endlich dacht' ich: es kömmt noch auf einen Versuch an, und schrieb, daß ich nach der Messe kommen würde. Ich hatte in Leipzig Gönner und Freunde, ich hatte hier mein Auskommen gefunden, und es ging mir nahe, daß ich diese gute Stadt verlassen sollte. Für diejenigen, welche vielleicht die Sammlung meiner Gedichte nicht besitzen, will ich dasjenige Lied abschreiben, welches

ich bey dieſer Gelegenheit auf einem Spaziergange um die Stadt herum verfertigte.

Vorläufiger Abſchied von Leipzig.

Verlaß ich Dich, Du gutes Leipzig, einſt,
So ſegn' ich ewig Dein Gefilde,
Und wenn Du mir noch oft im Traum erſcheinſt,
So ſegn' ich Dich in Deinem Bilde,
Und freu' mich der vergang'nen Zeit,
Da mir in Dir die Tage ſchwanden,
Und da ich Dich bey ſüßen Freundſchaftsbanden,
Zu meinem Helikon geweiht.

Oft trübte ſich mein ernſtgewohnter Blick,
Sah oft der Torheit Pfeile fliegen,
Doch trotzt' ich ſtets dem widrigen Geſchick,
Nie wollt' ich kriechend unterliegen,
Ging dann hinaus aufs freye Feld,
Sah Gottes wunderſchöne Erde,
Und fühlte dann ſchon minder die Beſchwerde,
Und lobte mir die beſte Welt.

Schon glaubt' ich hier der Ruh im Schoß zu ſeyn,
Und heiter, wie ein Gott, zu leben,
Bald ſoll ich mich der Muttererde freun,
Mich ganz dem, der mich rief, ergeben,
Schon hat er mir mein Loos beſtimmt,
Und abgewendet die Gefahren,
Die Urſach' mir zur bangen Ahndung waren,
Bis alles Leid ein Ende nimmt.

Nimm meinen Dank für Deine Pflege hin,
Und meine wehmuthsvolle Zähre,
Stadt! der ich hold vor vielen Städten bin,
Als wenns, die mich geboren, wäre:
Oft rühm' ich vor der Braunen Ohr
Dein paradiesisches Gefilde,
Dein Musenvolk und Deiner Bürger Milde,
Und Deiner schönen Gärten Flor.

Wem Du gefällst, wer Deine Fluren liebt,
Der müsse so, wie Du, gedeihen.
Wer Künste hier und Wissenschaften übt,
Sich Deines reichen Segens freuen,
Erwünscht sey Dir der frohe Klang
Des Friedens in Europens Staaten,
Erwünscht der Ruf von Friedrichs großen Thaten,
Und Gellert sey Dein Lobgesang!

Einige Bürger Leipzigs haben dieses Gedicht und insonderheit die vierte Strophe desselben für Satyre gehalten, und dadurch bin ich veranlaßt worden, in meinen kurz vor meiner Abreise aus Leipzig gedruckten Stanzen auf die Wiederherstellung des Friedens in einer besondern Nachricht an das dortige Publikum zu erklären: „Daß dem nicht so sey, sondern daß ichs wirklich „so meinte, und daß ich bey meinem Weggange „Freunden und Feinden in der dortigen Gegend alles „ihnen benöthigte Gute wünschte.„ Es hat mir indessen auch in Leipzig nicht an Verdruß und

Widersachern gefehlt. Ich hatte einige Mal in Schladebach, einem Dorfe ohnweit Merseburg, gepredigt, und wollte eine daselbst gehaltene Predigt, die vom Tode und dem Zustand, wohin er führet *), handelte, in Leipzig bey Salbach drucken lassen. Das Oberhaupt der dortigen Geistlichkeit, ein Mann, dem ich die Gelehrsamkeit eines Deylings, verbunden mit der Bescheidenheit eines Stemlers wünschte, und der damals Dekan der theologischen Fakultät war, wollte, als ihm diese Predigt zur Censur gebracht wurde, nicht zugeben, daß sie gedruckt würde, in der irrigen Voraussetzung, und unter dem eitelen Vorwande, daß ich sie ohne seine Erlaubniß in seiner Dioeces gehalten hätte. Ich benahm ihm zwar diesen Wahn, aber er beharrte auf seinem Eigensinn, und ließ so gar (dies erfuhr ich erst einige Tage vor meiner Abreise) an die Priester seiner Dioeces ein Cirkulare oder einen sogenannten Hirtenbrief ergehen, worinn er sie vor mir warnte, und sie ermahnete, mich als einen verdammungswürdigen Irrlehrer, der in B — n den Teufel verbannt, und Amt und Würde

*) Diese Predigt ist in D. Johann Friedrich Teilers Anekdoten für Prediger und Priester im vierten Theil rezensirt, und bis auf einige Exemplare vergriffen.

Würde drüber verloren hätte, ja nicht predigen zu laſſen. Einer ſeiner Kollegen, dem ich meine Predigt zugeeignet hatte, war über das beleidigende Betragen des Hoheprieſters entrüſtet, und gab mir den Rath, ihn bey dem geheimen Konciliun zu Dreſden zu verklagen, und meine Predigt einzuſchicken. Ich dachte aber bey mir ſelbſt: was bedarfs dieſer Weitläuftigkeiten? Ich ließ die Predigt in Halle auf meine Koſten drucken, und nachher, dem Hoheprieſter zum Trotz, in Leipzig öffentlich verkaufen, welches er um ſo viel weniger hindern konnte, da ſie ganz orthodox, und den ſymboliſchen Büchern der lutheriſchen Kirche gemäß war. Ich habe aus Erkenntlichkeit für dieſen mir geleiſteten Dienſt einem ſeiner Schüler bey der Recenſion ſeiner in Leipzig gehaltenen Abſchiedspredigt im fünften Stücke meiner zu B** herausgekommenen Wochenſchrift das verdiente Löb gegeben; manus manum lavat, eine Hand wäſcht die andere.

Ich beſuchte während meines Aufenthalts in Leipzig gemeiniglich den reformirten Gottesdienſt, und die Predigten des wegen ſeiner Predigertalente, und wegen ſeines vortreflichen Charakters verehrungswürdigen Zollikofers, und das

that ich theils darum, um von diesem Manne zu lernen, theils deswegen, weil es unter den lutherischen Geistlichen dieser Stadt, deren keine geringe Anzahl ist, wenig Prediger giebt, die nach meinem Geschmacke waren. Der erbaulichste und gründlichste Prediger in Leipzig unter denen, die bey Kirchen angestellt sind, ist ohnstreitig der Magister J * * bey der Peterskirche, und der Magister W * * bey der Thomaskirche. Anstalten sind genug da, wodurch angehende Prediger geübt und gebildet werden sollen, und bey dem allen bekommt man wenig gescheites zu hören. Es ist in Leipzig alle Tage Gottesdienst, und des Predigens so viel, daß man glauben möchte, die Geistlichen wollten die dortigen Einwohner mit Gewalt in den Himmel haben. Ich hab' aber dem ohngeachtet nicht gefunden, daß in dieser volkreichen Stadt mehr Frömmigkeit, thätige Menschenliebe, und Reinigkeit der Sitten herrscht, als in andern Städten, wo weniger gepredigt, und zur Kirche geläutet wird.

Man beschuldigt die Sachsen insgemein, daß sie falsch wären, ich begehre auch nicht zu läugnen, daß dies bey manchen von ihnen der Fall ist, und daß sich oft hinter ihren glatten Worten,

und hinter ihrer einnehmenden Höflichkeit der Schalk im Herzen verbirgt; ich hab' aber doch während meines gelehrten Exiliums in Sachsen zu wenig Erfahrungen von dieser verkehrten Gattung menschlicher Sinnesart gemacht, als daß ich Falschheit und hinterlistiges Wesen, wenn ich als Moralist und Menschenforscher drüber urtheilen soll, zu einem allgemeinen Charakter der sächsischen Nation machen könnte. Ich hab' im Gegentheil viel würdige, unverstellt gutdenkende, und dienstfertige Menschen unter ihnen kennen gelernt, und um ihretwillen die ganze Nation sehr lieb gewonnen, daher ich auch in dem Beschluß meines nach Wittenberg eingesandten lateinischen Lebenslaufs folgendes setzte: „Ego quidem jam reditum in ter„ras Borussicas paro, Saxonum semper paratissi„mus amicus, atque cultor obseruantissimus futu„rus.„ Das ist: „Ich mache mich jetzt fertig zur „Rückkehr in die preußischen Staaten, und werde „beständig der guten Sachsen bereitwilligster „Freund und ergebenster Verehrer bleiben.„

Leipzig ist übrigens ein Ort, wo man gut leben und allerley Arten des Vergnügens sich verschaffen kann, wenn man Geld hat. Die vielen Abgaben, welche die dortigen Einwohner

an ihre Obrigkeit entrichten müssen, und die zum Theil noch Folgen des siebenjährigen Krieges und der Brühlischen Staatsverwaltung sind, machen es theuer. Denn obgleich die unentbehrlichsten Lebensmittel, Brodt, Fleisch, Früchte, ꝛc. wohlfeil sind, so stehen dafür andere Dinge, die theils zur Nothwendigkeit, theils zum Vergnügen gehören, als Wohnung, Wein, Bier ꝛc. in desto größeren Preise, und ich glaube nach angestellter Vergleichung, daß derjenige, der sich einzurichten weiß, in Berlin mit weniger Kosten leben, und sich vergnügen kann, als in Leipzig. Eine Unbequemlichkeit ist es, daß die Häuser sehr hoch sind, und man viele Treppen steigen muß, wenn man jemand besuchen will. Auch die ansehnlichsten Leute wohnen drey, bis vier Treppen hoch. Ich hatte ebenfalls das Vergnügen oder vielmehr die Beschwerde, in dem höchsten Stockwerk des Hauses, in dem sogenannten Erkner zu wohnen, aus welchem ich alle Morgen in die Tiefe hinabstieg, um meinen Kaffee einzunehmen, und bis neun Uhr in der Gaststube zu arbeiten. Dies geschahe zur Ersparung des Holzes, welches in Leipzig sehr kostbar ist, daher man auch dort sehr sparsam damit umzugehen weiß.

Was die Leipziger Frauenzimmer, von denen auswärts so viel Rühmens gemacht wird, anbetrift, so glaub ich bemerkt zu haben, daß die meisten unter ihnen, sonderlich die vornehmen, eine blasse und siechе Farbe haben, welches nach einiger Meinung von dem dortigen Wasser herrühren soll. Ihr Putz hat mir weniger gefallen, als der Anzug des Frauenzimmers in Dresden, wo es sicher mehr blühende Schönheiten giebt, denen die Natur keinen Reiz und keine Geschicklichkeit zur Erhöhung dieser natürlichen Reize versagte.

Als meine Uebersetzung der Merkwürdigkeiten aus dem Leben Solons und Publikolas gedruckt war, so beschloß ich, sie dem Prinzen H * * v. P. dem ich sie zugeeignet hatte, mit der Post nach D * * zu schicken. Ich änderte aber nachher meinen Vorsatz, und reisete am ersten Osterfeyertage selbst dahin, um dem Prinzen in Person aufzuwarten. Ich hatte die Post versäumt, und muste also bis Wurzen zu Fuße gehen, wo ich eine Gelegenheit nach Hubertsburg fand. Hier besuchte ich den katholischen Geistlichen, weil der lutherische das Haus voller Fremden, und seine Toch-

ter

ter mit einem Acciſebedienten Hochzeit' hatte. Von hier aus muſt' ich wieder ein paar Meilen wandern, bis ich einen Wagen fand, der mich bis Strauchitz in die Gegend von Lommatſch brachte. Hier grüſt' ich das Handwerk. Der erſte Prediger dieſes Orts, bey dem ich einſprach, ſagte mir von einem gewiſſen Prediger R — i, der zu Miltitz wohnte, und ein Bruder des zu Berlin verſtorbenen R — i wäre; er bat mich ſehr, daß ich ihn beſuchen möchte, obgleich ſein Dorf nicht auf meinem Wege lag. Ich ließ mir's gefallen, etwas umzureiſen, und kam gegen Abend nach Miltitz. Dieſer Prediger iſt ein großer Blumiſt und Naturforſcher, daher ihn auch die ökonomiſche Geſellſchaft zu Leipzig unter ihre Mitglieder aufgenommen hat. Er konnt's nicht begreifen, und wunderte ſich ſehr, daß ich an dergleichen Dingen, wenigſtens nicht in dem Grade Geſchmack fand, als er. „Eine ſolche Blume, ſagte er unter andern, als er mir ſein Gärtchen und ſeine Tulpenflor zeigte, iſt mir lieber, als alle Oden von Ramler und Klopſtock.„ Einen Tag hielt ich bey ihm Ruhetag, und wir beſuchten gemeinſchaftlich ſeinen Nachbar, den Herrn Prediger R * * der ehedem Lehrer bey der Realſchule in Berlin war, und während

ſei-

seines Aufenthalts daselbst eine kleine Sammlung von Gedichten herausgegeben hat, wovon gleich das erste an den Erlöser ganz herrnhutisch und voller andächtigen Tändeleyen ist, woran nur eine gewisse Gattung von Leuten, welche Spiele der Einbildungskraft lieben, und andächtige Empfindeley für Christenthum halten, Geschmack finden kann. Am folgenden Tage gingen wir mit einander nach Meissen. Der Herr Konfrater introducirte mich bey dem Herrn Superintendenten H—n, welcher mir erlaubte, bey ihm zu übernachten. Meissen ist ein hübscher Ort, aber sehr bergigt, und für Fußgänger unbequem. Ein großer Vorzug dieser Stadt ist die schöne Porcellänfabrique, die ich, von einer artigen Nichte des Superintendenten begleitet, in Augenschein nahm. Die ganze Gegend um Meissen ist paradiesisch und voller Weinberge. Eine Reise in einer solchen Gegend, in einer solchen Jahreszeit, durch allerley abwechselnde Gegenstände und gute Bewirthung angenehm gemacht — o das muß Hypochondrie und Schwermuth austreiben, wenn sie auch noch so tiefe Wurzeln geschlagen hat.

Fliegt, ihr Grillen, Menschenfeinde!
Lächelt mir, ihr Busenfreunde!
Lächelt, holde Schönen, mir!

Hei-

Heiter, wie der Himmel, hebe
Sich mein Geist zu Gott empor
Herzerfreuend ist die Rede
Und der Nachtigallen Chor.

So sang und so dacht' ich, als ich von Meissen längst der Elbe nach Dresden spatzierte, wo ich Sonnabends gegen Abend eintraf.

Ich fand meine Herberge bey dem Herrn Rektor H—n von der St. Anna Schule, einem würdigen Sohn des Superintendenten in Meissen. Bey ihm traf ich noch einen geistlichen Bruder, einen gewissen Magister W—r, Archidiakonus in Waldenburg, welcher zu einer erledigten Diakonatstelle in Dreßden eine Gastpredigt halten sollte, die er auch erhalten hat. Dieser Mann hatte sich bereits als Schriftsteller und insonderheit durch eine Wochenschrift: Natur und Religion, bekannt gemacht, welche in der dortigen Gegend mit vielem Beyfall gelesen wurde. Wir brachten die paar Tage, die wir bey einander waren, in vertraulichen Gesprächen und launigten Erzählungen sehr vergnügt zu. Am Sonntage hörte ich den Herrn Superintendent D. Rehkopf in der Frauenkirche predigen, und hatte Dienstags darauf die Ehre, in der Gesellschaft

schaft mehrerer Geistlichen bey ihm zu speisen. Dies ist ein Mann, der seiner Würde in aller Absicht Ehre macht, und, was billig alle Geistlichen, vornehme und geringe Geistliche seyn sollten, ein Muster herablassender Bescheidenheit und Demuth ist. Er steht in Dresden in großem Ansehen. Sein Kanzelvortrag ist populär und erbaulich; nur eine stärkere Stimme wünscht ich ihm, er scheint eine schwächliche Gesundheit zu haben. Seine Gattinn, eine Tochter des Superintendenten in Chemnitz ist eine liebenswürdige und belesene Frau von dem trefflichsten Charakter, gesellig und gastfrey, wie ihr Mann *).

Am

*) Bey Gelegenheit der Gastfreundschaft kann ich meinen Lesern folgende Anekdote, die darauf Bezug hat, nicht verhalten. Ein gewisser Landprediger, der für sich selbst Vermögen und eine einträgliche Pfarre hatte, war im Geschrey, daß er sehr geitzig wäre, und den Kandidaten, die für ihn predigten, selten etwas vorsetzte. Einer von denen, die ihm von Zeit zu Zeit eine Predigt abnahmen, und gegen den er sich auch sehr karg und unhöflich erwiesen hatte, war einst mit ihm am dritten Orte zu Gaste, und sagte zu ihm: „Herr Pastor! ich werde bald wieder für Sie predigen.„ Das soll mir lieb seyn, erwiederte der Geistliche. „Und zwar über den Text, fuhr der Kandidat fort: Seyd gastfrey ohne Murmeln! Das verdroß den Geistlichen, und er ließ ihn nicht wieder predigen. Ein anderer Landprediger von eben der Gesinnung hatte einst, da viele Fremden aus der Stadt, ihn zu besuchen, gekommen waren, eine Predigt

Vom

An dem Tage, als ich bey dem Superintendenten Mittags gegessen hatte, begegnete mir noch ein komischer Auftritt. Ich war mit meinem in Dresden konditionirenden Bruder spatzieren gegangen, um mir die umliegende Gegend bekannt zu machen. Als ich Abends nach Hause ging, so bemerkt' ich in der Wilsdruffer Gasse einen schwarzgekleideten Mann, mit einem grossen Muff, der immer betrachtend neben mir herging. Endlich

vom grossen Abendmahl. Und als er seine Gäste in der Kirche erblickte, sagte er, daß die apostolische Ermahnung an die Seelenhirten: Seyd gastfrey! gemeiniglich ganz unrecht erklärt und verstanden würde. Es wäre nämlich die Meynung des Apostels keinesweges: das Haus der Prediger sollte ein öffentlicher Gasthof, eine allgemeine Herberge und eine Zuflucht der Schmarotzer seyn, welches ganz unschicklich und keinem Dorfpfarrer zuzumuthen wäre, sondern vielmehr wollte der Apostel: Prediger sollten frey von Gästen, verschont mit leckerhaften Zusprüchen und Einkehrungen seyn, damit sie besser studiren, und mit ihren ohnedies magern Einkünften, die kaum zum Gattwerden zureichten, weiter langen könnten. Der Erfolg dieser Predigt und Schrifterklärung war, daß seine Gäste zwar nicht ausblieben, aber jedesmal, wenn sie ihn zu besuchen kamen, so viel zu essen und zu trinken mitbrachten, daß der Geistliche mit seiner ganzen Familie einige Tage davon leben konnte. Und dann pflegte er gemeiniglich, wenn er seine Fremden so verproviantirt in seiner Pfarrwohnung ankommen sah, zu seiner Ehefrau zu sagen: „Was „sich doch die guten Leute für Ungelegenheit machen!„

Endlich fragte er mich in lateiniſcher Sprache: vnde venis? Wo kommen Sie her? Ich antwortete: ex Meſopotamia, aus Meſopotamien. Hierauf redete er deutſch, und verlangte im Ernſt, zu wiſſen, wo ich her ſey? Ich ſagte: aus B**, und ließ ihn gehen. Ich erfuhr nachher, daß er es mit dem Magiſter W—r eben ſo gemacht hätte, und daß er ein verunglückter Kandidat des Predigtamts ſey, bey dem's im Oberſtübchen nicht richtig wäre.

Meine Hauptabſicht, warum ich in Dreſden war, konnt ich nicht erreichen. Ich addreſſirte mich, um den Prinzen H** zu ſprechen, und ihm mein Buch zu übergeben, an den Kammerdirektor H**, mit dem ich ſeit geraumer Zeit bekannt war. Dieſer ſagte mir: es würde viel Schwierigkeiten machen, vor den Prinzen zu kommen, weil der Prinz nicht allein unpäßlich, ſondern auch ſehr beſchäftigt wäre, er ſpräche nicht einmal die Miniſters. Es war damals nicht entſchieden, ob der Krieg fortdauren oder Friede werden würde. Er gab mir den Rath: ich ſollte dem Prinzen das Buch nebſt einem franzöſiſchen Brief mit der Poſt ſchicken. Ich ging alſo nach einem fünftägigen Aufenthalt in Dreſ-

den nach Meissen zurück. Dresden hat mir unter allen Städten, die ich je gesehen habe, Berlin ausgenommen, am besten gefallen. Es herrscht dort nicht so ein steifes, gezwungenes Wesen, als in Leipzig, und das schöne Geschlecht zeichnet sich sehr aus. Die im siebenjährigen Kriege eingeschossene Kreuzkirche ist schon wieder aufgebauet, was das äusserliche Gebäude betrift; es ist Schade, daß sie in einem Winkel steht, wo sie nicht sehr in die Augen fällt. Die lange Brücke über die Elbe, welche die Altstadt von der Neustadt scheidet, und die gute Einrichtung, daß die hinausgehenden Leute auf der rechten Seite, und die zurückkommenden auf der linken Seite gehen müssen, verdient auch angemerkt zu werden. Ich bedaure es sehr, daß ich die herrliche Gegend im Plauenschen Grunde nicht in Augenschein genommen habe, aber mein Geldbeutel, ob er gleich in besserem Stande, wie bey meinen sonstigen Reisen war, verstattete mir an diesem angenehmen Orte keinen längeren Aufenthalt.

In Meissen blieb ich zwey Tage, und schickte von dort aus mein Buch nebst dem französischen Briefe mit der Post an den Prinzen

* * *. Von da ging ich über Miltitz zurück nach Lommatsch, wo ich eine Nacht und einen halben Tag zubrachte. Hin und wieder, wo ich durchkam, besucht' ich meine geistlichen Brüder, und fand überall gute Herberge. Auf der letzten Station bey Wurzen, wo eine Ueberfahrt ist, kam ich mit einer jungen Predigerfrau aus der dortigen Gegend zusammen, welche ihren Vater, der in Gautsch ohnweit Leipzig Prediger war, besuchen wollte. Sie wartete, so wie ich, auf Gelegenheit, und die war erst am folgenden Morgen früh zu haben. Es war nicht schicklich, daß sie in dem nächsten Dorfe, wo wir hinkamen, die Nacht zubrachte, weil dort keine Gesellschaft für sie war. Ich that ihr also den Vorschlag, daß wir beyde bey dem nächsten Prediger das Handwerk grüßen, und Quartier nehmen wollten. Sie ließ es sich gefallen; das geistliche Ehepaar, wo wir einsprachen, hielt uns für Mann und Frau, wurde aber bald von der unter uns statt findenden Entfernung benachrichtiget; gleichwohl schliefen wir unter einer Decke, und fuhren um vier Uhr des Morgens nach Leipzig zurück.

Meine Freunde in Leipzig wunderten sich über meine Ankunft, denn sie hatten, weil ich

drey Wochen abwesend gewesen war, geglaubt, daß ich schon über Dresden nach B** zurückgegangen wäre. Bald nach meiner Zurückkunft nach Leipzig erhielt ich den Brief von dem Prinzen H**, den ich oben angeführt habe, welcher mich in dem Entschluß, nach B** zurückzugehen, bestärkte. Viele meiner dortigen Freunde, die meine Lage und mein Verhältniß kannten, widerriethen es mir aus guten Gründen, aber ich folgte meiner Gewohnheit, das, was ich mir einmal vorgenommen hatte, durchzusetzen, es gehe, wie es wolle. Als Schriftsteller, dacht' ich, kannst du wenigstens in B** auch leben, willst doch sehen, was da werden wird.

Ehe ich Leipzig, das gute Leipzig verließ, that ich noch zuvor eine kleine Reise nach Zeitz zu dem Herrn Doktor T**, dessen Bekanntschaft ich bereits in der vergangenen Michaelismesse gemacht hatte. Ich hatte ihm Beyträge zu seinen Anekdoten für Prediger und Priester geliefert, und wollte jetzt von ihm Abschied nehmen. Ich hörte am 1ten Sontag nach Trinitatis seine Friedenspredigt bey der zahlreichsten Versammlung, die je in der dortigen Nikolai-

Kirche

Kirche gewesen war, und blieb acht Tage bey ihm. Zeitz ist ein mittelmäßiger, bergigter Ort, aber die umliegende Gegend ist vorzüglich schön. Mich leicht hab' ich einen angenehmern Weg, als den von Leipzig nach Zeitz gefunden. Man kömmt durch zwey kleine Städte, Zwenkau und Pegau, durch viele Dörfer, und eine grünende Aue. Bey der Zurückreise nach Leipzig besuchte ich in Pegau eine alte Universitätsbekannte und gute Freundinn, die Frau Doktorinn B**, deren Vater, einem Prediger in Rotzsch ohnweit Delitzsch, ich als Student manche Predigt abgenommen hatte. An dem Tage meiner Ankunft in Pegau hatte eben eine junge adeliche Dame, eine Kammerherrnfrau aus der Lausitz, die der Jäger unvorsichtiger Weise in den Kopf geschossen hatte, ihren Geist aufgegeben, und wurde in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag begraben. Ich erinnerte mich mit der Frau Doktorinn, die während meines akademischen Lebens ein blühendes Mädchen war, der vergangenen Zeit, und des ehemals genossenen unschuldigen Vergnügens, und mancher schwermüthige Gedanke durchkreuzte meine durch den Anblick des unglücklichen Wittwers, der eben das liebenswürdigste Weib eingebüßt hatte, noch traurigere gewordene Seele.

Ich erzählte ihr meine bisherigen Schicksale, und sie mir die ihrigen, erzählte ihr den kränkenden Verlust zweyer Gattinnen, und alles unerwartet widrige, was in einem Zeitraum von sieben Jahren über mich ergangen war. Thränen, empfindsame Thränen flossen von den Wangen des guten, zärtlichen Weibes, und ich muste mich bey ihrer rührenden Theilnehmung eben so sehr zwingen, ein Mann zu seyn, als ich mich zwingen und mit Standhaftigkeit und unerschüttertem Vertrauen auf Gott rüsten muste, als ich vor der versammelten Gemeine zu A**, G** und G** meine Abschiedspredigt hielt *). In Zwenkau besuchte ich bey der Durchreise den Herrn Diakonus H**, welcher auch vor kurzem eine gute Frau eingebüßt hatte, wir trösteten uns unter einander, da gleiche Schicksale unsere Herzen näher zusammenführten, so gut wir konnten, und schieden von einander in der Hoffnung des künftigen, vergnügteren Wiedersehens in einem besseren Leben.

In Gautsch, wo ich sonst auf meiner ersten Reise nach Zeitz zweymal bey dem Magister

*) Diese Abschiedspredigt ist in Berlin 1776 in 8. bey Decker gedruckt und herausgegeben worden.

ſter S** übernachtet, und gute Aufnahme gefunden hatte, verweilte ich diesmal nur einen Augenblick, weil der Magiſter im Begriff war, zu ſeinem Schwiegerſohn, einem Diakonus in einer kleinen Stadt zu reiſen, der das daſelbſt erledigte Paſtorat erhalten hatte. Ich beſahe mir noch einmal die ſchöne Gegend, und dachte: Hier kommſt du wohl ſo leicht nicht wieder. Die Nächt brachte ich in Konnewitz zu. Noch einige Tage verweilt' ich in Leipzig, um von meinen Freunden und Gönnern Abſchied zu nehmen. Ob ich gleich den Winter über viel Geld verdient hatte, ſo war doch alles drauf gegangen, und das meiſte, was ich hätte erübrigen können, hatte mir meine Promotion in Wittenberg und meine Reiſe nach Dreſden weggenommen. Ich ging alſo nicht reicher aus Leipzig, als ich hineingekommen war, und trat meine Rückreiſe nach B** wie gewöhnlich, zu Fuße an.

Fünfter Abſchnitt.

Ich nahm meinen Weg, um nach B** zurückzukehren, über Delitſch, weil ich mit einem Buchdrucker daſelbſt etwas zu verabreden

hatte. Gegen Abend war ich in Düben, wo ich eine Nacht im Gasthofe blieb, es war eben eine Hochzeit, und von den Geistlichen niemand zu Hause. Der folgende Tag führte mich durch die Dübensche Heide nach Kemberg, wo ich bey dem Probst M—r, der durch die Exorcisirung der angeblich vom Teufel besessenen Lohmannnn berühmt geworden, übrigens aber ein artiger, geselliger Mann ist, und eine sehr vernünftige, liebenswürdige, und belesene Gattinn aus adelichem Geblüte hat, einige Erfrischung nahm.

Von da ging ich nach Wittenberg, und langte daselbst gegen sieben Uhr des Abends an. Ich blieb im Gasthofe zum Adler bey dem Gastwirth N**, wo ich schon einigemal eingekehrt war, weil ich gehört hatte, daß man in dem andern Gasthofe, dem Bär, übertheuert würde. Kaum war ich in Wittenberg angelangt, so besucht' ich meinen lieben Professor B—n, und brachte in seinem Garten in der Gesellschaft seiner Frau und des dortigen Konrektors zwey vergnügte Abende zu. Ich lernte unter andern bey meinem jetzigen Aufenthalt in Wittenberg den Herrn Doktor Wernsdorf kennen, der der dortigen theologischen Fakultät

Senior

Senior iſt, und eine vortreffliche Bibliothek beſitzt. Ich hatte das Vergnügen, den Sonntag Abends mit ihm zu ſpeiſen, und einige lehrreiche Stunden in ſeiner Geſellſchaft zuzubringen. Ich machte auch zu meiner gröſten Zufriedenheit die Bekanntſchaft des Herrn Profeſſor Ebert, unter deſſen Dekanat ich Magiſter geworden war. Der gute Mann hatte eben, als ich zu ihm kam, eine Tochter, ein hübſches Mädchen von vier Jahren eingebüßt, und ſchien darüber, wie man's von zärtlichen Seelen vermuthen kann, ſehr niedergeſchlagen zu ſeyn. Ich beſuchte auch meine geiſtlichen Brüder, unter welchen ſich inſonderheit der Herr Magiſter Lippold als ein guter Prediger und Schriftſteller auszeichnet *); er ſteht bey der Stadtkirche, in welcher man, als eine Seltenheit, zwo Kanzeln antrifft, wovon die eine der andern queer gegen über ſteht, welche Luthers Kanzel heiſt, und auf welcher zu ſeinem Andenken in der Woche gepredigt wird. Die Schloßkirche iſt eine Zierde der Stadt; die vier ordentlichen Profeſſoren der

*) Wir haben von ihm unter andern: rhetoriſche Anmerkungen über die Schreibart des Apoſtels Paulus und über einige Briefe deſſelben aus den Schriften des Chryſoſtomus geſammelt, 8. Wittenberg 1779.

Theologie verrichten gewöhnlicher Weise abwechselnd den Gottesdienst; ihnen ist noch ein Diakonus zugeordnet, welcher, wenn etwa Studenten predigen, absingt und den Seegen spricht. Es werden nach altem Herkommen Nachmittags um ein Uhr die Horä in dieser Kirche gesungen. Luthers und Melanchtons Grab sind einander gegen über in der Mitte der Kirche befindlich; die Inschrift auf diesen Grabmählern konnt' ich nicht mehr recht lesen. Ich empfand bey dem Anblick derselben eine heilige Ehrfurcht gegen die Asche dieser großen Männer, und stellte zwischen ihnen und unsern heutigen Reformatoren eine Vergleichung an, die mich bey fortgesetztem Nachdenken immer mehr überzeugte, wie wenig von Luthers und Melanchthons Geist auf unsern heutigen Neologen und Toleranzpredigern ruhet.

Man sieht in Wittenberg viele alte und durch den siebenjährigen Krieg zerstörte Gebäude, die einen traurigen Anblick dem beobachtenden Auge des Fremdlings gewähren, und die wegen Armuth ihrer Besitzer, die zum Theil ausgestorben, oder ausgewandert sind, schwerlich wieder aufgebauet werden dürften. Die sogenannte Kollegien-

legienſtraße iſt die längſte und geräumigſte. Hier wohnt unter andern der Herr Profeſſor Schröckh, den ich bey zahlreicher Frequenz eine Vorleſung über die Reformationsgeſchichte halten hörte; er hatte einen angenehmen, flieſſenden Vortrag, und weiß die lächerlichſten Dinge mit groſſer Ernſthaftigkeit zu erzählen. —

Auch den Herrn Probſt Tittmann, einen feinen, geſchickten Mann, und Schüler des groſſen Erneſti hörte ich in lateiniſcher Sprache eine hermeneutiſche Vorleſung und Sontags darauf in der Schloßkirche eine Predigt halten.

Die Anzahl der in Wittenberg Studirenden beläuft ſich gegenwärtig nicht über vierhundert, worunter ſehr viel Arme ſind, die von Wohlthaten und Stipendien leben, daher für einen auſſerordentlichen Docenten, für einen Magiſter legens, der kein Gehalt und kein eigenes Vermögen hat, auf dieſer Univerſität wenig zu machen iſt. Doch werden die Adjunkti, wenn ſie einige Jahre da geweſen ſind, weiter befördert. Die Beſoldungen der Profeſſoren ſind ſehr mittelmäßig, und ſie würden gar nicht damit auskommen können, wenn ſie nicht etwas an Naturalien erhielten, welches ſie wieder zu Gelde machen könnten.

Wenn ein Professor abgeht, so schlägt die Fakultät, zu welcher er gehört, nachdem vorher ein sogenanntes προβουλευμα (vorläufige Berathschlagung) an die ganze Universität oder an den Senatum academicum ergangen ist, drey Kandidaten dem Oberkonsistorium in Dresden vor, wovon gemeiniglich der zuerst vorgeschlagene erwählt wird. Uebrigens müssen sich die Professoren dieser Universität bey ihrer Annehmung verbindlich machen, daß sie niemals, auch nur auf eine entfernte Weise, ein Lehramt auf einer fremden Universität suchen oder annehmen wollen, welches denjenigen, denen ihre Geschicklichkeit und ihr erlangter Beyfall einen auswärtigen Ruf zu einiger Verbesserung zuwege bringen könnte, sehr unangenehm seyn muß.

Es giebt in allen Fächern der Gelehrsamkeit geschickte Männer auf dieser Universität, doch soll die Jurisprudenz hier am besten getrieben werden, weshalb auch ein vornehmer Mann in Dresden seinen Sohn, mit dem ich in Leipzig, wo er bereits zwey Jahre studirt hatte, bekannt wurde, noch nach Wittenberg schickte. Unter den Gottesgelehrten hat der Herr Probst D. Tittmann, und der Herr Professor Hiller, welcher eigentlich öffent-

öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit ist, aber doch theologische Vorlesungen hält, den meisten Beyfall.

Der Dialekt der Wittenberger nähert sich sehr dem Märkischen, weil sie nicht weit von der Gränze der Mittelmark wohnen, er ist wenigstens von dem Dialekt der Leipziger, der etwas affektirtes und gedehntes hat, sehr unterschieden. Es sind zwar zwey Buchhandlungen hier, die Zimmermannische, und die Ablefeldtische, aber der Buchhandel ist hier von weniger Bedeutung, und man trift in den Buchläden wenig eigene Verlagsartikel an. Es sind auch nicht einmal alle neue Schriften zu haben. Ein Beweis davon ist, daß ein gewisser Student meine Schrift: Der Teufelepen des achtzehnten Jahrhunderts letzter Akt betitelt, in einer Auction mit sechs Groschen bezahlt hat, da sie im Buchladen für drey Groschen verkauft wird. Viel Vergnügen kann man in Wittenberg nicht haben, es giebt keine Spatziergänge, als die auf den Wällen um die Stadt herum, und wenn man weiter gehen will, so macht der viele Sand, der dort eben so wohlfeil, wie in der Mittelmark ist, den Spatziergang beschwerlich. Die mehresten belustigen sich im Sommer in den nahe bey der Stadt gelegenen Gärten.

Das

Das Wittenbergiſche Stadtbier, der Kuckuck genannt, iſt ein bitteres, ſtark nährendes und rauſchendes Getränk, welches Gelehrten, die eine ſitzende Lebensart führen, nicht wohl bekommt. Doch ſoll es nicht mehr ſo ſtark, wie ehedem, gebraut werden. Als Taubmann als Profeſſor der Dichtkunſt nach Wittenberg kam, ward er des Profeſſor Schmidts Tiſchgenoſſe, wo gewöhnlich über Tiſche Kuckuck getrunken ward. Er verehrte ihm dem Gebrauch nach eine Tiſchkanne mit dieſer Ueberſchrift:

Ebibe, ſic gratus, erede, cuculus etc.

D. i.

Trink mich aus, ſo werde ich dir gewiß ein dankbarer und angenehmer Kuckuck ſeyn.

Nach einem dreytägigen Aufenthalt in Wittenberg ſetzte ich meine Reiſe, um eine neue Gegend kennen zu lernen, über eine kleine Stadt, und einige Dörfer, deren Namen mir entfallen ſind, nach Jüterbogk fort, kam aber an dieſem Tage nicht hin, ſondern muſte, weil die Nacht hereinbrach, bey einem Dorfgeiſtlichen, der eine Stunde von Jüterbogk wohnte, und aus dieſer Stadt gebürtig war, Quartier nehmen. Des folgenden Tages kam ich gegen Mittag nach Jüterbogk, und ſpeiſete bey dem Herrn Superintendenten, welcher

cher zwey Töchter hatte, wovon die eine sehr geschickt und belesen war.

Jüterbogk ist eine alte Stadt von ziemlichem Umfange. Ehedem gehörte sie zum Fürstenthum Querfurt, jetzt aber gehört sie mit ihrem Distrikte zum Churkreise, und die Geistlichen stehen unter dem Konsistorium zu Wittenberg. Nachdem ich gegessen und getrunken hatte, setzte ich meinen Wanderstab nach dem Dorf Zinna fort, um den dortigen Geistlichen, von dem ich viel gehört hatte, zu besuchen. Seine Hausehre war aus Wien, ein kleines, untersetztes, drollichtes Weib, welche völlig so aussah, als wenn ihr mit Gästen nicht gedient wäre. Ihr Mann sagte ihr, wer ich wäre, und daß ich vielleicht bey ihnen pernoktiren würde. Dies schien ihr nicht gelegen zu seyn, ich fiel also gleich ein: lassen Sie sich nicht bange seyn, Frau Pastorinn, ich bleibe nur ein halb Stündchen hier, und gehe heute noch nach Klosterzinna. Darüber freute sie sich so sehr, daß sie ein Abendessen und ein Frühstück ersparen konnte, daß sie gleich ein Butterbrodt auftischte; ich konnte aber nicht essen, weil ich erst vor zwey Stunden zu Mittage gegessen hatte. Sie wollte mich überreden, es einzustecken, ich verbats aber,

und ſagte: wo ich hinkomme, da find' ich auch was zu eſſen.

Dieſe Begebenheit, dacht' ich bey mir ſelbſt, als ich Abſchied nahm, wäre ſo ein hübſcher Text zu einer Predigt über den Geitz, über die verſchiedenen Arten und Erweiſungen deſſelben, über die Erfahrung, daß er inſonderheit dem weiblichen Geſchlechte eigen iſt, und über die billige und rechtmäßige Herrſchaft, welche die Männer über ihre Ehefrauen haben müſſen. Ich kenne kein verächtlicheres und beklagenswürdigers Geſchöpf, als einen Ehemann, der ſich von ſeiner Weibe befehlen und einſchränken läſt. Und nirgends hab ich mehr dergleichen feige Memmen, die ſich von ihren Weibern beherrſchen und ins Bockshorn jagen laſſen, gefunden, als unter meinen geiſtlichen Ordensbrüdern, unter welchen ich freylich manche entſchuldigen und es mit ihnen ſo genau nicht nehmen muß, weil ſie durch eine Schürze ins Amt kämen.

Macht euch nicht kratzfertig, ihr Unholdinnen des weiblichen Geſchlechts! ihr Megären mit Schlangenhaaren in menſchlicher Geſtalt, die ihr eure Ehemänner als Maſchinen betrachtet, welche

ſich

ſich nach eurem Wohlgefallen drehen müſſen, wohin ihr wollt. Hört vielmehr meine Bußpredigt, und beſſert euch! Der Text dazu iſt aus dem Buche Jeſus Sirach: „Ich will lieber bey Löwen „und Drachen wohnen, als bey einem böſen „Weibe.„ Hier iſt aber nur Entwurf (Diſpoſition) den ein anderer weiter ausführen mag.

Eingang: Das Weib ſündigte zuerſt, und hernach der Mann, folglich rührt alles Böſe, was in der Welt iſt, vom weiblichen Geſchlechte her. — Von je her ſtellte es dem unſrigen nach, und ſelbſt die Bibel giebt uns Beyſpiele von Weibern, die Männer in der Bosheit geweſen ſind, Madame Judith, welche den Holofernes umbrachte, nicht zu vergeſſen. Notabene: Es könnten hier zur Veränderung und Erläuterung manche warnende Beyſpiele aus der Profangeſchichte angeführt werden, weil's ohnedies bald Mode werden wird, mit Weglaſſung der bibliſchen Texte über den Cicero und Seneka, oder gar über den Voltaire und Marquis d'Argens zu predigen. — Bone deus, in quae nos reſervaſti tempora!

Vortrag: Drey Dinge sind in der Welt, die alle andere an Unausstehlichkeit übertreffen, und wofür man sich am meisten in Acht zu nehmen hat.

1) Weibergeklatsche.
2) Weiberlist, und
3) Weiberhaß.

1. Weibergeklatsche. Alle bösen Nachreden und nachtheiligen Gerüchte, wodurch der gute Name des Nächsten gekränkt, und sein zeitliches Glück verhindert wird, nehmen ihren Ursprung in den Zusammenkünften der Kaffeeschwestern und heiligen Matronen; eine jede setzt etwas hinzu, und erzählts der andern im Vertrauen. —

2. Weiberlist. Die Geschichte der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten ist voll von Exempeln und Beweisen davon. Der Verfasser dieses Predigtentwurfs hat sie selbst zu seinem grösten Schaden erfahren, und schließt dies Geschlecht immer in sein Gebet ein, wenn er betet: Vor des Satans List und Trug behüt uns, lieber Herre Gott! Ausserdem gab ihm ein vornehmer Geistlicher in Meklenburg, der ihm aus der Physiognomie seine künftigen Schicksale vor-

vorhersagte, den treuherzigen Rath, daß er sich vor keiner Gattung von Menschen mehr in Acht zu nehmen hätte, als vor dem Frauenzimmer und vor den Geistlichen, beyde würden ihm den gröſten Verdruß erwecken, würden ihn überlisten und ihm heimlich nachstellen. —

3. Weiberhaß. Wehe dem, der da hineingeräth! Männer lassen sich eher besänftigen, wenn sie zum Zorne gereitzt worden sind, und bey ihnen findet ein gutes Wort eine gute Stelle. Aber ein aufgebrachtes Weib, sonderlich wenn sich verschmähete Liebe, Wollust und Eifersucht mit ins Spiel mischt — ja, da will ich lieber, wie Sirach sagt, bey Löwen und Drachen wohnen, als bey einem solchen Weibe. Dafür behüt uns, lieber Herre Gott!

Nutzanwendung.

1. Ihr Männer! wohnet bey euren Weibern mit Vernunft, und gebet dem weibischen, als dem schwächsten Werkzeuge, seine Ehre, aber laßt ihnen nicht ihren Willen, sondern herrschet (mit Vernunft) über sie, denn wo ihr ihnen den Willen laßt, werden sie euch zuletzt ausprügeln, und 6 einzelne Pfennige wie jene

Prieſterfrau that, Taſchengeld geben, wenn ihr zur Stadt oder zu Biere gehen wollt.

2. Ihr böſen Weiber! leget ab alle Unſauberkeit und alle Bosheit! leget ab den Geitz und den Eigenſinn, der da iſt eine Wurzel alles Uebels, damit ihr nicht in das Zuchthaus und hernach in die Hölle gerathet.

3. Ihr guten Weiber! Fahret fort, häuslich, gefällig und nachgebend gegen eure Ehehern zu ſeyn. Man nennt euch oft Engel. Seyd es in der That, ſo werdet ihr Ruhm von Menſchen, und den Segen vom Herrn empfahen, Amen.

Schlußgebet.

Lieber Gott! du weiſt, daß wir arme Sünder ohne Weiber nicht ſeyn können, wenn wir einmal unſer bischen Brodt und unſern eigenen Heerd haben. Gieb uns alſo, wenn wir heyrathen, gute Weiber, Weiber mit ſchönen Seelen, haben ſie oben drein auch hübſche Leiber, und bringen uns was mit, ſo danken wir dir doppelt. Wird uns aber durch dein züchtigendes Verhängniß eine böſe Frau zu Theil, nun, ſo gieb uns Geduld, gieb uns gelenkſa-

me

me Arme, und bewahre uns, daß uns der Ehestand, den du zu unserer Erleichterung stifteteſt, nicht in die Verzweiflung und in die Hölle führe. Hilf uns vielmehr mit unsern Weibern und Kindern allzumal in deinen lieben Himmelssaal, Amen *).

*) Wenn einer meiner Leſer, den der liebe Gott mit einer ſolchen Xantippe, wovon in dieſer Predigt die Rede iſt, heimgeſucht hat, Luſt und Belieben hätte, dieſe Predigt zu ſeiner Geelen Erbauung in extenſo zu leſen, ſo mag er, will er anders zwey baare Haasgroſchen dran wenden, dies ſein Begehren meinem Herrn Verleger geziemend vortragen, und ich will auf erhaltenen Wink mich gleich dräber hermachen, ſollte auch das ganze unzählbare Heer der Xantippen wider mich entrüſtet werden. Denn ich bin nicht ſo furchtſam, wie der Dichter Jacobi. „Der Zorn „eines Frauenzimmers, ſagte er einſt auf dem „Katheder, iſt mir ſchrecklicher, als Waffen „und Heeresmacht.„ Ich ſchüttelte den Kopf, und dachte: Wer ſich vor einem Weibe fürchtet, der muß kein Mann ſeyn. — Doch was kann eine einzelne Predigt helfen? die wird bald vergeſſen. Lieber will ich nächſtens ein Bändchen Predigten für die böſen Weiber herausgeben, worauf, wie ich nicht zweifle, alle geplagte Ehemänner, die Sokrates Schickſal, aber nicht Sokrates Geduld und Kaltblütigkeit haben, pränumeriren werden. Ich verſpreche wenigſtens, allen Fleiß dran zu verwenden. Und das wäre denn ſo ein Pendant zu Wilhelm Abraham Tellers Predigten über die häusliche Frömmigkeit, die ſich ganz gut leſen laſſen, aber wahrſcheinlich wenig fruchten werden. Wenig fruchten?

Ich muß den Faden meiner Reisebeschreibung wieder da anknüpfen, wo ich ihn abgerissen habe. — Die fatalen Hundstage! Da fällt einem nun ein Aeuglein nach dem andern zu, und die Feder aus den Händen. Man macht einen Nickkopf über den andern, und vergißt darüber, wie einer der Recensenten meines Buchs vom Kirchenpatronat sich ausdrückt, viel Wahres und Nützliches, was dabey hätte gesagt werden müssen. Ich muß die ganze Recension, weil sie die

tem? — Nun, es sind Predigten und Predigtfragmente, gesäet dem Tage der Garben. Noch eins muß ich hierbey bemerken.

Wenn diese Predigten zu Stande kommen, und sich Liebhaber dazu finden, so werd' ich mir Mühe geben, zu erfahren, wie es die böseste Frau in Europa, wenigstens in Deutschland, oder, wenn auch das noch zu weitläuftig und umständlich wäre, in den preussischen Staaten ist, worinn ich jetzt im Stande der Unabhängigkeit lebe und wirke. Ich werde mich genau nach ihrem Namen, Charakter, und insonderheit nach ihrer Art zu handeln, und nach ihrem Verhalten im häuslichen Leben erkundigen. Keine andere, als diese allgemein dafür erkannte allerböseste Frau, wäre sie's auch nur innerhalb der Gränzen meines Vaterlands, soll die auszeichnende Ehre haben, sich an der Spitze dieser zur Erbauung und Besserung schlechtgesinnter Weiber bestimmten Predigtsammlung gedruckt zu sehen. Ich verlange kein Honorarium für die Dedikation, denn das geschiehet alles aus Freundschaft und Menschenliebe.

die erſte von dieſem meinem Buche war, weil ſie mir wider die Abſicht ihres Verfaſſers nicht wenig behagte, und weil ſie ganz kurz iſt, herſetzen.

Sie lautet alſo: „Eine gutgemeinte „Schrift, worinn der Verfaſſer von ſeiner Ma„terie, wovon er zwar gern zu andern Materien „ausſchweift, ſehr viel wahres und nützliches „ſagt, aber eben ſo viel wahres und nützliches „ausläßt, was dabey hätte geſagt werden müſ„ſen.„ Ich werde nächſtens den Herrn Recenſenten bey Beſorgung einer neuen Auflage öffentlich erſuchen, mir dieſes Wahre und Nützliche, welches ich ausgelaſſen habe, anzuzeigen.

Es gehört zur Vollſtändigkeit der Geſchichte, daß ich hier bey der Erzählung meiner Reiſe nach B** n etwas nachhohle, welches vorhin ausgelaſſen iſt, und woran gleichwohl Pilgern und Pilgerfreunden viel gelegen ſeyn muß, wie ſie nämlich mit Ehren durch die Welt und von einem Ort zum andern kommen. Ich habe überhaupt in meinem vergangenen Leben und auf meinen Reiſen inſonderheit oft Gelegenheit gehabt, Gottes Fürſorge und die wunderbaren Wege der Vorſehung zu bewundern. Als ich in

Wittenberg eintraf, war mein Geldvorrath, bis auf drey Pfennige eingeschmolzen, das letzte Sechspfennigstück gab ich noch für die Ueberfahrt über die Elbe *). Nun war ich natürlicherweise in Verlegenheit wegen meines weiteren Fortkommens. Gleich am folgenden Tage schickte mir der Professor B—n einen Gulden, den er für meine ihm zum Debit zugeschickte Stanzen auf die Bekanntmachung des Friedens eingenommen hatte. Bey dem Herrn Professor E** lernte ich einen jungen Menschen kennen, welcher in den dortigen Buchläden vergebens nach meinen vermischten Gedichten gefragt hatte. Ich hatte noch gerade ein gebundenes Exemplar bey mir, das verkauft' ich ihm, nebst einer andern bey mir habenden Sammlung von Kriegsliedern, und erhielt dafür zwanzig Groschen. Hievon bezahlt' ich meinen Wirth; und behielt noch einen Gulden Reisegeld übrig, mit dem ich freylich sehr haushälterisch umgehen muste, um noch zwölf Meilen zurückzulegen.

Ich

*) Wenn doch der Herr Verfasser dieser Reisebeschreibung nicht so offenherzig wäre. Zum Hoffmann scheint er ganz verdorben zu seyn.

Anmerkung des Setzers.

Ich kam alſo, wie oben gedacht iſt, aus dem Dorfe Zinna, wo ich ohngefehr eine Stunde verweilte, gegen Abend in Kloſterzinna an, und nahm meine Zuflucht zu dem Herrn Oberamtmann A**n, ob ich ihn gleich nicht kannte. Ich hatt' es mir überhaupt auf meinen Reiſen zur Regel gemacht, wo ich keine Geiſtlichen antraf, Amtleute und Förſter zu beſuchen, und habe mich immer wohl dabey befunden, weil man unter dieſen guten Leuten auch viele antrift, die aus geiſtlichem Saamen gezeugt, und den Geiſtlichen hold ſind. Ich hatte indeſſen auſſer meiner Verlegenheit wegen eines anſtändigen Nachtquartiers, wobey mein Beutel mangetaſtet blieb, eine gewiſſe Urſache, warum ich eben bey dem Oberamtmann A**n einſprach.

Ich war in meiner Jugend unter der Zucht eines in B** präceptorirenden Kandidaten dieſes Namens geweſen, und glaubte, weil ich den Oberamtmann für einen Verwandten dieſes Mannes hielt, Nachricht von ihm einziehen zu können. Hierinn hatt' ich mich aber geirrt, und ich wurde auch ohne dieſes Verhältniß ſo gut, als ich's wünſchen konnte, aufgenommen. Bey dem Abendeſſen kam die Rede auf meine Gedichte. Die Frau

Oberamtmänninn erinnerte ſich, in dem Reichspoſtreuter meine Ode auf den Geburtstag des Königs, wie wohl nur flüchtig, geleſen zu haben, und ſie bat mich, ihr dieſelbe aufzuſchreiben. Ich that es am Morgen meiner Abreiſe, und ich will ſie, wenns gleich dieſer oder jener Autorſtolz ſchimpfen mag, den Leſern dieſer Reiſebeſchreibung mittheilen, weil ſie mit zu den Arbeiten und Produkten meiner Muſe gehört, mit denen ich ſelbſt zufrieden bin.

Magſt immerhin durch Schloß und Mauern dringen,
Des Weichlings Schrecken, Januar!
Magſt Dein bereiftes Haupt und Deinen Fittig ſchwingen,
Du Ehrenmond, der Friedrich uns gebahr!

Erwärmt, belebt von namenloſer Freude,
Ruft jeder Dir: willkommen! zu,
Des großen Königs Feſt, und Seiner Seele Weide
Heiſcht unſer Lied! — es weiſſagt Deutſchlands Ruh.

Er lebt, er lebt, der weiſeſte der Fürſten,
Der je der Brennen Thron beſtieg,
Die unter Seinem Schutz nach Friedenswohlfahrt dürſten,
Wenn auf Sein Wort der Kriegesdämon ſchwieg.

Denn oft hat ſchon Sein unnachahmlich Siegen,
Des Ungeheuers Wuth geſtillt,
Das jetzt aufs neu erwacht, und nimmer ſatt vom Kriegen,
Wie Cerberus am Thor der Hölle brüllt.

Ehr

Oft hat er ſchon an Seines Heeres Spitze
Des Römers Tapferkeit beſchämt,
Verhöhnt des Würgers Stolz, verachtet ſein Geſchütze,
Germaniens vereinte Macht bezähmt.

Bald wird der Held, des kühnſten Feindes Schrecken
Zurück als Ueberwinder ziehn,
Die Frucht des neuen Siegs mit Seinen Kindern ſchmecken,
Und Ueberfluß auf Seinem Fußtritt blühn.

Bald hört mein Ohr die jüngſte Deiner Thaten,
Monarch! vor dem die Welt ſich beugt,
Bald jauchzt Dein ſiegreich Heer, bald feyern Deine Staaten
Das Friedensfeſt, und Mavors Donner ſchweigt.

Dann drängen ſich der Charitinnen Chöre,
Und flechten einen Lorbeerkranz
Um Dein gekröntes Haupt, Du Preuſſens Schutz und Ehre!
Terpſichore erneuert Spiel und Tanz.

Der Gott des Kriegs, durch Deinen Arm bezwungen,
Macht ſanfteren Gefühlen Raum,
Im Memelton wird Dein hohes Lob geſungen,
Und Wonne ſtrahlt von Deines Kleides Saum.

Dann lebe noch, verjüngt durch die Trophäen,
Ein Luſtrum nach dem andern hin,
Daß Greis und Jüngling Dich, Europens Wunder, ſehen,
Und laben ſich an Deinem Königsſinn.

Dann ſieht Berlin in ſeinen Thoren wallen
Die Heldenſchaar, von Dir geführt,
Du hörſt des Dichters Lied, hörſt unſers Säuglings Lallen,
Und liebſt die Stadt, die Deine Gnade ziert.

Und

Und ſeh ich nicht Dein holdes Antlitz wieder,
Nimmt mich ein fremder Hafen ein,
So bet' ich doch für Dich und lehre meine Brüder
Des Wonnetags, der Dich gebahr, ſich freun.

Von Kloſterzinna ging die Reiſe weiter nach Luckenwalde, wo ich auf eine halbe Stunde den Inſpektor St** beſuchte, und, weil ich gern weiter wollte, in dem nächſten Dorfe das Mittagsmahl hielt. Hier kam ich aber ſchlecht an; es war in der elenden Schenke nichts zu haben, als ein Krug Bier, und ein paar gekochte Eyer, auf deren Zubereitung ich beynahe eine Stunde warten muſte. Von da ging ich nach Trebbin, und ruhete ein wenig bey dem Oberprediger O**s aus, den ich bereits vor drey Jahren auf einer vorgehabten, aber fehlgeſchlagenen Reiſe nach Wittenberg kennen gelernt, und bey dieſer Gelegenheit zwey Tage in ſeinem Hauſe zugebracht hatte. Dieſe Exkurſion geſchahe im Sommer 1776 über Mittenwalde, Zoſſen, Chriſtinendorf u. ſ. w. Ich hatte mich in der dortigen Gegend verirrt, und da ich ſchon glaubte, nahe an Wittenberg zu ſeyn, befand ich mich in Trebbin. Es ging alſo hier, wie mit der im erſten Abſchnitt erwähnten und intendirten Reiſe nach Bützow; ich kam damals nach einer Abweſenheit von einigen Tagen wiederum heim.

Meine

Meine diesmalige Tagereise ging nicht weiter, als bis Groſsbären, wo ich um neun Uhr eintraf, und wo ich zum ersten Mal auf dieser Reise mit einem dürftigen Strohlager in der Gesellschaft schnarchender Kutscher und ihren Blähungen freyen Lauf lassender Dirnen fürlieb nehmen muste, denn der Gastwirth war eben im Abzuge begriffen. „Warum grüsten Sie aber nicht das Handwerk?„ Antwort: weil es schon spät war, und ich hörte, daß die Geistlichkeit bereits in den Federn sey. Diese Nacht träumte ich von lauter Mordgeschichten; ho, ho, dacht' ich, als ich erwachte, das wird gut werden, wenn du nach B**n kommst, wirst dich wohl herumtummeln und durchbeissen müssen, ehe du zum Frieden kommst. Bey dieser Gelegenheit will ich meine Meynung über die Träume und Traumdeutereyen sagen, weil ich merke, daß einige darinn zu viel, andere zu wenig thun.

Träume, das ist: unordentliche, unzusammenhängende Vorstellungen der Seele von vergangenen, oder gegenwärtigen, oder zukünftigen Dingen während des Schlafs des Körpers sind im Ganzen nicht zu verwerfen, weil unsere Seele ein Vermögen hat, das Künftige zu ahnden, und

eben

eben daraus, wie aus dem unwiderstehlichen Triebe, das Künftige zu wissen, nicht undeutlich hervorgeht, daß sie nach dem Tode des Leibes in einem veränderten Zustande noch fortdauern werde. Oft sind sie freylich nichts weiter, als eine Wirkung eines dicken, unordentlich zirkulirenden Geblüts, und einer verworrenen Einbildungskraft, deren Menge oder Aengstlichkeit eine schwache und zerrüttete Gesundheit, oder ein krankes, leidendes Gemüth anzeigt. Aber oft sind sie auch Winke eines gut gegen uns gesinneten Gottes, der uns auf zukünftige widrige oder erfreuliche Schicksale vorbereiten will. Freylich kann ich das nicht mathematisch beweisen, freylich muß ich mich hier auf eines jeden Erfahrung, und auf die in der heiligen Schrift angezogenen Beyspiele von bedeutenden, göttlichen, prophetischen Träumen berufen; mir ist wenigstens meine eigene oftmalige Erfahrung Bürge dafür.

Ich will nur aus meiner Erfahrung ein einziges Beyspiel anführen. Als meine verewigte Gattinn nach B** gereiset war, um daselbst Wochen zu halten, so träumte mich ohngefehr zwey Wochen vor ihrem Tode: als wenn ich mich in der Gesellschaft verschiedener junger Frauenzim-

zimmer befände, wobey meine Ehefrau auch war. Diese ging unvermuthet von meiner Seite aus der Gesellschaft weg, und ein anderes mir unbekanntes Mädchen kam, und umarmte mich. — War dies nicht eine göttliche Benachrichtigung, oder wenn wir auch nicht sagen wollen: göttliche, eine in dem Ahndungsvermögen der Seele gegründete Benachrichtigung von dem, was mir in kurzem begegnen sollte? Allerdings ist es Thorheit, alle Träume ohne Unterschied für bedeutend zu zu halten, und sich über deren Auslegung den Kopf zu zerbrechen.

Aus Groſsbären brach ich früh um fünf Uhr auf, und kam gegen 6 Uhr nach Marienfelde, hatte aber das Schicksal, als ich von hier aus weiter nach B** gehen wollte, mich zu verirren, das erste und letzte Abentheuer, welches mir auf dieser Reise begegnete. Nachdem ich ohngefehr eine halbe Stunde gegangen war bey abwechselndem Regenwetter, traf ich einen pflügenden Ackerknecht, welcher mich benachrichtigte, daß ich mich auf dem Wege nach Lichtenrade befände; ich muste also wieder umkehren, und kam um sieben Uhr abermals nach Marienfelde. Hier verweilt' ich eine halbe

viertel

viertel Stunde im Gasthofe, und ging darauf weiter nach Mariendorf, ich konnte aber kaum das Dorf erreichen, so fiel ein entsetzlicher Platzregen, der das ganze Dorf überschwemmte, und mich nöthigte, so lange, bis der gröste Guß vorüber war, in der Schenke zu bleiben.

Hier besuchte ich meinen alten Freund und Bekannten, den Prediger B * *, mit dem ich vor einigen Jahren vor dem versammelten B — r Magistrat und dem Herrn Probst T * * zu der damals durch den Tod des Predigers S * * erledigten Stelle die Probepredigt gehalten hatte. Hier frühstückte ich erst, und ließ mir zu Mittage ein ländliches Gericht, Erbsen mit Speck, vorsetzen. Indem wir aßen, klärte sich unvermuthet das Wetter auf; eben so unvermuthet pflegen oft in dem menschlichen Leben auf Tage des Kummers und der Betrübniß Tage der Freude und des Wohlseyns zu folgen; meinen Herrn Konfrater wandelte nach Tische der Schlaf an, denn er war gewohnt, Mittagsruhe zu halten, ich brach also auf, und wandelte über Tempelhof nach B * *n. Ehe ich noch an die Thore von B * *n kam, begegnete mir schon ein alter Bekannter, der Gastwirth B * *g, mit Sack und Pack, der nach Großbären

zog,

zog, und ſich freute, mich wiederzuſehen. Der zieht aus, dacht' ich, und du ziehſt ein, wie wunderlich iſts doch in unſerer Pilgrimmſchaft auf Erden! lauter Abwechſelung! lauter veränderte Scenen! keine bleibende Stätte, bis der Tod kommt, und all' der Unruhe, all' der Veränderung, die im Grunde und von einer andern Seite betrachtet, doch einerley iſt, ein Ende macht. Das befahrne Gleis zu befahren, ſagt Young in ſeinen Nachtgedanken, und wieder zu befahren, zu ſehen, was wir geſehen haben. — Das iſt ein Bild unſerer irrdiſchen Wallfahrt, und eine Beſtättigung des ſalomoniſchen Ausſpruchs: Es iſt alles eitel. Unter dieſen Gedanken erreicht' ich um vier Uhr das Halliſche Thor, und wunderte mich ſelbſt drüber, daß ich wieder in meiner Vaterſtadt B * * war.

Sechster Abſchnitt.

Abermals eine Reiſe zurückgelegt! wollte Gott, es wäre die letzte, die ich unter dieſen Umſtänden unternahm, bis ich jene große Reiſe antreten werde, von welcher noch niemand wieder zurückgekommen iſt. — Reiſebeſchreibungen ſind

kein zusammenhängendes System, wo auf das früher oder später, und auf die ordentliche Folge der Gedanken und Materien sehr viel ankommt.

Meine Leser werden mir's also nicht vargen, wenn ich vor dem Beschluß dieses Theils meiner Lebensgeschichte eine kleine Exkursion nachhohle, welche mit den in diesem Buche erzählten Reisen, deren Absicht vereitelt wurde, viel ähnliches hat.

Nachdem die Philosophen zu F** durch einige verleumderische Nachrichten, und durch meine in B** gedruckte Streitschrift vom Verbot des Bohnenessens durch den Weltweisen Pythagoras, wodurch sie sich für beleidigt hielten *) aufgebracht, mir die Ertheilung der bey ihnen

*) Vielleicht geschahe es deswegen, weil ich darinn unter andern gesagt hatte, daß einige Gelehrten der Meinung wären: Pythagoras hätte seinen Schülern den Genuß der Bohnen aus der Ursache untersagt, weil die Bohnen in ihrer Figur mit den weiblichen Geburtsgliedern eine Aehnlichkeit haben. Weil mancher meiner Leser begierig seyn möchte, die eigentliche Meinung des Pythagoras von dieser Sache, worüber die Gelehrten so uneinig sind, zu wissen, so will ich kürzlich mein Urtheil darüber, wie es in meiner lateinischen Streitschrift: Dissertatio philologica super illa a nonnullis eruditorum agitata quæstione: quam ob causam Pythagoras disci-

ihnen geſuchten Magiſterwürde, und die Erlaubniß in F** Kollegia zu leſen, abgeſchlagen, die Anticipation dieſer Würde auf dem Titel mei-

 ner

diſcipulos iuſſerit, abſtinere a fabis, Berol. 1766. enthalten und weiter ausgeführt iſt, herſetzen.

Das Verbot des Bohnenessens war ſymbolisch, wie alle Lehren und Aussprüche des Pythagoras symbolisch und räthselhaft waren, deren Plutarch in ſeinem von mir überſetzten Buche von Erziehung der Kinder verſchiedene anführt. Er wollte dadurch anzeigen: „ſeine Schüler ſollten ſich nicht in Staatsgeſchäfte miſchen, „und ſich um keine obrigkeitlichen Aemter bewerben, damit „ſie nicht in Lebensgefahr kämen und deſto ungehinderter „der Weisheit und den Studien obliegen könnten.„ Die Metapher oder Vergleichung iſt daher genommen, weil es zur Zeit der Archonten, die in Athen regierten, gewöhnlich war, ſowohl bey der Wahl, als Abſetzung einer Magiſtratsperſon die Stimmen mit Bohnen zu geben, die hernach gezählt und nach der Mehrheit der Stimmen die Sache entſchieden wurde. Ich habe dieſe Erklärung, die gewiß unter allen übrigen die wahrſcheinlichſte und vernünftigſte iſt, aus dem Plutarch. Pythagoras ſelbſt hatte, wie Jamblichus in ſeiner Lebensbeſchreibung erzählt, einen ſolchen Reſpekt oder eine ſolche Scheu vor den Bohnen, daß er ſein Leben hätte retten können, wenn er durch ein mit Bohnen beſäetes Feld hätte flüchten und ſeinen Verfolgern entgehen wollen. Er wollte aber dieſe Hülſenfrucht nicht verderben, ſondern ſtarb lieber. Mehrere Nachricht hievon und von den übrigen beſondern Meinungen dieſes durch ſein Syſtem der Seelenwanderung berühmt gewordenen Weltweiſen findet man beym Laertius.

ner zwoten daſelbſt gedruckten Streitſchrift von den Geſpenſtern (de reditu mortuorum) als unverzeihlichen Frevel angerechnet, und zu meiner gröſſeren Demüthigung dieſe von ihnen beliebte Weigerung in öffentlichen Blättern, in den b—ſchen, politiſchen Zeitungen bekannt gemacht hatten, ſo wandte ich mich gleich an die philoſophiſche Fakultät in Wittenberg, um dieſe Würde und Erlaubniß, zu leſen, zu erhalten. Der Herr Profeſſor Titius, damaliger Dekan, ſchrieb mir auch gleich einen ſehr höflichen Brief des Innhalts zurück, daß die Fakultät zur Befriedigung meiner Wünſche bereit ſey, und daß ich nach Erlegung der Gebühren meine Diſputation gleich bey meiner Ankunft in Wittenberg vertheidigen könnte.

Nun fehlte es am Beſten. Mein aus C** mitgebrachter Geldvorrath war bis auf einige Thaler geſchmolzen, und ich hatte in einem Prozeß mit den Brüdern meiner erſten Frau nicht allein mein ganzes Mobiliarvermögen, ſondern auch meine Kleidung, meine Wäſche, und meine Bibliothek verloren, ſo daß ich ärmer war, als da ich als angehender Student nach Halle ging. Ich bekam obendrauf noch einen Prozeß mit einem

einem Juden, welcher mich um dreiſſig Thaler betrügen wollte. Kurz, es wurde mir in B—n zu enge; ich muſte hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen. Ich machte mich alſo an einem Frühlingsmorgen im Monath May, nachdem ich den Tag zuvor von einer kleinen Reiſe aus Kremmen zurückgekommen war, ſehr zeitig auf, um nach Wittenberg zu wandern, ob ich gleich nur einige Groſchen Geld in der Taſche hatte. Ich war mit einem dünnen Sommerröckchen bekleidet, welches ich gegen einen Winterock, der noch'zweymal ſo viel werth war, vertauſcht hatte. Ich ging über Groß-Kienitz, wo ich bey meinem damaligen Seitenverwandten, dem Prediger G** einſprach, und mich nebſt ihm drüber verwunderte, daß mir, als einem Pythagoräer, ſeine Hausfrau ein Bohnengericht auftiſchte. Von hier gings Nachmittags zu ſeinem Bruder, dem Prediger G** nach Machenow, wo ich übernachtete. Ich hatte den Entwurf der Predigt bey mir, die ich in Wittenberg zu halten gedachte, und ſtudirte noch, ehe ich zu Bette ging.

Ich konnte überhaupt zu der damaligen Zeit, weil mein Herz voll Sorgen, und mein Kopf voll unruhiger Entwürfe war, wenig ſchla-

fen. Um drey Uhr Morgens wacht ich ſchon auf, und weil es mir unmöglich war, lange im Bette zu liegen, ſo erhob ich mich; ich wollte zur Thür hinaus, aber die Thür war verſchloſſen. Was war zu thun? Ich ſtieg zum Fenſter hinaus, und ſteckte mir bey dem Nachbar eine Pfeife Taback an, bis die geiſtliche Familie nach anderthalb Stunden zum Vorſchein kam, und das Frühſtück eingenommen wurde.

Von hier ging der Weg über Mittenwalde nach Toſſen, wo ich mir ein paar Schuhe anmeſſen ließ, auf deren Abhohlung der Schuhmacher, wenn er anders noch lebt, bis dieſe Stunde noch wartet. Von da wanderte ich weiter durch die lange Haide nach Baruth, wo ich gegen ſechs Uhr eintraf. Bey dem dortigen Kaplan, wo ich einkehrte, fand ich keine Herberge, weil ſein Haus eben gebaut wurde, und im Gaſthofe zu bleiben, hielt ich meiner ſchwachen Kaſſe wegen für bedenklich. Ich beſchloß alſo auf einmal, noch dieſen Abend nach Teupitz zu wandeln, weil ich mit dem dortigen Prediger durch meinen Schwiegervater bekannt war. Man ſagte mir: es wäre nur drey Stunden von Baruth, und ich ging um ſieben Uhr mit ſchnellen Schritten

auf

auf Teupitz los. Es war eine Haide zu paſſiren, und je länger ich ging, deſto finſterer wurde es. Zwey Stunden war ich ſchon gegangen, als ich weder Weg noch Steg vor mir ſahe, und anfing, mich in der Haide zu verirren. Nie habe ich mich mehr geängſtiget, nie die Thorheit und Verwegenheit meines Unternehmens mehr verwünſcht, nie die ganze Laſt meines widrigen Schickſals drückender gefühlt, als eben hier, da ich, in der ganzen weiten Schöpfung allein zu ſeyn glaubend, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte, und nicht wuſte, ob ich mich niederlegen, oder fortgehen ſollte.

Endlich kam ich nach langem Herumirren an eine Mühle, und war froh, daß ich einen Ort fand, wo mein Fuß ruhen konnte. Ich ließ mir von dem Müller einen Trunk Waſſer zu meiner Erfriſchung geben, worinn ich etwas Zucker warf, und bat ihn, zu erlauben, daß ich die Nacht bey ihm zubringen könnte, weil es noch eine gute halbe Meile bis Teupitz war. Ich ſchlummerte nur ein wenig, weil der mich umgebende Lärm mich nicht ſchlafen ließ. Kaum war der Morgen angebrochen, ſo ging ich nach Teupitz, und der Prediger wunderte ſich, wo ich ſo

früh herkäme. Ich erzählte ihm mein gestriges Abenthever, und sagte ihm blos, weil ich nicht für gut fand, ihm mein gehabtes Vorhaben, nach Wittenberg zu reisen, zu eröffnen, ich hätte seit kurzem viel Verdruß gehabt, und wäre deswegen ausgegangen, um mir eine Veränderung zu machen. Die Begebenheit des gestrigen Tages schreckte mich von der Ausführung meines Vorhabens ab, und noch mehr die Ueberlegung, daß ich dort ohne Geld nichts ausrichten würde. Ich blieb also einige Stunden in Teupitz, und ging von da nach Mittenwalde, hier verirrte ich mich zum zweytenmal in der Haide, und kam endlich um die Mittagszeit bey meinen gewesenen Schwiegervater, dem Probst D** an. Hier blieb ich bis den folgenden Tag, und ging über Rudow, wo ich bey dem Prediger übernachtete, nach B—n zurück. So oft hatt' ich meinen Lauf nach Wittenberg gerichtet, bis mein Vorsatz doch endlich in Erfüllung gegangen ist.

Es wird vielleicht mancher, der diese Exkursionen und Unternehmungen liest, glauben, als wenn ich damals nicht recht bey Verstande gewesen wäre; demjenigen aber, dem die ganze

traurige Lage, worinn ich mich zu jener Zeit befand, das Aufeinanderfolgen von ſo manchen Verdrüßlichkeiten, die ich erfahren muſte, bekannt iſt, wird es ſehr begreiflich ſeyn, wie ich auf dieſe oder jene ſeltſam ſcheinende Entwürfe habe verfallen können. Und hätte mir der Himmel nicht gerade ein ſolches Gemüth und ein ſolches Temperament, als ich beſitze, gegeben, hätte mich nicht unwandelbares Vertrauen auf Gottes Hülfe und Fürſorge belebt, ſo läugne ich nicht, daß ich über all' die Chikanen, über all' die Prozeſſe und unangenehmen Vorfälle, worinn ich verwickelt wurde, hätte zum Narren werden können. —

Ich habe meine Reiſebeſchreibung bis auf meine letzte Zurückkunft nach B—n fortgeſetzt, und will von meinem daſigen Aufenthalt nur ein paar Worte ſagen. Derjenige Mann, der mich aus Leipzig zurückgerufen hatte, gab mir den Rath: ich ſollte vor der Hand Privatunterricht geben, weil ſich aber dazu nicht gleich eine Gelegenheit fand, und es meine Sache nicht iſt, in den Häuſern herumzuſchleichen, um meine Dienſte anzubieten, ſo beſchloß ich, meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortzuſetzen. Mein erſtes Geſchäft

nach meiner Zurückkunft war die Herausgabe einer Wochenschrift: Vermischte Aufsätze für das denkende Publikum betitelt, wovon im vorigen Jahre bereits zwey Bändchen in meinem eigenen Verlag herausgekommen sind. Hiezu kam eine andere: Unterhaltungen für Frauenzimmer betitelt, eine Wochenschrift, welche im Birnstielischen Verlage daselbst seit dem Anfange des Jahres 1780 erschienen, und wegen meiner im Aprill eben dieses Jahres erfolgten abermaligen Entfernung von B** mit dem zweyten Theil des ersten Bandes geschlossen ist.

Kurz vor meiner letzten Abreise aus B** wohin ich schwerlich wieder zurückkehren werde, ging ich, weil ich mich in einem gewissen Gedränge befand, zu dem Mann, auf dessen Rath ich Leipzig verlassen hatte, und fragte ihn, wie es mit den Aussichten stünde, die er mir in seinem Briefe eröffnet hatte? Er antwortete: Sie haben nichts zu erwarten. Und mit dieser Sentenz, die ich mir längst aus dem Betragen derer, von denen meine Versorgung abhing, hätte abstrahiren können, und die alle meine Hoffnungen auf einmal niederschlug, brach ich auf, und ging dahin zurück, woher ich gekommen war, um

unter

unter einem fremden Himmelsſtrich meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortzuſetzen, bis es der Vorſehung, der ich traue, gefallen wird, mir einen andern Wirkungskreis anzuweiſen, oder mich von meinem Poſten abzurufen, und meiner Pilgrimmſchaft ein Ende zu machen. —

Meine Ausſichten in die Zukunft und in die glücklichere Verfaſſung, die ich erwarten ſoll, ſind noch in einen Nebel gehüllt, der ſich doch über kurz oder lang aufklären muß. —

Und nun, liebes Publikum! erwarte die Erzählung der künftigen Begebenheiten und Veränderungen, welche mir auf der ferneren Reiſe durchs mühſelige Pilgerleben noch bevorſtehen, wenn dir anders an dieſer Erzählung etwas gelegen iſt, nach meinem irrdiſchen Aufhören von einer geſchickteren Hand. Und du, gütiger Himmel! der du alle meine Schickſale lenkſt, der du jedem meiner Tage, ehe noch einer derſelben da war, Kummer oder Vergnügen zutheilteſt, und das Ende meiner mühſeligen Laufbahn weislich vorherbeſtimmt haſt, — hilf — gieb mir Geduld — gieb mir Freunde — ſegne meine Studia, Amen.

Zugabe

Zugabe oder Nacherinnerung,

als Nutzanwendung des vorstehenden

Tagebuchs

von jedermänniglich, der gern Reisebeschreibungen lieſt,

und zu der Zahl der Pilgerfreunde gehört,

zu machen.

Es geschieht zwar nichts neues unter der Sonnen, nach Stand und Würden geehrte und geneigte Leser! wie Vater Salomo, nachdem er selbst durch alle Erfahrungen deſſen, was in der Welt frommet und nicht frommet, und insonderheit den Sinnen schmeichelt, durchgegangen war, irgendwo (mich dünkt, in seinem Predigerbuche) sehr ernsthaft versichert hat; wir drehen uns immer auf derselbigen Axe herum, sehen, was schon vormals da geweſen iſt, immer wieder zum Vorschein kommen, sehen Tage mit Tagen, Jahre mit Jah-

Jahren, die nur durch einige Kleinigkeiten unterschieden ſind, ſich gatten, und in den Ocean der Zeit verſchlungen werden, und werden doch nicht müde der ſchönen Eitelkeit, und des Beharrens auf dieſer einförmigen Scene. Ob das nun gleich wahr und durch unzählige Beobachtungen beſtätiget iſt, daß im Grunde nichts neues unter der Sonne geſchieht, wenn man gewiſſe unbedeutende Modifikationen, die von der Mode oder von dem Eigenſinn veränderungsbegieriger Menſchen herrühren, abrechnet: ſo iſt doch gleichwohl alles darauf hinaus, etwas neues zu ſehen, zu hören, zu bewirken, zu erfinden, ſollte dies Neue auch nicht beſſer, nicht nützlicher, als das Alte ſeyn; — neue Geſangbücher — neue Liturgieen — neue Kleidertrachten — neue Red- und Schreibarten — neue Syſteme in den Wiſſenſchaften — neue Erziehungsanſtalten — das iſt alles Modifikation der allgemeinen in der Welt und im menſchlichen Leben herrſchenden Einförmigkeit, und das alles, dieſe Begierde nach Neuerungen, nach veränderten, abwechſelnden Auftritten hat ihren Grund in dem urſprünglichen Triebe unſerer Seele, den Kreis ihrer Ideen und Vorſtellungen immer mehr zu erweitern, immer weiter vorzudringen in Betrachtung der vor uns da liegenden Schöpfung,

der

der ihrem Urheber so viel Ehre macht, und in der Zukunft zu leben.

Und dieser Grundtrieb unserer Seele, diese unwiderstehliche Neigung derselben nach Erweiterung, Bereicherung, Verschönerung ihres Ideenkreises, wie viel Gutes hat die nicht in der Welt hervorgebracht, wie viel zum Daseyn gemeinnütziger Künste und Wissenschaften, und zum Flor der Länder beygetragen, wie viel zur Zerstörung des finstern Reichs des Aberglaubens bey uns und unsern Nachbaren bewirkt! Ihn ausrotten oder unterdrücken wollen, ihm in träger Unthätigkeit sich widersetzen, das hiesse die Menschen zu Maschinen umschaffen, die große, schöne Welt in eine traurige Einöde verwandeln, und die Glückseligkeit von der Erde verbannen. —

Der Landmann oder der bornirte Handwerker ist glücklich, das ist wahr; er ißt, trinkt, schläft, arbeitet, macht sich dann und wann ein unschuldiges Vergnügen, füllet die Erde, und ist, wenn er sein mäßiges Auskommen hat, mit seinem Zustande zufrieden; aber unendlich glücklicher ist der Weise, der vernünftige Gelehrte, dem seine Kenntnisse, seine guten, moralischen Gesinnungen,

seine

seine feinen Empfindungen weit mehr und weit dauerhafteres Vergnügen gewähren, als dem Handwerker und dem Landmanne alle seine sinnliche Wollust, und dem reichen Prasser die ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten einer üppigen und geschmacklosen Schwelgerey. — Abermals eine kleine Vorrede, und sollte doch nach der Aufschrift dieser Zugabe zu meiner Reisebeschreibung Nachlese, Nacherinnerung seyn. Ich habe diese Betrachtung, die wenigstens in keiner verjährten Postille steht, deswegen vorangeschickt, um dadurch zu verstehen zu geben, daß es, weil die Welt, auch die lesende und Litteratur liebende Welt immer nach Neuigkeiten schnappt, und wenn auch sonst im Buche selbst nichts neues steht, an einem neuen Titel oder an einer ungewöhnlichen Einrichtung desselben sich weidet, einem Schriftsteller, der seine Bogen gern voll haben will, nicht veracgt werden könne, wenn er nach der Mahlzeit noch ein kleines Dessert, und nach Endigung seiner Schrift, die mit einer Vorrede anhub, auch eine Nachrede oder Nacherinnerung oder Epiphonem, wie man's nennen will, auftischt, und beym Beschluß oder Abschiednehmen bittet, daß man so fürlieb nehmen wolle.

Meine Nachlese oder mein Dessert wird eine Reisebeschreibung en miniature enthalten, die ich in dem vorstehenden Tagebuche nicht füglich anbringen konnte, weil ich sonst etwas weiter hätte ausholen müssen.

Hieroglyphisch hab' ich übrigens mein Tagebuch theils um deswillen genannt, weil es jetzt Mode ist, seinen Kindern gelehrte Namen zu geben, damit sie desto besser unterkommen, sollte man auch keinen zureichenden Grund von solcher Benennung angeben können, theils um deswillen, um meinem Herrn Verleger, weil Hieroglyphen Figuren, sinnbildliche Vorstellungen einer Person oder Sache oder Leidenschaft sind, die sich zunächst von den Aegyptiern herschreiben, von denen sie nachher die Juden entlehnten, einen freundschaftlichen Wink zu geben, daß er dies Büchlein um seines eigenen Vortheils willen mit hübschen Kupfern auszieren, wenigstens eine saubere, darstellende Vignette auf dem Titelblatt, dessen Erklärung hier nachzuholen war, nicht vergessen wolle. Also nun zur Sache!

● ● ● ● ●

Ein

Ein Einfall iſt des andern werth, und ein Einfall hilft zu dem andern. Das iſt eine bekannte Wahrheit, beynahe hätte ich ein Sprüchwort, was noch etwas ärger klingt, hergeſetzt.

Ich hörte und las bey meinem damaligen Aufenthalt in [redacted] * * nach der Niederlegung meiner Predigerſtelle etwas von des Herrn Oberkonſiſtorialrath Büſchings Reiſe nach Rekkahne, und fand darinn ſo manches, welches wohl nicht eigentlich zur Sache gehörte, ſondern mit Haaren herbeygezogen war. Hilf ewiger Gott! dacht' ich, wenn du ſo ſchreiben, wenn du jede unbedeutende, allgemein bekannte Sache, die du auf deinem Wege antrifſt, niederſchreiben und, um gedruckt zu werden, aufzeichnen wollteſt, ſo könnteſt du bald ein dickes Buch oder mehr dicke Bücher zuſammenſchmieren, und was kommt dabey heraus, als daß das Publikum betrogen, und allenfalls, wenn der Verfaſſer ſolcher Schreibereyen ein berühmter Mann iſt, der Buchhändler bereichert wird. Ich ſage dies nicht zu des Herrn Doktor Büſchings Nachtheil, obgleich mein ehrliches, freymüthiges, durch mehrere Stimmen beſtärtigtes Urtheil dahin ausfällt, daß er bey ſeinem ohnehin beſchwerlichen

Amte zu viel schreibt, und daß seine gröste Stärke, worauf er sich eigentlich einschränken sollte, Historie und Geographie ist. Uebrigens ist Doktor Büsching ein rechtschaffener, gutdenkender Mann, und besitzt wenigstens nicht so einen übertriebenen Stolz, so eine andächtelnde, pedantische Morositat, und so einen unauslöschlichen Verfolgungsgeist, als viele von seinen Herren Kollegen, vor denen sich der angehende Kandidat nicht genug bücken, und denen der unter ih er Jurisdiktion stehende Prediger nicht genug hofiren kann. Pharisaeimus rediviuus und Lutherus cum Socino concordans, das wäre so, meinem Bedünken nach, das Bild und die Ueberschrift, welche man so manchen heutigen sich groß und weise dünkenden Theologen geben könnte, die in ihrer Jugend die verliebtesten Gecken und Spaßvögel waren, und nun, da sie auf Mosis Stuhl sitzen, und Päbste im Kleinen sind, andern ehrlichen Leuten das Tändeln und Scherzen verbieten wollen, und nur denen hold sind, die ihren Speichel lecken, und durch Nepotismus ihnen empfohlen sind, damit ihre Kinder und Nepoten nach ihnen gleiche bereitwillige Hülfe erlangen mögen.

Davon liesse sich freylich viel, sehr viel sagen, aber ich muß abbrechen, damit ich nicht in

Eifer

Eifer gerathe, und nur erzählen, daß ich durch Böschings Reise nach Rekkahne auf den Einfall gebracht wurde, meine Reise nach Kremmen zu beschreiben, weil meine gewesene Frau sich damals in dieser kleinen Stadt aufhielt, und ich öftere Exkursionen dahin anstellete. Ich machte auch damals wirklich den Anfang dazu, ließ es aber bald wieder liegen, weil zu dieser Zeit ein Entwurf den andern drängte, und ich vor Unmuth öfters nicht wuste, was ich zuerst thun sollte. Jetzt will ich also dasjenige zur Wirklichkeit bringen, was damals projektirt war, und das hauptsächlich darum, um die Welt über einige Dinge zu belehren, welche ihr meine Feinde und Lästerer in einem ganz falschen Lichte gezeigt haben.

Die erste Reise nach K * * n während meines Privatlebens in B * * n geschahe zu Fuße im Anfange des Mays 1776. Ich hatte mich vor kurzer Zeit mahlen lassen, und hatte mein Bild bey mir, welches mir ein Handwerksbursche, den ich unterweges antraf, tragen half, um meiner lieben Frau ein unerwartetes Vergnügen und Geschenk damit zu machen. Als ich ankam, war meine Frau mit ihrem Bruder und seiner Ehegattinn über Land gefahren, ich kehrete also bey dem Bürger-

meiſter R.** E ein, welcher mich auf die üble Laune des Herrn Schwagers vorbereitete, und, im Fall ich mich mit ihm erzürnen ſollte, ſein Haus zum Aufenthalt anbot. Er ließ es mir nicht ſagen, als er von ſeiner kleinen Luſtreiſe zurückgekommen war, ich verfügte mich alſo gegen zehn Uhr in ſeine Pfarrwohnung, der Herr Schwager war aber ſo gefällig, und wollte mich nicht einlaſſen, weil er, wie er ſagte, viele nachtheilige Gerüchte von mir aus B—n erhalten hätte. Ich verlangte, meine Frau zu ſprechen, er beharrte auf ſeiner Weigerung, und der Streit wurde ſo hitzig, und ich durch den Gedanken: deine Frau ſollſt du nicht ſprechen! ſo ſehr in Wuth gebracht, daß ich im Begriff war, gerichtliche Hülfe zu ſuchen. Schon wurden die Nachbaren aufmerkſam, ich beſchloß endlich, damit die Leute nicht im Schlafe geſtört wurden, zu dem Bürgermeiſter zurückzugehen, welcher über das Betragen meines Schwagers den Kopf ſchüttelte, und mir ein niederſchlagendes Pulver eingab. Ich war im Begriff, mich auszukleiden, und mich nach gehabtem Aergerniß durch dem Schlaf zu erquicken, als der Herr Schwager ſeine Magd zu mir ſchickte, und mich bitten ließ, zu ihm zurückzukommen.

Blos das Verlangen, meine ſchwangere Frau zu ſehen, die ich ſeit drey Monathen nicht geſprochen hatte, beſtimmte mich dazu. Gram, kaum beſänftigte Wuth, und verzehrender Kummer ſaß mir auf der Stirn, als ich in die Stube trat, und meine in einem Lehnſtuhl ſitzende Frau, die an der niederträchtigen Behandlung ihres Bruders keinen Antheil hatte, umarmte, denn ſo ſchlecht war mir noch in meinem Leben nicht begegnet worden. Gott! dacht' ich, ein ſo verächtliches, niederträchtiges Verfahren von einem ſo nahen Verwandten, der von der Schule her mein älteſter, vertrauteſter Freund, und oben drein jetzt Prediger, jetzt einer von den öffentlich verordneten Lehrern der Weisheit und Tugend war, die von ihrer Kanzel herab andern zurufen, andere ermahnen: „So je„mand von einem Fehl übereilet würde, ſo „helfet ihm wieder zurecht mit ſanftmüthigem Geiſt ihr, die ihr geiſtlich ſeyd, und, wenns auf die Ausübung ankommt, ſelbſt verwerflich werden, ſelbſt die erſten ſind, die mit jenem verworfenen Haufen verblendeter Juden ſchreyen: Kreuzige, kreuzige ihn! Gott erbarme ſich deſſen, der in ſolcher Leute Hände und Mäuler geräth! Zu mehrerer Erläuterung hierüber ver-

weise ich meine Leser auf das einzeln gedruckte Gedicht des unsterblichen Gleims, und insonderheit auf die Stelle, wo der Verfasser erzählt, wie eine Taube sich verkroch vor einem Priesterkragen, wie denn die vorangehende Geschichte, wodurch dieses Gedicht veranlaßt wurde, jedermänniglich bekannt, und den Einwohnern einer großen Stadt sehr lieblich anzuhören und sehr erbaulich gewesen ist. —

Indessen söhnten wir uns diesmal wieder mit einander aus, ich bedauerte meine arme Frau, und die Frucht, die sie unter dem Herzen trug, welche beyde über diesen Vorfall hätten des Todes seyn können, wie denn auch der Erfolg zeigte, daß der innerliche Gram der Mutter den frühzeitigen Tod ihres Kindes nach sich gezogen hat, und kehrte nach einem viertägigen Aufenthalt in R — n den Kopf voller Grillen, das Herz voller schmelzender Wehmuth und banger Ahndungen nach B — n zurück, wo ich mir durch Verfertigung verschiedener Schriften, die aber bey meinem Leben nicht ans Licht kommen werden, die Zeit vertrieb.

Kaum

Kaum waren vier Wochen vergangen, so erhielt ich durch eine Botenfrau einen Brief von meiner Frau aus K — n, worinn sie mir in den zärtlichsten Ausdrücken Vorwürfe über mein langes Ausseubleiben machte, und mir unter andern eine gewissermaßen unerwartete Nachricht ertheilte, wobey sie sich so herausließ: „Mein „lieber Mann, du zeigst ein schlechtes, väterli„ches Herz, indem du dich gar nicht um mich „und um dein Kind bekümmerst; ich bin seit „acht Tagen in Wochen, und mit einem jungen „Sohn entbunden, ein allerliebstes Kind! es „wird bald Papa und Mama sagen können.„

Natürlicher Weise freut' ich mich über diese Nachricht ungemein, und wem sollte die glückliche Niederkunft einer geliebten Gattinn nicht Vergnügen, nicht Entzückung ins Herz rufen? Ich erwägte nicht, was ich freylich, wenn ich argwöhnisch und mißtrauisch zu seyn gewohnt wäre, hätte erwägen sollen, daß nach dem Lauf der Natur und nach Adam Riesens Rechenbuch die Zeit ihrer Schwangerschaft noch nicht zu Ende seyn konnte, und welcher Philosoph, der den Kopf voller Gedanken hat, bekümmert sich sehr um dergleichen Rechnungen, worinn

ſich oft unſre Weiblein ſelbſt verrechnen? Ich nahm alſo die von meiner Frau erhaltene Nachricht, die ein neuer Beweis der Weiberliſt war, denn ſie wollte mich dadurch locken, zu ihr zu kommen, für baare Münze, und ſetzte mich gleich nieder, ein Wiegenlied an ſie bey der Geburt ihres erſten Sohnes zu ſchreiben, welches in unſerer deutſchen Mutterſprache folgendermaßen lautet:

Acht Tage ſind es, daß ich Vater bin,
Bin wider mein Vermuthen es geworden,
Urplötzlich kam ich in der ernſten Väter Orden,
O unvergleichlicher Gewinn!
Ein kleiner Sohn, des Vaters Freude,
Entrich die Mutter ihrem Leide,
Ihn gäb' ich nicht um hundert Kronen hin,
Und ſollten Schätze glühn, und Wonneſtröme rauſchen,
So wollt' ich nicht um Gold den kleinen Biedermann vertauſchen,
Mit lieblich reizendem Geſichte,
Im Frühling fängſt, nicht im Saturn gebohren; —
Spät nimm ihn auf, Olymp! in den azurnen Thoren
Des Himmels, die kein Sterblicher im raubligten Gewande ſchaute,
Nur der empfand, der hier auf feſtem Grund ſein ewig Glück baute,
Nach früh durchleufner Ehrenbahn,

Und

Und treu erfüllter Menſchenpflicht
Dabey es mir an Brodt und Glück und Ruhm gebricht —
Die gute Mutter herzt, ein edles Weib, und theilt mir, und ſpricht:
„Fürwahr! ich laſſe dieſen kleinen Prieſter nicht.„

Dieſe Geſchichte hat mir unverſchuldeter Weiſe viel Verdrüßlichkeiten und üble Nachrede verurſacht. Denn ich hat in der Vorausſetzung, daß die Niederkunft meiner Frau gegründet ſey, verſchiedene Gevattern in der Nachbarſchaft von R * * n, welche dies, weil ſie näher, als ich, von der Wahrheit oder Unwahrheit der Sache unterrichtet ſeyn konnten, für Spaß oder gar für Chikane hielten, die ſie mir allein zur Laſt legten, und ich muſte bey meiner Ankunft in R * * n zu meinem gröſten Mißvergnügen erfahren, daß meine Frau noch nicht entbunden war, ſondern noch einige Wochen bis zu ihrer Niederkunft zu zählen hatte. Ich vergab ihr den Streich, weil ihre Abſicht dabey gut war, und ſie ſich, wie ſie ſagte, nicht vorgeſtellt hatte, daß ich das glauben, und einen ſolchen ihr und ihrem Bruder unangenehmen Gebrauch davon machen würde. Kurz; es war einmal geſchehen, und die Gevattern, welche wirklich ein neugebornes Kind anzutreffen vermeinten,

muſten diesmal ohne Schmaus wieder davon reiſen.

Poßierlich genug! wird mancher ſagen; was es doch alles in der Welt für drollichte Auftritte giebt, wenn man ſo drauf achtet, ſo in Familien und in die Begebenheiten des alltäglichen Lebens hineinſchielt, und die Welt nicht blos nach der Oberfläche betrachtet. Der eine bittet Gevattern, ohne ein Kind zu haben, und wird ausgelacht, mancher fürwitzige, übereilte Richter verdammt ihn gar zum Tollhauſe; der andere ſpielt trotz ſeiner geiſtlichen Kleidung und hypochondriſchen Geſichts in Geſellſchaften den ſüßen Herrn, läßt Feldpredigten ganz und ſtückweiſe drucken, kömmt dem wallenden Buſen einer verheyratheten Frau zu nahe, hält eine freundliche Miene für Einladung zum ſinnlichen Genuß, und — empfängt von der ſchönen Hand eine derbe Maulſchelle; der dritte geberdet ſich, wie ein vollkommener Heiliger, ſtellt ſich auf der Kanzel, als wollte er mit ſeinen lieben Zuhörern lebendig gen Himmel fahren *), und wirft mit Bet-

*) Hierbey erinnere ich mich folgender Anekdote aus meiner ehemaligen Amtsführung. Einer meiner benachbarten Amtsbrüder auf dem Lande, ein ſcherzhafter und aufgeräumter Mann wurde von einem Kandidaten, der jetzt auch

Bettelpack und andern Schimpfwörtern um ſich, wenn ihn ein Armer und inſonderheit ein pauvre honteux um ein Allmoſen anſpricht. —

Indeſſen hat es meiner geweſenen Frau Gemahlinn, oder vielmehr, weil ich von ihrem guten Herzen dergleichen Gottloſigkeit nicht vermuthen kann, demjenigen, der ihr die Einſchläge dazu gab, und zu ihrem Vormund ſich aufwarf, gefallen, in der bey dem b — ſchen Kammergericht eingereichten Eheſcheidungsklage dieſe jetzt erzählte Geſchichte ihrer fälſchlich vorgegebenen Niederkunft mit einem jungen Sohne ganz zu verdrehen, und mit unverſchämter Stirn zu meiner gröſſeren Verunglimpfung bey meiner Obrigkeit vorzugeben, daß ich dieſe Geſchichte ſelbſt in der Abſicht erdichtet hätte, ſie und ihre Familie dadurch zu kränken, und mir durch Erbittung vieler

auch im Amte ſteht, erſucht, ihn predigen zu laſſen. Der Prediger bewilligte es, und der Kandidat (vermuthlich war's ſeine erſte Predigt) ſagte unter andern zu der verſammelten Dorfgemeine: „Ach, meine lieben Freunde! wenn ich euch „doch könnte mit dieſen meinen Händen in den Himmel „tragen.„ Dies machte ſoviel Eindruck auf die Bauern, daß ſie ihm überall nachliefen, wo er predigte, und daß der Prediger, obgleich im Scherz, zu ihm ſagte: „Herr! ich laſſe Sie nicht wieder predigen; Sie haben mir meine ganze Gemeine rappelköpfisch gemacht.„

ler Gevatterin Geld zu acquiriren. Ich würde ihr, wenn der Richter auf diesen Umstand Rücksicht genommen hätte, um etwa einen Grund zur Ehescheidung mehr zu haben, den Eid hierüber deferirt haben, und sie hätte alsdenn entweder einen falschen Eid schwören, oder mit Schande bestehen müssen, es wurde aber mit Stillschweigen übergangen, und in der Ehescheidungssentenz blos der Grund: daß ich meine Pfarre resignirt, und mich dadurch ausser Stand gesetzt hätte, meine Ehefrau standesmäßig zu ernähren, als hinlänglich zur Ehescheidung angegeben. Und bey dem allen soll, wie meine pharisäischen Richter sagen, unter den in der vergangenen Zeit über mich ergangenen Kränkungen und Widerwärtigkeiten kein unverschuldetes Leiden seyn! Das mögen die, die so urtheilen, so schief, so einseitig, so liehlos urtheilen, verantworten. —

Es vergingen wieder vier Wochen, und meine Gattinn kam endlich im Julius 1776 mit einer jungen Tochter nieder. Ich erhielt die Nachricht davon, da ich eben bey meinem damaligen Schiegervater in M** war, und würde es nicht erfahren haben, wenn es nicht auf diesem

ſem Wege von ohngefehr geſchehen wäre. Denn der liebe Herr Schwager war viel zu aufgebracht wider mich, als daß er mich in höchſt eigener Perſon von dieſem erfreulichen Vorfall, der doch keinen mehr, als mich, intereßirte, hätte benachrichtigen ſollen. Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht! Wundere dich nicht, lieber Leſer, wie ich in dieſem Zuſammenhange auf dieſen Gedanken komme, denn es giebt böſe Buben überall, auch unter den Weibern. Mein Herr Schwager hatte ein böſes, neidiſches, zänkiſches Weib, die raunte ihm immer die Ohren voll von meinem geſetzwidrigen, verſchwenderiſchen Leben in B * *, und ſo entſtand durch bloſſes Weibergeklatſche in der Seele eines ſonſt gutdenkenden, treuherzigen Menſchen ein Feuer, welches nicht zu löſchen war, und noch nicht ausgebrannt iſt; ſollte man durch dergleichen Erfahrungen nicht dem Weibervolk gram werden? Wie mancher ehrliche Mann hat den Verluſt ſeines guten Namens und ſeines irrdiſchen Glücks blos einer ſolchen Neuigkeitsträgerinn, einer ſolchen Xantippe zuzuſchreiben! Merkt euch das, ihr Männer! und verſchließt eure Ohren vor dieſem Schlangengeziſche, wodurch eure Zeit und euer Herz verdorben wird. Geht ihnen in der glimpf-

lichen

lichen Beurtheilung eurer strauchelnden Nebenmenschen mit einem guten Beyspiele vor, und weiset sie zurecht, wenn sie über diesen und jenen von eurer Bekanntschaft herwollen, und euch aufhetzen, daß ihr diesem oder jenem gram werden sollt.

Die Geburt meiner Tochter veranlaßte mich zu einem anderweitigen Gedichte, welches ich in M * * gleich nach Empfang dieser erfreulichen Nachricht verfertigte, und um dem ersten Wiegenliede, welches die Geburt eines jungen Sohnes ankündigte, zu widersprechen, ebenfalls drucken ließ, unter dem Titel: Retractatio, oder pflichtmäßiger Widerruf an meine Frau bey der Geburt einer Tochter.

Zum Motto wählte ich den Ausspruch eines alten Kirchenvaters, mich dünkt: es war der heilige Ambrosius:

Quid sit nasci, quid processus,
Me nescire sum professus,
Credo fide simplici.

Das ist: „Was es mit der Geburt des Sohnes,
„und mit dem Ausgange des göttlichen Geistes
„vom Vater und Sohn für eine Bewandniß habe,
„dar-

„darüber hab' ich längst meine Unwissenheit be„kannt; ich glaub' es einfältiglich.„ Ob dies nun gleich der heilige Mann in ganz anderer Absicht, zur Beantwortung einer theologischen Streitfrage, gesagt hatte, so fand ich es doch hier um deswillen anwendbar, wenigstens nicht unschicklich, weil die Zeugung und Geburt eines Menschen ein wahres Geheimniß ist. Das Gedicht selbst, welches ich hernach treulich mittheilen will, wurde mit einer kurzen Vorrede begleitet, die aber noch nicht gedruckt ist. Hier ist erst die Vorrede oder die Zueignungsschrift.

Zueignungsschrift

an

das Publikum.

Ein Wiegenlied mit einer Zueignungsschrift? werden meine heils- und wißbegierige Le-

ser

ſer ſagen, welch ein ſonderbarer Einfall! aber man wird ſich, wie ich hoffe, nicht länger über dieſen Einfall wundern, wenn man bedenkt, daß es heut zu Tage eine kitzliche Sache iſt, etwas für das Publikum zu ſchreiben oder zu dichten, und mit ſeiner Waare Abgang zu finden, wenn man nicht die ſeltene Geſchicklichkeit beſitzt, die Produkte ſeines Genies und Witzes in einem neuen Gewande erſcheinen zu laſſen, um ſich, wo nicht durch die innere Güte der Arbeit, doch wenigſtens durch die ſchöne, oder ſeltſame und auffallende Auſſenſeite derſelben, und durch das Titelblatt, welches freylich am erſten und am ſichtbarſten in die Augen fällt, von den gewöhnlichen Reimſchmieden, deren edle Zunft immer mehr anwächſt, zu unterſcheiden. Daß ich übrigens die Niederkunft meiner Frau und die Geburt eines kleinen Mädchens zum Stoff meines Gedichts erwählt habe, darüber bedarf es wohl eben keiner Entſchuldigung.

Der große Leſſing ſchrieb Kleinigkeiten. Ein großer, griechiſcher Dichter (Homer) beſang den Streit der Fröſche mit den Mäuſen. Gottſched moraliſirte und blümelte über den großen Kopf ſeiner Hausehre, da ſie zur Welt kam, und zog daraus ein merkwürdiges Augurium für ihre künftige Geiſt-

ſtesgröſſe. Und, was ſoll ich mehr ſagen? Meine ſchönen Leſerinnen im eheloſen und verheuratheten Stande nebſt ihren Anbetern und Eheherrn von der empfindſamen Sorte mögen es entſcheiden, ob die Geburt einer Tochter eine Kleinigkeit, und ob die glückliche Entbindung einer Ehefrau keines Liedes und keines dichteriſchen Andenkens würdig iſt. Es iſt doch immer eine angenehme und nützliche Scene aus dem häuslichen und ehelichen Leben, da es wohl der Mühe verlohnt, daß man ihrentwegen mit Herrn Jacobi und Gleim eine Luſt- oder Sommer- und Winterreiſe nach Gibraltar und den Eisgebirgen unternehme, um Patriotismus, Zuneigung und Verbeſſerungstrieb gegen das Menſchengeſchlecht, und eine vernünftige Frauenliebe in ſeiner Bruſt anzufachen, und einmal recht ernſtlich zu überlegen, wie viel es auf ſich habe, dem Staat einen Bürger und der Religion einen Zögling und eine neue Pflanze zu ſchenken, wovon jener Nutzen und Fortgang in ſeinen Triebrädern, und dieſe Ruhm und Ehre erwartet.

Mittenwalde, am 20. Julius 1776.

Das Gedicht lautet alſo:

Ein Mädchen, Kind! ein loſes Mädchen gabſt du mir?
Behüte uns der Himmel, dacht' ich, doch dafür,
Daß nicht noch mehr geſchmückte Charitinnen
Dem Jüngling ſeine Unſchuld abgewinnen,
Und lichterloh die Liebe brennt,
Die keine Schuld ſetzt kennt,
Und einſt in unverſuch'ten Netzen
Das ſchwache Herz des Menſchen fängt. —
Doch Heil Dir, Mädchen! Dein Ergötzen,
Die Luſt, die ſich zu jeder Ahndung drängt,
Doch ohne das Gewiſſen zu verletzen,
Der Tugend und Vergnügſamkeit,
Zur Dienerinn Jehovens eingeweiht
Biſt Du, ach, werde meine Freude!
Und der, die Dich gebahr, ſey Troſt und Kraft in Leide,
Wenn mich ein ſtilles Grab umſchließt,
Und auf mein Grab der Mutter Thräne fließt,
Für jene Welt beſtimmt, ſey Dein geſchätztes Leben,
Dem, der Dich ſchuf, und der Dich ſchützt, ergeben,
Der Jungfraun Krone werde Du,
Dann lächelt Dir verdienten Beyfall zu —
Des Jünglings ſanfter Blick, und ſtrebt, Dir zu gefallen,
Und rühmt, und preiſt den guten Mädchen allen
Dein tugendreiches Herz.
Und dieſes Herz, geliebte Theodore,
Erhält Dein Glück in immer grünem Flore,
Und tröſtet Dich in jedem Schmerz.

Er-

Erhellt des Lebens finstre Plage,
Und schaft die unmuthsvollen Tage
Zu anmuthsvollen Tagen um,
Die Erde zum Elysium. —

Dies, gutes Mädchen! wünsch ich Dir
Aus väterlicher Pflicht und Freude,
Daß einst die Welt Dein Glück beneide,
Und doch Dir hold sey, wünsch ich Dir,
Und Myriaden edler Thaten,
Die Deiner Mutter Sinn berathen,
Dies, liebes Mädchen! wünsch ich mir.

Zehn oder zwölf Tage nach der Geburt meiner Tochter kam ich erst nach Kreutznach, weil ein gewisses Hinderniß mich in B** zurückhielt. Indessen hatte mein Herr Schwager ohne mein Vorwissen die Taufhandlung vorgenommen, nach seinem Gutdünken Gevattern gebeten, und dem Kinde die Namen, Karoline Wilhelmine Theodore beygelegt. Durch einen besondern Zufall traf es sich, daß dies gerade diejenigen Namen waren, die ich selbst ausgesucht und dem Kinde zu geben bestimmt hatte.

Meine Frau befand sich nach ihren Umständen leidlich, das Kind, aber hatte schon die Schwemme, eine gewöhnliche Kinderkrankheit, ob es gleich nach der Geburt sehr munter gewesen

war; es ward zusehends schlechter; es gefiel Gott, die Zahl meiner Leiden zu vermehren, und das einzige Band, welches mich noch an meine Ehegattinn und an die Ihrigen fesseln konnte, aufzulösen; ich sahe mein Kind unter dem wehmüthigen, mich doppelt niederschlagenden Händeringen der Mutter sterben, nachdem es ohngefähr drey Wochen in dieser Welt gelebt hatte. Dies war das erstemal in meinem Leben, daß ich ein Menschengeschöpf, und zwar ein Geschöpf, das mir so nahe anging, mit dem Tode ringen und unter jämmerlichen Verzuckungen dahin sterben sah.

Nachstehendes Gedicht war eine Folge dieses Trauerfalls und ein Ausdruck meiner damaligen Empfindungen.

Auf den frühen Tod meiner Tochter.

(Im August 1776.)

Hinabgesunken in den kalten Todesschlummer,
Bist Du, meines Lebens Trost und Kraft!
Und zu Deiner schwachen Mutter Kummer
Hat ein frühes Grab Dich hingerafft.

Meinen

Weinen ſoll ich? nein, dem Himmel danken,
Der, ſo früh zum Engel Dich gemacht,
All Dein Sehnen, all Dein letztes Kranken
Aufgelöſt, zur Ruhe Dich gebracht.

Der Dich gab, der hat Dich weggenommen,
Der Gefahr und böſen Welt entrückt,
Preis dem Herrn, der zu der Seinen Frommen
Jedes Leid und jede Freude ſchickt.

O, wie eilt mit jauchzendem Gefieder
Dein entbundner Geiſt den Engeln zu,
Singt am Thron des Lamms neue Jubellieder,
Uns ſein Theil iſt Seligkeit und Ruh.

Seligkeit und Ruhe, Ruhe der Gemüther,
Mehr, als Gut und Königskronen werth,
Ewig bleibt ihr wünſchenswerthe Güter,
Wenn der Tod von jedem Gut uns leert.

Wenn des Lebens Kraft im letzten Hauche ſchwindet
Und kein Arzt das Leben wiederbringt,
Und kein Weltbezwinger ſterbend Hülfe findet,
Weil den ſchwachen Staub der Tod bezwingt.

Sanft entſchliefſt Du; Deiner Aeltern Thränen
Floſſen auf die liebe Leiche hin,
Lange wird nach Dir der Mutter Herz ſich ſehnen,
Mich beruhigt, Tochter! Dein Gewinn.

Achtzehn kurze, unmuthsvolle Tage
Waren Dir für dieſe Welt beſtimmt,
Ueberwunden haſt Du jede Plage,
Haſt die Krone, die kein Tod Dir nimmt.

Arme Welt! was kennt'ſt Du ihr geben?
Angſt und Noth iſt Deiner Bürger Loos,
Schon genießt ſie das verheißne Leben
In des Lebenswiederbringers Schooß.

Ruhe ſanft in Deinem kleinen Grabe,
Fern vom Jammer, fern von Angſt und Schmach,
Höre, was ich noch Dir nachzurufen habe:
Zeuch mich bald Dir in den Himmel nach.

Man begrub mein Kind den zweyten Tag darauf, und mit ihm meine eheliche Verbindung. Seit dieſer Zeit bin ich nicht wieder nach R — n gekommen, meine Ehefrau reiſete bald darauf mit Sack und Pack zu ihrem Vater nach M * * und da wurde unter den lieben Freunden und Angehörigen, Tanten und jungen Muhmen, Gevattern und Nachbaren und desgleichen die Eheſcheidung mit mir verabredet, die im Jänner des folgenden Jahres losbrach, und deren ich oben Erwähnung gethan habe. Seit dieſer Zeit iſt zwiſchen uns beyden eine große Kluft befeſtigt geweſen, und es war für unſere beyderſeitige Ruhe nöthig, alle Gelegenheit zu vermeiden, uns nicht wiederzuſehen. Gott, der ſo manches überſtehen half, wird weiter helfen. —

Ehe ich dieſen Anhang meiner Reiſebeſchreibung beſchlieſſe, muß ich noch einer falſchen Nachricht

richt widersprechen, die mir vor kurzem zu Ohren gekommen ist. Man erzählt unter andern in den Klatschgesellsaften meiner lieben Vaterstadt, worinn die Damen das Präsidium haben: ich hätte darum in Rostock meinen Zweck, Professor und Prediger daselbst zu werden, nicht erreicht, weil ich mich für einen gewissen Magister K—ling ausgegeben hätte. Man wäre schon im Begriff gewesen, mich zu wählen, es hätte sich aber ein dortiger Prediger dieser Wahl unter dem Vorwande widersetzt, daß man erst genauere Nachrichten von mir einziehen müsse, und als diese Nachrichten von B—n eingegangen wären, hätte ich in vier und zwanzig Stunden die Stadt räumen müssen. Daß dies eine förmliche Lüge sey, daß ich vielmehr in der dem Rostocker Senat übergebenen Bittschrift meinen rechten Namen und Charakter angegeben habe, und daß es sich überhaupt mit diesem Abschnitt meiner Lebensgeschichte so, wie ich oben erzählt habe, verhalte, das bezeuge ich vor dem, der uns alle einmal richten wird. — Nun ist vor der Hand alles herunter, was ich auf dem Herzen hatte.

Ueber euch aber, ihr menschenfeindlichen Seelen, die ihr euch ein boshaftes Vergnügen da-

daraus macht, eure unglücklichen Brüder zu haſſen, zu ſchmähen, zu beleidigen, zu verfolgen, die ihr eine Ehre darinn ſucht, mir entgegen und auffätzig zu ſeyn, und auf mich zu lauern, wie der Löwe auf ſeinen Raub, über euch komme — nicht der Fluch, nicht die Strafe, die allgemeine Verachtung, die ihr verdienet, ſondern der Segen, damit ihr klüger, duldſamer, und beſſer werdet, das geſchehe alſo!

Chriſtian Wilhelm Kindlebens,

der Weltweisheit Doktors

und der freyen Künſte Magiſters,

Anhang

zum

letzten Akt ſeiner Teufeleyen

des achtzehnten Jahrhunderts.

Wider den Profeſſor Köſter in Gießen.

---

ut nemo in ſeſe tentat deſcendere, nemo!

PERS.

Frankfurt und Leipzig

1781.

Dem

Herrn Diakonus Eisfeld

in Halle

widmet diese Bogen

als ein Kennzeichen

seiner fortdauernden Hochachtung

und Ergebenheit

der Verfasser.

Lieber, geehrter Freund!

Das hätten Sie wohl nicht gedacht, als wir vor zehn oder eilf Jahren in Halle, wohin mich das Schicksal wider mein Vermuthen zurückgeführet hat, mit einander studirten, als sie mich damals in der hiesigen Marktkirche über den sanften, vortreflichen Charakter unsers göttlichen Erlösets und über den gemeinnützigen Innhalt seiner Lehre predigen hörten, daß ich einst ein Polemiker werden und mich bald mit Nikolaiten und deren Glaubensgenossen, deren Hauptleute nach der Anzeige ihres Generals neun und neunzig würdige Männer sind, bald mit Orthodoxen und Schriftgelehrten herumzanken und daß die von vielen mißverstandene,

*) Diese neun und neunzig Gelehrte (andern Nachrichten zufolge sollen es nur vier und neunzig seyn) könnten füglich mit den neun und neunzig verlornen Schaafen in der Wüste verglichen werden.

Anm. des Setzers.

von manchen für ein Unding gehaltene Dämonologie zu dieser Zänkerey Gelegenheit geben würde.

Den letzten Akt meiner Teufeleyen des achtzehnten Jahrhunderts eignete ich Ihnen aus einem untadelhaften, freundschaftlichen Bewegungsgrunde zu, den ich hier nicht wiederhohlen darf, und eben deswegen hielt ich für schicklich, Ihnen diese wenigen Bogen, worinn ich mich wider den öffentlichen Angriff eines auswärtigen Gelehrten vertheidigt habe, zu dediziren, da sie Anhang und Beylage zu jener Ihnen gewidmeten Schrift sind, worüber in der gelehrten und ungelehrten Welt sehr verschiedentlich geurtheilt worden ist.

Das brauch ich ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich der in diesen Blättern

tern geschehenen Aeußerungen ungeachtet, gegen meinen Gegner, den ich nur dem Namen nach, aus der Anzeige der gelehrten Zeitungen kenne, keinen Groll im Herzen behalten werde, wenns gleich der Zusammenhang der Dinge so mit sich brächte, daß ich ihm bittere Wahrheiten vorhalten muste, denn Sie kennen mich durch einen langen Umgang zu gut und wissen, daß ich keiner hämischen und feindseligen Gesinnungen gegen irgend einen meiner Nebenmenschen, wenn er mich auch beleidigt, verachtet und an meinem Verderben gearbeitet hätte, fähig bin.

Nehmen Sie also, liebster Freund, diese kleine Schrift, welche sicher die allerletzte in dieser Art und in dieser Materie ist, mit eben dem guten Herzen auf, mit welchem ich Sie ihnen

zueigne, und seyn Sie versichert, daß ich, wenn auch einst Länder und Schicksale uns trennen, mit unausgesetzter Hochachtung und mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr dauerhaftes Wohl seyn werde

Ihr

Halle d. 14ten Novembr.
1780.

ergebenster Freund und Diener,
M. Kindleben.

Man

Man kann nicht länger Friede haben, als sein Nachbar will, ist ein altes Sprüchwort, welches ich auf den Fall, wovon hier die Rede ist, und welcher diese wenigen Bogen veranlaßt, sehr applikabel finde. Es giebt gewisse eigensinnige Leute in der Welt, die immer gern das letzte Wort haben wollen, wenn sie gleich überzeugt sind, daß ihr Gegner wenigstens nicht Unrecht hat, und daß die ganze Sache, worüber gestritten wurde, von keinem großen Belang ist. Zwey Gelehrte können über einen Gegenstand, es mag ein Gegenstand der Weltweisheit oder der Gottesgelahrtheit seyn, ganz verschieden

denken, und niemand wirds ihnen verargen, wenn sie sich einander ihre verschiedenen Meinungen in öffentlichen Schriften mittheilen, so lange bey dieser Mittheilung ihrer Gedanken und Urtheile glimpflich und bescheiden verfahren wird. Sobald aber diese Verschiedenheit der Meinungen in Grobheiten ausartet, sobald die Gemüther der anders Denkenden aufgebracht und erhitzt werden, so muß der Zuschauer oder Zuhörer, der kein Gelehrter ist, natürlicherweise den Kopf schütteln, und seine billige Achtung gegen Gelehrsamkeit und Geistesstärke und gegen die Männer, die Gelehrsamkeit bauen und schützen, muß dadurch natürlicherweise verringert werden.

Doch was bedarfs einer längern Vorrede? Sie werden mirs nicht übel deuten, lieber Herr Professor! daß ich mich genöthigt sehe, mein Patschhändchen, welches ich Ihnen im letzten Akt der Teufeleyen *) aufs Nimmerwiederkommen gab, zurückzunehmen und Ihnen über Ihren sogenannten Epi-

*) S. Teufeleyen des achtzehnten Jahrhunderts letzter Akt, von M. C. W. Kindleben. Leipzig bey C. F. Schneider 1779 S. 62.

Epilog *) ein Wörtchen im Vertrauen zu ſagen. Denn ob mir gleich das plattdeutſche Reimlein, welches ich einſt in einem Hochzeitgedicht auf meiner ſeligen Großmutter Myrrthenfeſt las, von jeher ſehr ehrenwerth geweſen iſt:

En ehrlich Mann hält Wort,
Wät he verſpreckt, dat deit he:

ſo muß ich doch, häufigen Erfahrungen und Beobachtungen zufolge, geſtehen, daß es nicht allemal in unſrer Gewalt iſt, unſer Verſprechen zu halten, weil Zeit, Ort und Umſtände einer Sache oft eine ganz andere Richtung geben.

Ich muſte herzlich lachen, als ich vor Jahr und Tag in einer auswärtigen gelehrten Zeitung (obs die Göttingiſche oder Erfurter, oder Gothaiſche, oder eine andere geweſen, weiß ich nicht, Gott weiß es!) eine ziemlich drollichte Rezenſion meines Büchleins: der Teufeleyen des achtzehnten Jahrhunderts letzter Akt, las, die ſich alſo

*) S. Emanuel Swedenborgs Epilog zum letzten Akt der Teufeleyen des Mag. Kindleben. Stockholm, 1780.

also anhub: „letzter Akt? o, lieber Herr Magister! lassen Sie es doch ja dabey bewenden.„ Das willst du auch thun, dacht ich, willst dem Rath des gescheiten Rezensenten folgen, der, wie ich merke, nicht auf den Kopf gefallen ist.„ Aber wie konnt' ich damals vermuthen, daß der alte Schwindelgeist und Geisterseher Emanuel Swedenborg, wieder zum zweytenmal *) aus dem Grabe hervorgehen, die Leute im Aberglauben de reditu mortuorum **), das ist verdolmetschet, von den Gespenstern, bestärken, und mich in meinem rühmlichen Entschluß, mit der ganzen Teufelsgeschichte weiter nichts zu schaffen haben zu wollen, wankend machen würde?

Sie

*) Zum zweytenmal? Allerdings; denn zum erstenmal war er von den Todten auferstanden, als er im Jahr 1778 ein Schriftlein unter dem Titel wider mich herausgab: Emanuel Swedenborgs demüthiges Danksagungsschreiben an den grosten Mann, der die Nonexistenz des Teufels demonstrirt hat.

**) Siehe meine lateinische Abhandlung de reditu mortuorum (von den Gespenstern) Berol. 1776. in officina *Winteriana*.

Sie werden mirs nicht verargen, lieber Herr Professor, daß ich in Kraft meiner Magisterwürde und der von einer philosophischen Fakultät auf einer alten berühmten Universität mir verliehenen Befugniß, Weltweisheit und schöne Wissenschaften öffentlich zu lehren, meine Antwort auf Ihren Epilog mit einem Syllogismus in Barbara anhebe, damit Sie wenigstens sehen, daß ich in der künstlichen Logik (diesem elenden Behelf unphilosophischer Köpfe) die ich freylich zu der Zeit, da ich zu dem Dienst der Kirche zubereitet wurde, auch nach dem gewöhnlichen Schlendrian mitlernen muste, nicht unbewandert bin:

Propositio major: Wer sich, um seine Lieblingsmeinung wider einen andern Gelehrten zu vertheidigen, unter der Hülle eines Schwärmers verbirgt und ihm seinen Namen abborgt, der muß selbst ein Schwärmer oder doch ein großer Liebhaber der Schwärmer seyn.

Propositio minor: Atqui: Der Professor Köster in Giessen hat in seinen Streitschriften wider mich die Existenz und Non-

existenz

nexistenz des Teufels betreffend des verstorbenen Fanatikers Swedenborgs Namen angenommen.

Conclusio: Folglich muß er selbst ein Schwärmer, oder, am gelindesten zu urtheilen, ein großer Vertheidiger und Liebhaber des Fanatismus seyn.

Den Beweis des Vordersatzes führ' ich ohne weitläuftige Disputation, wozu in einer kleinen Schrift, wie diese, kein Raum ist, aus dem Sprüchwort: (denn ich bin ein grosser Liebhaber der Sprüchwörter) similis simili gaudet: gleich und gleich gesellt sich gern, oder wenn Sie etwa ein Freund und Kenner der französischen Litteratur sind, aus dem bon mot: dis moi, qui tu hantes, et je saurai, qui tu es, das ist verdollmetschet. sage mir, mit wem du umgehst, so werde ich schon wissen, wer du bist. Den Hintersatz brauch ich gar nicht zu beweisen, denn der liegt aus Ihren beyden wider mich herausgegebenen Schriften am Tage; es ist eine res facti (Thatsache) wowider sich nichts einwenden läst. Und die Konklusion ist so einleuchtend, daß sie nicht allein von den geübte,

übteſten Logikern, ſondern auch von unſtudirten Leuten, die einen offenen Kopf und Wahrheitsſinn haben, gebilligt werden muß.

Es würde ganz wider den Zweck dieſer kleinen Schrift ſeyn, lieber Herr Profeſſor! wenn ich nach Ihrem Beyſpiel das hundertmalgeſagte wiederhohlen, meinen Leſern all' die gewöhnlichen Argumente für das Daſeyn und für die Wirkungen des Teufels, worüber ich mich ſchon ſatt und müde geſchrieben hätte, vorkauen und mich überhaupt über die ventilirte Streitfrage, worüber ich jetzt freylich anders, als vor einigen Jahren denke, aufs neue einlaſſen wollte. Circumſtantiae variant rem. Ich will nur einige Stellen und Vorwürfe berühren, die mir in Ihrem Epilog aufgefallen ſind, und Sie können mir's glauben, daß ich dieſer Sache wegen nicht eine Feder angeſetzt haben würde, wofern ich nicht von einigen Freunden (denn daß ich auch, ſo wie Sie, noch Freunde habe, werden Sie mir doch zutrauen?) die Ihren Epilog wider mich geleſen hatten, darum gebeten und dazu aufgefordert worden wäre, auf Ihren ſogenannten Epilog einen ſogenannten Ap-

pell-

pendix oder Anhang zu meinen Teufeleyen zu schreiben.

Ich sage mit Vorsatz: zu meinen Teufeleyen, weil es Ihnen gefallen hat, Ihrem Büchlein wider mich einen so sonderbaren und auffallenden Titel zu geben, wodurch Ihre Herzensgüte bey mir in ziemlichen Verdacht gekommen ist. Emanuel Swedenborgs Epilog zum letzten Akt der Teufeleyen des Magister Kindleben! So schrieben Sie gewiß nicht ohne Ursache. Denn wer's nicht wuste, daß ich ein Buch unter diesem Titel (ohngefehr so) herausgegeben hatte, der konnte daraus wer weiß wie viel nachtheiliges für meine Person, für meine Kenntniß und für mein moralisches Verhalten schliessen. Aber warum gaben Sie denn selbst ein Buch unter diesem Namen: Teufeleyen des achtzehnten Jahrhunderts, *) heraus, worinnen Sie alle große und kleine Schriften, welche seit Ihrer demüthigen Bitte herausgekommen waren, als General en Chef und Diktator in der theologischen Republik die Revüe paßiren ließen? Wenn ich nun auch

*) Leipzig bey J. F. Schneider, 1778.

auch mein Büchlein, womit ich Ihnen jetzt unter die Augen trete: Auch einen Epilog zu den Teufeleyen des Profeſſor Köſters benamſet hätte, wer könnte mirs verdenken? aber wer könnte mich auch vertheidigen, wenn ein andrer vernünftiger Mann, der am Katzbalgen keine Luſt hat, dazu käme, mir einen gelehrten Backenſtreich gäbe, und im Vertrauen zu mir ſagte: Bruder! das iſt Läpperey; talia non decent Theologum. (dergleichen Dinge ziemen ſich für keinen Gottesgelehrten. *)

Dies war der erſte Theil meiner Predigt oder meiner freymüthigen Anſprache an Sie, was die Generaliora und Antecedentia betrift. Ich komme nun auf den zweyten, darinn werden wir mit einander zu unſrer Seelenerbauung und vielleicht zur Beluſtigung unſerer Leſer ein Kapitelchen vom Stolz abzuhandeln haben, und ohne zu dieſer kurzen Abhandlung eines bibliſchen Textes zu bedürfen, brauchen wir nur die Lehre oder Theorie der Kirche, daß ohne Stolz

*) Siehe die Vorrede zu meinen vermiſchten Gedichten, Berlin und Leipzig 1779.

Stolz kein Teufel, und ohne Teufel kein Stolz wäre, oder daß der Hochmuth die eigentliche Ursache des sogenannten Falls der bösen Engel war, zum Grunde legen.

Sie sagen, lieber Herr Professor! es gehe aus meiner Nonenisten; hervor, daß ich ein sehr stolzer Mann seyn müsse, und auch mein Widerruf, mein letzter Akt zu den Teufeleyen des achtzehnten Jahrhunderts beweise, daß ich mich noch nicht gebessert hätte. Das haben Sie nun gewiß eben so wenig getroffen, als es der nun verstorbene Doktor Fidler traf, der mir im Jahr 1777, als ich ihn in Dobberan besuchte, aus meinen Gesichtszügen sagen wollte, daß ich zum Jähzorn und zur Rachsucht geneigt wäre. Ich kenne meine gute und meine schwache Seite, meine Talente und meine Fehler, meine erlangte Kenntnisse und die Lücken derselben – aber stolz, Herr Professor! das bin ich wahrlich nicht, wenn anders der Gang, die Miene, das äusserliche Betragen und die innerliche Gesinnung des Herzens sehr verschiedene Dinge sind, und wenn anders das Ausdauern in großen Widerwärtigkeiten und das Nicht-

demü-

demüthigen unter die Hand ſterblicher Menſchen für Kennzeichen einer ſtolzen und aufgeblaſenen Seele ausgegeben werden können.

Aber Ihre demüthige Bitte um Belehrung an die großen Männer, die keinen Teufel glauben? wer darinn nicht den ſtolzen und doch ſchwachköpfigen Mann erblickt, der ſich allein weiſe dünkt, der ſeine Meinungen und Urtheile für untrüglich hält, der mit ſeiner Anhänglichkeit am kirchlichen Syſtem und mit ſeiner ſyſtematiſchen Darſtellung gewiſſer Dogmen und bibliſchen Beweisſtellen derſelben, die uns im Grunde weder beſſern noch beruhigen können, prahlt, der alle die, die am Daſeyn und an den Wirkungen des Teufels, nach der gewöhnlichen Vorſtellungsart, zweifeln, für Dummköpfe und kleine Geiſter hält; --- wer das nicht ſieht, der muß wahrlich keinen Sinn und keine Augen haben. Ich richte Sie deswegen nicht, lieber Herr Profeſſor, denn wir haben beyde einen höhern Richter, der unſre Geſinnungen und unſre Thaten wägt, ſondern ich wünſche nur, daß ſie künftig behutſamer urtheilen und daß Sie ſich beſſern

mögen. In puncto des Stolzes belieben Sie sich in Rücksicht auf das, was bisher gesagt ist, das auf dem Titel stehende motto oder Denksprüchlein aus dem Persius zu erklären.

Ich komme nun, nachdem das Kapitelchen vom Stolz in möglichster Kürze abgehandelt ist, zum dritten Theil meiner Predigt oder meines Anhangs, und alsdann soll die Nutzanwendung (der usus epanorthoticus) sachte nachfolgen. Der Innhalt dieses dritten Theils betrift grammatikalische und orthographische Schnitzer. Es beliebte Ihnen, mich in Ihrem demüthigen Danksagungsschreiben des Anachronismus *), eines Fehlers oder Irrthums in der Zeitrechnung zu beschuldigen. (Sie sehen, daß ich weiß, was Anachronismus ist). Ich rückte Ihnen dagegen Fehler wider die deutsche Sprache und Wortfügung auf, die Sie sowohl in Ihrer demüthigen Bitte, als auch in Ihrem demüthigen

*) Wenn in meinem letzten Akt Anachronismen statt Anachronismus steht, so darf man sich darüber nicht formalisiren, wenn man weiß, daß mein Büchlein in Gera gedruckt wurde und daß ich es selbst nicht korrigirt habe. Und warum nicht Anachronismen in der mehreren Zahl? Ey, ey, Herr Professor! über Ihre deutsche Grammatik!

gen Danksagungsschreiben begangen hatten, und ein Professor sollte doch wenigstens, wenn er auch keinen fliessenden und musterhaften Stil schreibt, von Sprachschnitzern frey seyn. Anstatt diese Sünde (freylich war's keine Todsünde) *) zu bekennen und Vergebung dafür zu erhalten, (denn das pater peccaui erspart uns manche Züchtigungen) machen Sie sich einer neuen orthographischen Sünde schuldig, denn Sie schreiben z. B. statt Ton, tonus: Thon argilla **), welches wider alle gute, allgemein dafür erkannte Rechtschreibung ist. Allein daran mochte wohl der Stockholmische Setzer oder Korrektor Schuld seyn. Wie witzig das ist, was das für einen feinen Kopf verräth, ein Buch,

*) Siehe Malanchthons examen ordinandorum, ein Kompendium der christlichen Glaubenslehre, ein Buch, welches unter dem großen Haufen der Prediger und derer, die sich für Gottesgelehrte ausgeben, nur wenige kennen. Ich kannt's auch vor 10 Jahren nicht, sondern hielt's für eine Anweisung, wie sich Kandidaten des Predigtamts bey ihrer Prüfung zu verhalten hätten und borgte mir's in dieser Absicht von einem meiner akademischen Lehrer, dem würdigen D. Semler.

**) Siehe Emanuel Swedenborgs Epilog ꝛc. S. 20

welches in Berlin gedruckt, und verlegt wird, als ein in Stockholm gedrucktes auf dem Tittelblatt anzugeben, weil Swedenborg, dessen Namen man angenommen hat, ein geborner Schwede war, wie witzig! Hat Ihr Verleger etwa mehr Theil an diesem Einfall, als Sie, so mag er sich dieses Lob der feinen Erfindung mit Ihnen theilen.

Zwar wollen Sie die von mir gerügten Sprachfehler, daß Sie z. B. derer Menschen statt: der Menschen, wenn keine Relation, kein Vergleichungswort vorhergeht, schreiben, nicht auf sich sitzen lassen, sondern meynen, dies sey eine Grille oder ein Vorurtheil der neuern Grammatiker, deren Ansehen Sie nicht anerkennen dürften. Allein diese Ausflucht hilft Ihnen nichts, und ich kann mich hierinn sicher, ohne mir selbst die Miene eines Sprachlehrers oder eines untadelhaften Prosaisten geben zu wollen, auf das Beyspiel aller guten deutschen Schriftsteller unsers Jahrhunderts berufen, die nur dann derer Menschen sagen, wenn welcher darauf folgt, und es bleibt dabey, daß Sie dem armen deutschen Priscian ein paar Ohrfeigen gegeben haben, wenn

Sie

Sie es gleich nicht Wort haben wollen. Es trift überhaupt, sowohl was Ihren in den bisher herausgekommenen Schriften, den Teufel betreffend, verunglückten Witz, als auch Ihre Schreibart betrift, das Sprüchwort ein: (parceque proverbe y a weils doch einmal Sprüchwort seyn soll:) si tacuisses, philosophus mansisses: das heist in unsrer deutschen Mutterspracbe: Hättest du das Maul gehalten, so wärst du ferner für einen weisen Mann gehalten worden.

Hier muß ich, weil einmal von Sprachschnitzern die Rede ist, noch ein Einschiebselchen machen, denn ich schrieb den ersten Bogen dieses Anhangs, als Antwort auf Ihren Epilog, aus dem Gedachtnisse, weil ich dieses mir so merkwürdige Büchlein, welches ich in der Berlinischen gelehrten Zeitung sehr kurz recensirt fand, an dem Ort meines jetzigen Auffenthalts in keinem Buchladen antreffen konnte, ob mir's gleich ein guter Freund zum flüchtigen Durchlesen mitgetheilt hatte. Nun hab ichs; Ihr Herr Verleger selbst, der auch meine Nonexistenz zum Druck beförderte, hat mir in der letzten Michaelmesse ein Geschenk damit gemacht. S. 36. Ihres Epi-

logs sagen Sie zu mir: „wenn Sie als Magister legens nicht eine bessere Logik mir lehren wollen, so dank' ich für Ihr Collegium.„ Haben Sie denn nicht vor Zeiten in der Schule gelernt, daß docere den Accusativum regiert, docere aliquem aliquid? und daß das Wort lehren bey uns Deutschen eine gleiche Konstruktion hat? Wenn Sie die Kosten dran wenden und zu mir nach Halle kommen wollen, so will ich Ihnen unentgeldlich über die deutsche Sprache und Litteratur ein priuatissimum lesen, welches Ihnen sehr heilsam seyn wird, damit Sie sich, wenn Sie künftig als Schriftsteller auftreten, nicht prostituiren. Hätten Sie doch lieber lateinisch geschrieben; aber davon hielt Sie vermuthlich das Horazische Sprüchlein zurück: quid valeant humeri: welches ich Ihnen bey einer jedesmaligen Anwandlung des Autorfiebers zur sorgfältigsten Beherzigung empfehle. Meine humeri sind Gottlob gesund und können das tragen, was der Verstand für sie tragbar findet, bedürfen wenigstens keines Gängelbandes, keines Konfortatifs, keiner Unterstützung von aussen. Das werden Sie vielleicht wieder nicht verstehn, lieber Herr Professor, so wenig Sie das verstan-

ſtanden, daß ich in meinem letzten Akt geſchrieben hatte: wie Pythagoras bey ſeiner Seelenwanderung von ſich vorgab, und gleichwohl geben Sie ſich die Miene eines Mannes, der alle theologiſche, philologiſche, kritiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit in Erbpacht genommen hätte. Wenn Sie's alſo nicht wiſſen, ſo will ichs Ihnen ſagen, daß Pythagoras lehrte: die Seelen der Menſchen kämen, wenn ſie den Körper verlieſſen, in die Körper anderer Menſchen und ſogar in die Körper der Thiere, aus dem ſie wieder in Menſchenkörper wanderten, und er ſelbſt ſey wenigſtens ſchon zehnmal unter verſchiedenen Geſtalten nnd Namen auf der Welt geweſen. Davon können Sie zu Ihrer weiteren Belehrung den Diogenes Laertius und den Iamblichus im Leben des Pythagoras *) nachleſen, und wenn Sie dieſe Bücher ſo wenig, als meinen Valerianus Bellunenſis, welches

*) Wenn Sie ſich mit den Lehrmeinungen und Grundſätzen dieſes Weltweiſen noch mehr bekannt machen wollen, ſo empfehl' ich Ihnen meine im Jahr 1776 in der Winterſchen Buchdruckerey zu Berlin herausgekommene Schrift: Diſſertatio philologica ſuper illa a nonnullis eruditorum agitata quaeſtione, quam ob cauſam *Pythagoras* diſcipulos iuſſerit, abſtinere a Fabis.

für einen in der Litterärgeschichte unbewanderten Mann freylich böhmische Dörfer sind, besitzen, so können Sie sich dieselben ja von einem andern Gelehrten borgen, aber das muß ich Ihnen im Vertrauen sagen: Valerianus ist heterodox, latet anguis in herba; - Sie möchten angesteckt werden, und - Sie wissen ja, wo ich lebe -- der Teufel könnte sein Spiel haben. -

Bey diesem dritten Theil meines Appendix erlauben Sie mir noch eine Subdivision zu machen, welche Sie, wenn etwa nicht alle partes orationis recht in einander fugen, auf die Rechnung meines feurigen Temperaments und auf die wenige Zeit schreiben müssen, die mir von meinen wichtigern und einträglichern *) Arbeiten zu solchen, in gewissen Fällen und unter gewissen Vorfällen, nothwendigen Streitschriften übrig bleibt.

Der

*) In unsern erleuchteten Zeiten wird alles nach Geld, Einkommen, und Geldeswerth abgemessen, warum sollt' ichs nicht auch thun, und die Frage: was wird mir dafür? mir wichtig seyn lassen, da ich nicht besser bin, wie meine Väter?

Der Teufel hohle die Polemick, wenn ſie nicht Nutzen brächte und die Erforſchung und Liebgewinnung der Wahrheit beförderte.„ Verzeihen Sie mir, Herr Profeſſor, wenn ich dieſen kornichten Ausſpruch eines Ihnen vermuthlich unbekannten Irrlehrers aus dem achtzehnten Jahrhundert: Bambacides, in rem meam (zu meinen Vortheil) anführe, verzeihen Sie's, wenn dieſe ganze Schrift nicht nach den Regeln der Logik abgefaſt, ſondern alles ſo aufs Papier geworfen iſt, wie mein geſunder ſchlichter Menſchenverſtand, durch einen richtigen Geſchmack geleitet, mir's eingab.

Alſo, his praemiſſis, zurück zur ebengenannten Subdiviſion, welche zu nennen und zu machen Sie mir, als einem evangeliſchen Prediger, nicht verargen werden. Erklärung darüber und Aufhebung des von Ihnen mir aufgebürdeten Widerſpruchs, worinnen nach Ihrer Abſicht vermuthlich Kränkung oder Demüthigung für mich liegen ſoll, wird in der folgenden Nutzanwendung oder in dem letzten Theil meines Appendix gegeben werden. Denn ich will wenigſtens das verhältnißmäßig Wichtigſte in Ihrer letzten Schrift nicht unbeantwortet und die Angriffe auf meinen ehrlichen

lichen Namen, auf meinen Charakter, und auf meine mit Recht erlangte akademische Würde nicht ohne Vertheidigung lassen.

So eben hab' ich eine Entdeckung gemacht, die, mit dem gemeinen Manne zu reden, Wasser auf meiner Mühle ist. Ich lese jetzt einem jungen Edelmann ein privatissimum über französische Sprache und Litteratur, und wähle dazu, weil er schon ziemlich geübt ist, mancherley Aufsätze aus verschiedenen Büchern, deren Inhalt ich ihm erkläre, und daraus Gelegenheit nehme, ihn mit dem Geist und mit den Idiotismen der französischen Sprache bekannt zu machen. Zuweilen überlaß ich ihm die Wahl der Aufsätze, worinn wir unsre Sprachkenntniß üben wollen. Gestern früh hatte ich Ihr Büchlein gelesen, hatt's in der Tasche und sah es flüchtig noch einmal an, als ich in die Stunde kam. Sie können leicht denken, Herr Professor! wie mächtig mir's auffiel, als mein Zuhörer den kleinen Aufsatz in des Kuras französischen Grammatik: Quelque beau don, que l'esprit soit &c. S. 366. zum Uebersetzen gewählet hatte, den Sie in Ihrem Epilog, durch Johann Ballhorn ver-

verbeſſert, ſo treulich überſetzen: S. 24. *) „So eine wichtige Gabe und Geſchenk der Vorſehung der Witz iſt, ſo iſt doch, wenn er a-ünötiche Beurtheilung verdrängt, und beſonders, wenn er zur Verdrehung der heiligen Schrift und zur Spötterey über Glaubenswahrheiten angewendet wird, (dies iſt des Herrn Profeſſors Zuſatz.) derſelbe ſehr übel angebracht. --- Hätten Sie doch lieber Ihren Mann genannt, aus dem Sie dieſes Sprüchlein entlehnten, ſo könnt' ich Sie wenigſtens keines Plagiums beſchuldigen, wie ich es jetzt zu thun völlige Befugniß habe.

Wenn wir unſern Witz mit einander meſſen wollen, Herr Profeſſor, ſo glaub ich doch immer ohne Eitelkeit, daß ich mit dem meinigen weiter komme, und mehr Ehre einlege, als Sie mit dem Ihrigen, denn Sie ſcheinen mir nicht zum witzigen Kopf gebohren zu ſeyn. Ich brauche mich nur auf Ihr

*) Auf eben dieſer Seite ſteht noch ein Sprachſchnitzerchen, welches ich anzeigen muß: „als Sie der Welt überreden wollten.„ Man ſagt nicht: der Welt überreden, ſondern die Welt überreden. Das merken Sie ſich, Herr Profeſſor!

Ihr demüthiges Danksagungsschreiben und auf Ihren saubern Epilog zu berufen und dann die unpartheyische und verständige Welt darüber urtheilen lassen, wer von uns beyden der witzigste ist, ob ich gleich offenherzig gestehen muß, daß ich mir auf die Gabe des Witzes, wenn's auf der linke Seite und im Oberstübchen nicht recht richtig wäre, nicht viel zu gute thun würde. Die Stelle von der Brille in Ihrem Epilog S. 42. und 43. hat mir in der That unter den witzigen Stellen Ihres Büchleins, (wenn anders welche darinn anzutreffen sind) noch zum Besten gefallen, ob ich gleich herzlich darüber lachen muste, daß Sie diesen Scherz in meinem letzten Akt, wie es Ihnen mit mehreren Stellen dieser Schrift gegangen ist, für Ernst gehalten haben.

Einen greulichen Polterjan, Herr Professor, haben Sie abermals gemacht, wenn Sie mir, als einem gebornen Berliner, der nicht allein seine Jugendzeit, sondern auch einen Theil seiner männlichen Jahre in dieser Stadt des großen Königs zugebracht hat, nicht auf mein Wort glauben wollen, daß der übrig gebliebene Saame famöser

Schwär-

Schwärmer, Jakob Böhm und Muſefeld noch in Berlin in der Gegend des Spittelmarkts und in der Lappſtraße wohnt, und wenn Sie ſich einbilden, daß ich dieſe hiſtoriſche Kenntniß aus dem Sebaldus Nothanker oder aus einem kurzen Aufenthalt in der dortigen Gegend geſchöpft hätte. Da Sie nun einmal meinen Namen, meinen Charakter und meine Beſchäftigung wuſten, ſo hätten Sie ſich auch wohl unmaßgeblich, da Sie wider mich ſchreiben wollten, erkundigen können, wes Landes Kind ich ſey, um Ihre Pfeile nicht in die Luft zu ſchieſſen und ſich durch ſolche Luftſtreiche lächerlich zu machen.

Gewiß wars Ihnen mehr darum zu thun, mich ins Bockshorn zu jagen und mir allerley unangenehme Dinge, die im Grunde nicht zur Sache gehörten, aufzumutzen und vorzuwerfen, als mit kaltem Blute, mit redlicher Wahrheitsliebe die Streitfrage, die unſre bisherigen Schriften veranlaſt hat, zu unterſuchen. Und wer war an dem allen Schuld? Wer gab Ihnen Ihre demüthige Bitte, Ihr demüthiges Dankſagungsſchreiben, Ihre Teufeleyen des

acht-

achtzehnten Jahrhunderts, Ihren Epilog – wer gab Ihnen das alles ein? wer verführte Sie dazu? Der Teufel, der leidige Teufel; das kräftigste Argument für seine Existenz!

Bey dieser Gelegenheit, lieber Mann! kann ich Ihnen eine Anekdote nicht verheelen, die sich von einem guten und geschickten, aber sehr orthodoxen Prediger aus meiner Vaterstadt herschreibt. Als Ihre demüthige Bitte und bald darauf mein Büchlein über die Nonexistenz des Teufels herausgekommen war, sprach ich ihn einst in der Sakristey, und er sagte zu mir bey Gelegenheit dieser Schriften: „die Leute schreiben soviel über die Existenz und Nonexistenz des Teufels, aber eben das viele Geschreibe beweist, daß ein Teufel ist.„

Noch eine Subdivision! Sie fragen in Ihrem Epilog, wie ich mir's herausnehmen könnte, über den Emanuel Swedenborg das Urtheil der Seligkeit und über den Balthasar Becker das Urtheil der Verdammniß auszusprechen, als ob ich des lieben Gottes geheimer Kabinetsrath wäre? Sag-

Sagte ich denn nicht ausdrücklich in meinem letzten Akt, daß Becker, nach Ihrer und aller eigensinnigen Orthodoxen Meinung, welche so gern die secus sentientes verdammen, darum, weil er nicht allein die Existenz des Teufels, sondern auch das Daseyn der guten Engel geleugnet und viele in seinen Irrthum eingeflochten hätte, in der untersten Hölle braten müste? Sehen Sie denn nicht, daß dies Satyre und spottende Laune ist, wie Sie sich auszudrücken belieben? Oder wollen Sie es nicht sehen? Ich denke freylich für meine Person so intolerant nicht, und ob ich gleich jetzt das Daseyn und die Wirkungen des Teufels in Beziehung auf den deutlichen Unterricht der heiligen Schrift anerkenne, so bin ich doch überzeugt, daß diejenigen, die das Gegentheil meinen, wenn sie sonst rechtschaffene Leute sind, wenn sie sonst christlich denken, es in dem Leben nach dem Tode gut haben werden. Wenigstens hoffe und wünsche ich es von ganzem Herzen. Es kam mir nur sonderbar vor, daß Sie, als Swedenborg, der in der Materie von den Geistern eher zu viel, als zu wenig glaubte, sich im Schattenreiche mit Be-

in einer Gesellschaft befände, welcher von den höhern Geistern, die wir Engel und Teufel nennen, gar nichts wissen wollte, und daß Sie von den seltsamen Sprüngen und Harlekinaden der Teufel bey Gelegenheit meiner Nonexistenz, vom Einschrumpfen ihres großen Schweifs, und was dergleichen Witzeleyen mehr sind, eine so genaue Notiz zu haben vorgaben. Dieser Analocismus, *) wenn ich einmal ein barbarisches Wort, nach der Aehnlichkeit Ihres Anachronismus formirt, brauchen darf, dünkte mich ein Polterjan **) oder ein Verstoß zu seyn.

Sie

*) Verstehen Sie mich recht, Herr Professor! alles dies in der Voraussetzung Ihres Systems, daß Balthasar Becker, als Teufelsleugner betrachtet, nicht in dem Aufenthalte der Seligen sich befinden, Swedenborg aber, weil er bey aller seiner Schwärmerey fromm und übrigens richtig in thesi war, wohl sein Plätzchen im Paradiese haben könne.

**) Polterjan ist ein gutes, deutsches Wort und kommt her von Poltern, Lärmen, wenn man im Fallen oder Ausgleiten ein großes Geräusch macht. S. Bödikers Grundsätze der deutschen Sprache nach Wippels vermehrter Ausgabe.

Sie haben die Geſchichte der Schwärmer, der Fanatiker ſtudirt, und wünſchen, ich möcht' es auch gethan haben, weil ſonſt meine Nonexiſtenz nicht zum Vorſchein gekommen wäre. Woher wiſſen Sie denn, daß ich's nicht that? Brauch' ich denn in einer kleinen Schrift von einigen Bogen meine ganze Gelehrſamkeit und Beleſenheit auszukramen, wie Sie es in Ihrem Epilog mit Ihren hiſtoriſchen Kenntniſſen gethan haben? Alles Ding hat ſeine Zeit. Vielleicht hab ich bald Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich mich auch in der Geſchichte der Schwärmer umgeſehen habe. Denn ich gedenke, ehe das liebe Oſterfeſt kommt, ein Buch unter dem Titel: Schwärmereyen, herauszugeben, und das will ich Ihnen dann dediziren. Nicht wahr? dann werden Sie doch mit mir und mit meinem modo procedendi zufrieden ſeyn?

Weil ich eben vom modo procedendi (von der Art, zu handeln,) rede, ſo muß ich Ihnen, da ich ohnehin zum Beſchluß und zur Nutzanwendung eile, noch ein Anekdötchen zum Beſten geben, damit Ihnen das Leſen dizer meiner Vertheidi-

gungsschrift nicht so sauer werde. Ich wollte einst in meiner Vaterstadt zum heiligen Abendmahl gehen und sagte den Tag vorher zu dem Geistlichen, den ich zu meinem Gewissensrath erwählt hatte: „Ich erinnere mich nicht, Sie beleidigt zu haben, ich hoffe: wir sind gute Freunde.„ Er antwortete: „das sind wir! ich habe nichts wider Sie, sondern nur wider Ihren modum procedendi.„

Die Stelle S. 10. Ihres Epilogs: „die so genannten Spiritus medios, cujusque genios praestites conciliatores fortunae vel bonae vel adversae,„ bitte ich bey einer etwanigen neuen und vermehrten Ausgabe Ihres Büchelchens zu berichtigen, denn da ist kein Menschenverstand drinn, und wechem Leser kann man's zumuthen, daß er alles Fehlerhafte und Widersinnige, was in einer gedruckten Schrift vorkommt, auf die Rechnung des Setzers oder des Korrektors schreiben soll? Dies in parenthesi, Herr Professor! Sie werden sich vermuthlich mit der Entlegenheit des Druckorts entschuldigen, aber warum richteten Sie Ihr Manuscript nicht sorgfältiger und lesbarer ein?

ein? denn ob es gleich ein altes Sprüchwort ist: docti male pingunt (Gelehrte schreiben gemeiniglich eine schlechte Hand) so seh ich doch gar nicht ein, was das für ein Verdienst für einen Gelehrten ist, unleserlich zu schreiben.

Dies bringt mich beynahe auf die Vermuthung, daß Sie Ihren Epilog dem Verleger entweder geschenkt, oder als eine Waare auf gut Glück anvertraut haben, weil dieser es nicht der Mühe werth gehalten hat, auf die Richtigkeit des Drucks ein wachsames Auge zu haben. Sie sehen, Herr Professor, daß ich billig, sehr billig bin, indem ich die vorgefundenen Schnitzer und Unrichtigkeiten lieber auf die Schuld des Setzers und Korrektors, als auf Sie schieben will. Die Liebe deckt auch der Sünden Menge.

Swedenborgs Leben und Thaten zu schreiben, wie ichs in meinem letzten Akt zu thun mir vorsetzte, das wär' ein unglücklicher Einfall? Warum unglücklich, Herr Professor? Wenn sein System von der geheimen, für itzt wenigstens unerklärbaren

Ver-

Verwandtſchaft der Geiſter unter einander nach Ihrem eigenen Urtheil Prüfung und Aufmerkſamkeit verdient (ich ſelbſt leugne die Möglichkeit eines ſolchen Kommerziums der Geiſterwelt nicht) warum ſollte es denn ein unglücklicher Einfall ſeyn, das Leben und die Meinungen eines ſolchen in der Welt berühmt gewordenen Mannes zu beſchreiben, ſein Syſtem, ſeine vorgegebene Bekanntſchaft mit den Geiſtern aus andern und höhern Spähren näher zu beleuchten, und alsdenn ὡς εν παρόδῳ zu erzählen, daß ein gewiſſer Herr Profeſſor Köſter in Gieſſen ſeinen Namen angenommen und ſich in den letzten Tagen des achtzehnten Jahrhunderts, welches an Federkriegen ſo fruchtbar iſt, unter dieſem erborgten Namen mit dem Magiſter Kindleben in verſchiedenen auf einander gefolgten Streitſchriften herumgetummelt hätte? Damals, als ich dieſen Einfall hinſchrieb, war er Scherz, den Sie nicht verſtanden; aber jetzt, Herr Profeſſor, iſt er Ernſt, und Sie ſollen es nach einiger Zeit erfahren, daß ich meinen im Scherz gefaßten Vorſatz zur Wirklichkeit gebracht habe. Der von Ihnen joci cauſa erbetenen Urkunden werde ich, da ich die Bibliotheken verſchie-

ſchiedener groſſer Männer und öffentliche Bibliotheken an dem Ort meines Aufenthalts nutzen kann, ſehr leicht entrathen können, und Sie brauchen ſich diesfalls im geringſten nicht zu incommodiren.

Phyſicher Einfluß der böſen Geiſter? wie es auf der 17ten Seite Ihres Epilogs lautet, womit wollen Sie den beweiſen, Herr Profeſſor? Wenn ich die Einwirkung des Teufels oder der böſen Geiſter in der mehreren Zahl auf die menſchliche Seele (die kein Philoſoph erklären kann) zugebe, ſo hab ich alles eingeräumt, was man von mir verlangen kann. Aber Einfluß des Teufels auf meinen Körper --- den leugne ich ſchlechterdings, weil ich ſonſt den ganzen Plunder von Zaubereyen und Hexenmärchen wieder auffriſchen und gangbar machen müſte, den der kluge Thomaſius ſo glücklich aus der Welt geſchafft, und, indem er ihn aus der Welt ſchaffte, manche alte Frau, die blos ihre Trieſäugigkeit oder ihr ſcheußliches Anſehen in den Augen des Pöbels zur Hexe qualifizirte, von dem Scheiterhaufen errettet hat.

Mag doch der Teufel zu Christi Zeiten, wo alles voller Wunder war, die Menschen leiblicherweise besessen, gequält und herumgehohlt haben, das will ich Ihnen allenfalls einräumen, wenn Sie meinen, daß viel daran gelegen ist, eine in den Schriften des neuen Bundes enthaltene leibliche Besitzung des Teufels zu behaupten; aber physischen Einfluß des Teufels auf den Menschen im achtzehnten, so erleuchteten, so philosophischen Jahrhundert, wo es so viele Anleitungen und Hülfsmittel zum Selbstdenken giebt? wer kann das verdauen? wer nicht muthmaßen, daß Ihnen der Artikel de diabolo der liebste und fruchtbarste in der ganzen Dogmatik seyn müsse? Soll ich Ihnen bey dieser Gelegenheit meine Erklärung vom griechischen Worte διάβολος sagen? Es kommt nach meinem Urtheil her vom Worte: διαβάλλω, ich treibe, stoße durch, daher überseß' ich διάβολος einen Durchtreiber, einen durchtriebenen Schelm, und das scheint mir für die Natur und für die Handlungsweise dieses bösen Geistes sehr passend zu seyn. Und wirklich hört' ich einmal in einer großen Stadt eine Predigt, worinn dies der Hauptsatz war: der Teufel, als ein durchtriebener Schelm.

Es

Es war über die Epistel am 21sten Sonntage nach Trinitatis: Zuletzt, meine Brüder ꝛc. insonderheit nach Anleitung der Worte: womit ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts. Es wurde erstlich gezeigt, wie der Teufel seine List gegen die Menschenkinder ausläst, und zweytens: wie man sich dafür in Acht nehmen und ihm einen Strauß nach dem andern abgewinnen soll.

Satanas wäre auch ein griechisches Wort? Herr Professor! Herr Professor! ubi judicium? Als ich noch in die Schule gieng, lernte ich von meinem Präceptor, das Wort Satan wäre hebräischen Ursprungs und bedeutete in unsrer deutschen Muttersprache einen Widersacher, einen feindseligen Menschen, und ich erinnere mich nicht, dieses Wort bey irgend einem der griechischen Profanskribenten gelesen zu haben. Das heist gestolpert!

Ich muß zur Benachrichtigung meiner Leser die Stelle Ihres Epilogs hersetzen, woraus hervorgeht, daß Sie das Wort Satanas für ein griechisches Wort gehalten und eben dadurch einen greulichen Polterjan, den

men schon an Ihnen gewohnt ist, gemacht haben. Es heist nämlich S. 18. „Selbst die gewöhnliche Benennung, die sie (die heilige Schrift) solchem bösen Geiste beyleget, scheint mir dahin abzuzielen, da sie ihn gemeiniglich διάβολος oder σατανὰς zu nennen pfleget. Die Bedeutung dieser Worte ist bekannt genug, ohne daß ich mit ihrer Erklärung mich abgeben dürfte. Ich bemerte nur so viel, daß solche Benennung, die man bey Profanstribenten, (wenigstens die erstere, die doch gewiß reingriechisch ist, denn von der letzten will ich nichts sagen) in dieser Bedeutung wohl nicht so leicht findet, aus Ursachen müsse diesem bösen Geiste beygelegt seyn, die sich wohl nicht anders, als aus dem Zusammenhange und ganzen System der Schrift herleiten und erklären lassen.„ — Beyläufig nur noch ein Wörtchen: daß διάβολος den Teufel bedeutet, werden Sie in keinem alten und guten griechischen Wörterbuche finden. Ich besitze eins in folio aus den sechzehnten Jahrhundert, welches ich schon damals, da ich meine Noncristen; schrieb, nachschlug, und da fand ich unter der Rubrik: διάβολος: Verläumder, homo malitiosus, calumniator, u. s. w.

Ich

Ich hätte Ihnen freylich noch viel über manche in Ihrem Epilog, der sich so niedlich anhebt und mit einem lateinischen Kraftspruch: ohe jam satis est, schließt, enthaltene seltsame Dinge und Beobachtungen, sonderlich in Betreff der von Ihnen so sehr erhobenen Klugheit des altjüdischen Volks zu sagen, dessen große Neigung zur Abgötterey und zum sinnlichen, bilderreichen Gottesdienst bey dem Anbeten des vom Aaron gemachten güldenen Kalbes so sichtbar ward, zu sagen; ich könnte das, was in meinem letzten Akt enthalten ist, durch neue Gründe und durch Anführung bewährter Schriftsteller rechtfertigen; ich könnte Ihnen zeigen, daß ich über die Sache, worüber wir uns bisher gestritten haben, nicht allein vieles gelesen, sondern auch viel darüber nachgedacht habe, weil es mir von je her sehr darum zu thun war, meines Glaubens und meiner Hoffnung gewiß zu seyn; — Aber weil ich vorhersehe, daß dies alles nicht Ihren Sinn und Ihr System ändern und das Vorurtheil, welches Sie wider mich gefaßt zu haben scheinen, aufheben würde, so will ich lieber zum letzten Abschnitt dieses Anhangs zum letzten Akt der

von

von mir herausgegebenen Teufeleyen des achtzehnten Jahrhunderts fortschreiten und auf die drey ersten Theile meiner Predigt die sogenannte Nutzanwendung folgen lassen, in welcher ich mich vornehmlich über einen Widerspruch erklären will, den Sie in meinem letzten Akt, in Vergleichung des Titels mit einer gegen das Ende dieser Schrift enthaltenen Stelle, gefunden zu haben vermeinen: Sie fragen S. 43. Ihres Epilogs: „Ein evangelischer Prediger, und doch in einem unbemerkten, unbeneideten Privatstande, der sich vom Bücherschreiben nähren muß? „Wie dies zusammenhängt, Herr Professor, und wie Sie sich das ohne Kopfbrechen, bey einem kleinen Vorrath von natürlicher Logik erklären können, das will ich Ihnen gleich erzählen, wenn Sie mir nur noch auf einige Augenblicke ein geneigtes Gehör gönnen, und allenfalls, bis Sie weiter lesen, um das Nachstehende besser zu kapiren, ein wenig verschnieben *) wollen.

Da

*) Verschnieben ist ein märkischer Provinzialismus, und bedeutet so viel, als ausruhen, sich erhohlen. S. Heynatz Handbuch der deutschen Sprache.

Da dieſe Aufklärung eines von Ihnen mir Schuld gegebenen Widerſpruchs es erfordert, daß ich einen kleinen Theil meiner Lebensgeſchichte erzähle, wovon das weitere in Emanuel Hartenſteins, eines peregrinirenden Weltbürgers, Reiſe von Berlin über Roſtock nach Dreßden enthalten iſt, ſo werden Sie mir das hoffentlich nicht als Eitelkeit anrechnen und ſich durch dieſe kurze Erzählung in dem Wahn, als ob ich ein ſtolzer Mann wärr, beſtärken laſſen.

Ich wurde im Jahr 1772 ohne meiu Suchen und Wünſchen in meinem drey und zwanzigſten Lebensjahre Landprediger zu Kladow, Gathow und Glinike in der Mittelmark. Dieſes Predigtamt verwaltete ich unter vielen widrigen Schickſalen, worunter das widrigſte und ſchmerzhafteſte für mich der frühe Verluſt einer würdigen Gattinn war, die im Wochenbette ſtarb, ohngefehr drey Jahre lang. Amts- und Familienverdruß (denn ich war mit dem Kirchenpatron und mit meiner übelgeſinnten Gemeine in verſchiedene unangenehme Streitigkeiten verwickelt worden, brachte mich zu dem,

frey-

freylich unüberlegten Entschluß, meine Pfarre zu resigniren. Der Edelmann nahm die schriftlich geschehene Resignation, die mir in der That von allen meinen Freunden und Gönnern sehr übel genommen wurde, mit beyden Händen an, weil er durch alle seine Klagen und Chikanen, über deren Grund und Veranlassung ich mich hier nicht herauslassen will, mich nicht wegbringen und das geistliche Kollegium, unter dem ich stand, mich zu versetzen, bewegen konnte, und ich verließ nach öffentlich gehaltener Abschiedspredigt meine Gemeine,, um, wie ich mich im letzten Akt ausgedrückt habe, in einem unbemerkten, unbeneideten Privatstande mit Hülfe meines Kopfs und meines Herzens im Vertrauen auf Gottes Fürsorge meinen Unterhalt und mein weiteres Fortkommen zu finden.

Dadurch nun, daß ich mein Pfarramt zu Kladow, veranlaßt durch viele widrige und verdrüßliche Umstände, in denen ich freylich hätte ausdauern und weniger hitzig seyn sollen, freywillig niedergelegt habe, dadurch hab ich keinesweges auf den Predigerorden, auf die Rechte und Befugnisse

des-

deſſelben, die mir in Berlin, gewiß nicht precario, ſondern, nachdem ich praeſtanda präſtirt hatte, ertheilt worden ſind, für den übrigen Theil meiner Lebenszeit Verzicht gethan, oder mich auſſer Stand geſetzt, eine Predigerſtelle ferner ambiren und bekleiden zu dürfen. Denn es hat in den preuſſiſchen Staaten mit der Reſignation einer Predigerſtelle eine andre Bewandtniß, als in Sachſen und manchen andern Ländern, wo im Denken und Thun weniger Freyheit iſt. Wenn in Sachſen ein Prediger ſein Amt reſignirt, ſo muß er zugleich auf alle Rechte des Predigerordens Verzicht thun und ſogleich eine andere Lebensart ergreifen. Nicht alſo bey uns. Denn wir haben in den preußiſchen Landen verſchiedene Beyſpiele, daß Prediger, die ihr an einen gewiſſen Ort gebundenes Amt aufgegeben haben, nachher, wenn ſie Luſt dazu hatten, zu andern Pfarrſtellen oder zu andern Ehrenämtern befördert worden ſind. Und wenn Sie mirs nicht auf mein Wort glauben wollen, daß ich meine Dorfpredigerſtelle freywillig aufgegeben habe, ſo verweiſ' ich Sie, um Ihnen eine weitere Nachfrage zu erſparen, auf das, vermuthlich auch in Gieſſen bekann-

kannte, Journal für Prediger, worinn meine nach der Niederlegung meines Amts gehaltene öffentliche Abschiedspredigt rezensirt und die Ursache meiner Resignation angegeben ist. *)

Hätt' ich gewust, daß Sie sich über den Beysatz auf dem Titel meines letzten Akts: evangelischer Prediger, formalisiren und daß derselbe gewissen Leuten zu unangenehmen und nachtheiligen Auslegungen Gelegenheit geben würde, so würd' ich ihn weggelassen oder wenigstens ausgestrichen haben, wenn ich die Bogen des letzten Akts zur Korrektur bekommen hätte. Denn jetzt ist es mir freylich mehr um ein akademisches Lehramt, als um eine Predigerstelle zu thun, ob ich gleich

*) S. Journal für Prediger, Band VII. S. 112. Abschiedspredigt am dritten Sonntage des Advents 1775 an die versammelte Gemeine zu Kladow, Gathow und Glinike gehalten von Christian Wilhelm Kindleben, bisherigen Pastor daselbst. Berlin 1776. 2 Bogen in 8vo. „Der Herr Verfasser (heißt es) hat die Gabe, populär zu reden. Desto aufrichtiger bedauern wir, daß er durch Amtsverdruß genöthigt worden, seine Predigerstelle zu resigniren und sich der akademischen Lebensart zu widmen.„

mir gleich, was meine künftige Versorgung betrift, keinen Eigensinn und keinen Stolz, den manche mir so gern aufschwatzen möchten, vorwerfen kann.

Zu mehrerer Erläuterung dessen, was ich bisher gesagt habe, um Ihnen begreiflich zu machen, wie es möglich sey, daß man ein evangelischer Prediger seyn, und doch in einem unbemerkten, unbeneideten Privatstande leben könne, will ich nur ein einziges Beyspiel aus der Geschichte der neuern Zeiten anführen. Der geschickte Rath Campe in Hamburg, mein ehemaliger Universitätsfreund, war Feldprediger bey dem Regiment des Prinzen von Preussen in Potsdam, er legte sein Predigtamt nieder, um die Stelle eines Fürsorgers oder Direktors bey dem Philanthropin in Dessau zu übernehmen, und nachdem er auch diesen Posten wieder verlassen hat, privatisirt er in der Vorstadt von Hamburg als Erzieher der Jugend. Wer könnte es ihm nun, ob er gleich jetzt in keinem öffentlichen Lehramte steht, verargen, wenn er sich in Schriften oder auch sonst als einen ordinirten Prediger ankündigen wollte? Er bedient sich seiner einmal

 ein-

langten Rechte nicht, denn es ſcheint, daß er nie wieder eine Predigerſtelle annehmen werde, aber niemand kann ſagen, daß er es nicht thun dürfe.

Da es Ihnen übrigens nicht gefallen hat, mein werther Herr Profeſſor, die andern Widerſprüche in meinem letzten Akt, die ich freylich, auch mit der Prä- und Konſervationsbrille auf der Naſe, in meinem Büchlein nicht finden kann, anzuzeigen, ſo kann ich der undankbaren Mühe überhoben ſeyn, mich dagegen zu rechtfertigen und Ihnen Ihre Zweifel (denn Sie ſcheinen mir bey aller Ihrer Rechtgläubigkeit ein großer Zweifler zu ſeyn) zu benehmen. Ich will es alſo, weil ich über die Lehre vom Teufel nichts mehr mit Ihnen abzumachen habe, bey dem, was bisher geſagt iſt, bewenden laſſen.„

Sie werden ſehr wohl thun, Herr Profeſſor, wenn Sie es nun auch in dem Streite mit mir bey Ihrem Epilog, den ich ſelbſt mit bekannt machen helfe, bewenden laſſen. Sollte es Ihnen aber gefallen, dieſem Appendix auch einen Appendix zum

Epilog entgegenzuſetzen, ſo hab' ich mannichfaltige Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß meine Dinte nicht eingefroren iſt. Indeß ſoll es mir lieb ſeyn, wenn Sie die Vorſtellungen, welche ich Ihnen in dieſen wenigen Bogen zu Gemüthe geführt habe, in einem feinen guten Herzen behalten; in dieſer Hofnung wünſch' ich Ihnen, geſund, wohl und vergnügt zu leben. Und ob ich gleich weiß, daß es nicht in Ihrer Gewalt ſteht, mir ein einträgliches Amt zu verſchaffen, welches Sie auch für baar Geld, wie man im Sprüchwort ſagt, angenommen haben, da es doch mein höflicher Scherz war, ſo glaub ich doch, daß Sie mir, wenn ich ein ſolches Amt heute oder morgen erhalte, daſſelbe nicht misgönnen werden. Denn in der That, Herr Profeſſor, Sie ſcheinen mir caeteris paribus (wenn alles übrige gleich iſt) ein recht guter Mann zu ſeyn. Sie gehaben ſich wohl!

Nachschrift
an den
Herrn Professor Köster in Giessen.

Beynah hätt' ich eine merkwürdige Stelle in Ihrem Epilog übersehen, die mir eben bey abermaliger Durchsicht meines Manuskripts nicht wenig auffällt. „Wenn unter uns, heißt es S. 43. Ihres Epilogs, „die sogenannten Apôtres so gewöhnlich wären, wie man dergleichen bey den französischen Gemeinden noch zuweilen findet, so „würde ich Sie für einen solchen halten; „aber so weiß ich es nicht zu reimen.„ Durch diesen witzigen Einfall, Herr Professor, bringen Sie mich auf die Idee, sobald der liebe Frühling kommt, nach Paris zu gehen, den petit collet *) anzunehmen, und

*) petit collet heißt auf deutsch: der Kragen, das Ueberschlägelchen, dessen sich in Deutschland die evangelischen Prediger und in Frankreich die Abbées, auch andere vorneh-

me

und – und – wenn ich Erzbiſchof, oder vielleicht gar Pabſt werde, dann geb ich Ihnen mein Wort, daß ich für Ihren Einfall erkenntlich ſeyn, und nach dem Beyſpiel eines Sixtus, des fünften, der in einem der vergangenen Jahrhunderte auf dem römiſchen Stuhl ſaß, Ihrer im Beſten gedenken will. Der rothe Hut – ſollte Ihnen der nicht willkommen ſeyn? --- --- caetera textus habet.

me Geiſtliche nur mit dem Unterſchiede bedienen, daß die deutſchen Kragen (der Civilprediger) weiß und die franzöſiſchen blau ſind. Démangeaiſon du petit collet, heißt: Pfarrſucht, S. Wilhelm Abraham Tellers Wörterbuch des neuen Teſtaments.

Nachricht
an das lesende Publikum.

Es hat dem Herrn Oberkonsistorialrath Büsching in Berlin gefallen, in seinen wöchentlichen Nachrichten vom dreyzehnten November 1780 bey der Anzeige meines Buchs: Emanuel Hartenstein, eines peregrinirenden Weltbürgers Reise von Berlin über Rostock nach Dreßden ꝛc. unter andern zu schreiben: daß ich einige seiner vortrefflichen Kollegen im Oberkonsistorium gelästert hätte. Da nun ein jeder der beste Ausleger seiner eigenen Worte ist, so muß ich zu seiner vorläufigen Belehrung und zu meiner Vertheidigung gegen eine so bittere und nachtheilige Beschuldigung, die der Herr Oberkonsistorialrath mit nichts erweisen kann, hier öffentlich erklären, daß ich, wenn ich in dem von ihm rezensirten Buche sagte, daß er ein besserer Mann, als mancher von seinen Kollegen wäre, nicht seine Special-Kollegen in Berlin, sondern seine Kollegen ἐν τῇ διασπορᾷ,

die

die in der ganzen Welt zerſtreut ſind, gemeint und daß ich übrigens für ſeine Herren Mitarbeiter in Berlin, wie für ihn ſelbſt, alle mögliche Hochachtung habe, wenn ich gleich als Schriftſteller und Gelehrter mein Urtheil über des Herrn Doktor Büſchings Produkte gelegentlich herauszuſagen und ihn, wie er ſich ausdrückt, gewiſſer ihm vermuthlich bekannter Urſachen wegen, anzuzapfen, mich eben nicht ſcheuen darf, weil ich in einem freyen Staat für mein baares, verdientes Geld unter dem Schutz des groſſen Königs lebe, dem Gewiſſenszwang und übertriebene Einſchränkung des Bücher- und Schriftſtellerweſens ein Greuel iſt. Halle, den 18ten November 1780.